



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 06818871 7

Paul Orlamünder ◆ ◆ ◆ ◆ ◆
Volksmund und Volkshumor





index

Volksmund und Volkshumor.

Orlamuender

ZB 11

**Volksmund
und
Volks humor**

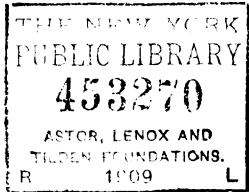
✻ ✻

**Beiträge zur Volkskunde
von
Paul Drlamünder.**

✻ ✻ ✻

1908
Niedersachsen-Berlag
Carl Schünemann, Bremen.

P. G.



Vorwort.

Wohl jeder Volksfreund hat das lebhafteste Bestreben, volkstümliche Äußerungen, Anschauungen und Zustände näher kennen und verstehen zu lernen. Volksmund macht Brauch und Art und Sitte kund! Auch die nachfolgenden Beiträge über Volksmund und Volkshumor wollen diesem Zweck in bescheidenem Maße zu dienen versuchen. Sie möchten auch an ihrem Teile etliche neue Bausteine, und sei es auch nur Mörtel und Sand, zu dem bereits hochragenden Tempel deutschen Volkstums und deutscher Volkskunde liefern. Es soll der Versuch gemacht werden, einzelne Hallen dieses stolzen Baues unter dem besonderen Gesichtswinkel des Volkshumors im Volksmunde näher zu beleuchten; denn „was umgeht in des Volkes Mund, hat meistens einen trift'gen Grund.“ Und der Volkshumor hat es darauf abgesehen, sich lustig mit dem Ernst des Lebens herumzunecken; ein Unterfangen, dem von vornherein nicht all und jede Berechtigung abgestritten werden kann. „Life is a comedy to those, who think, a tragedy to those who feel!“ sagt ein englischer Philosoph.

Brauch und Sitte früherer Zeiten, oft ans Narrenhaus erinnernd, Sprache und Art verschiedener Volksstämme und Volksschichten, Renntnis und Verständnis für das Volkstum des alten erbgeessenen, bodenständigen Bauern- und Bürgertums sind an und für sich schon interessant und lehrreich, werden es aber noch in höherem Maße, wenn der gebildete Saie imstande ist, durch eigene Ideenverknüpfung und rege Kombinationsgabe die Fühlfäden persönlicher Beobachtungen und selbsterlebter

Steckert Jan 5/09 #95

Erfahrungstatsachen auf dem ungemein weiten Gebiete des deutschen Volkstums vom Alten zum Neuen ins Gebiet der Volkskunde hinüberzuweben.

Was dem Laienauge oft im fernen Glimmerglanz blauender Weiten zu verschwimmen droht, was vor seinem Auge nur neblig trüb und dunkel auftaucht, das hält der schärfere und tiefere Blick des Forschers und Kenners fest und läßt es mehr und mehr klar zutage treten. Selbst allerlei an sich lächerliche Merkwürdigkeiten, Schrullen, Schnaden und Schnurren des Volksmundes und Volkshumors — dieser Insel der Seligen im Meer des Volkstums — können dem wissenschaftlichen Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde mancherlei beachtenswerte Winke und Fingerzeige über Wesen und Art unserer Vorfäter geben und diese oder jene Gegenwarts-tatsache oder Äußerung mit historischer Leuchtkraft —
erhellen.

Im Sinne der aufstrebenden Volkskunde verdienen daher Volksmund und Volkshumor in ihren vielgestaltigen Äußerungen bei allen Phasen unserer Lebenspilgerfahrt ganz besondere Beachtung und lohnen den, der sie mit Liebe sucht und hegt und pflegt, als frohgemuter Gefährte, als fester Wandersstab auf dieser Pilgerreise, die durch Wüsten und Dafen führt. Ist doch der Humor ein göttlich Lebenselixier im Alltagsstaube! Tränkt doch dieser ewig junge und verjüngende Quellstrom die steinigen Stätten unseres Daseins und schafft Dafen in des Lebens Wüste. Weh' uns, wenn dieser „Quickborn“ uns versiegt! —

Volksmund und Volkshumor, die sich in ethischem Idealismus auf die klar erkannte Wirklichkeit der Umwelt aufbauen und daher in gesunder Realistik alle sogenannte Zimperlichkeit verschmähen, vor allem die tausendfachen sprichwörtlichen Redens-

arten im vielgestaltigen Dialekt der deutschen Volksstämme, sind mit ihrer humordurchtränkten Weltanschauung ein wahrer Gesundbrunnen für alle, die blasiert und müd am Markt des Lebens lungern. Volksmund und Volkshumor leisten vor allem auch Helferdienste dazu, daß man im dunklen Schatten trüber Tage nicht ganz und gar den inneren Sonnenschein verliert. Man fühlt im Heimatshauch und Heimatsbrauch den urgesunden Erdgeruch des Mutterbodens.

Wurzelechte Denk- und Sinnesart, schollenfichere Bodenständigkeit und Eigenart, Mensch und Natur und die Stammeseigentümlichkeit als das Produkt aus diesen zwei Faktoren zeigen sich hier in schönster Wechselwirkung und Durchbringung. So mag denn Volksmund und Volkshumor zur Ausfahrt reisen und sich als froher Wandersmann im Feld der Welt erweisen. Das Interesse jedes Gebildeten wird ihm hoffentlich sicher sein.

Im übrigen möge sich erfüllen, was Voltaire in seinem „Philosophischen Wörterbuche“ sagt: „Die nützlichsten Bücher sind diejenigen, welche den Leser zu ihrer Ergänzung auffordern.“ — Im Sinne von Wilhelm Busch, diesem großen Humoristen in Wort und Bild, aber sage ich:

„Ein gutes Buch — ein wahrer Schatz
In Nöten dient es . . . zum Verkauf.
Nur mit Humor dein Sach bestellt,
Dann lacht dir froh die ganze Welt.
Nichts ist auf Erden hier so kleinlich oder
kläglich
Daß nicht Humor und Wiß die Sache macht
erträglich.

Hamburg, im Mai 1907.

Paul Orlamünder.

Einleitung.

Uralt und doch ewig jung! So könnte man vom Volkshumor sagen. Ist doch der Humor, diese Gabe des Herzens, so alt, wie Volksmund und Volkstum überhaupt. Schon die Metbank unserer Altvorderen bot ihm neben dem fahrenden Barden, der die Heldenhymnen anstimmte, in der Gestalt des „Narren“, der allen ungeschminkt die Wahrheit sagte und die Metgenossen mit feinen Sprüchen der Lorenweisheit, mit feinen komischen Schwänken, lustigen Neckereien und drolligen Scherzrätseln unterhielt, eine gastliche Stätte am heimatischen Herdfeuer.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, sagt Moritz Busch in seiner Darlegung über deutschen Volkshumor, diese Neigung, die Welt womöglich in Narrenfreiheit auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große klein und das Kleine groß zu machen und in frivoler Weise selbst am Heiligen und Erhabenen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des komischen Spottes haftet, dieser Trieb zu lustigem Fabulieren war ein altes Erbe, das den Deutschen all die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinseszinsen mehrte, bis es gegen Ende des Mittelalters zu einem Reichtum an närrischen Bräuchen und Sitten, Geschichten, Liedern, Sprüchen und Namen angeschwollen war, wie er keines der Nachbarvölker erfreute.

Die Reformation tat dem wenig oder gar keinen Abbruch. Selbst aus den Blutwellen des Dreißigjährigen Krieges, aus Feuer und Rauchdampf zerstörter Stätten tauchte der deutsche Volkshumor als

Erbgut, wenn auch stark beschädigt und vergrößert, wieder neu und siegreich auf. Und daß er noch heute lebt und webt zu Nutz und Frommen unseres Volkstums, davon können wir uns in jedem Ratskeller und in jeder Dorfschenke, bei jedem echten Volkskalender von altem Schrot und Korn und namentlich auch aus der Teilnahme überzeugen, die unseren sogenannten humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird. Wer den gesunden, goldigen Humor des Mutterwitzes besitzt, wer selbst ernstern Dingen eine harmlos humoristische Seite abzugewinnen versteht, kann Mutter Natur nicht genug dankbar sein für diese göttliche Gabe.

Das sogenannte goldene Zeitalter des deutschen Volkshumors datiert etwa in seiner Blütezeit von der Mitte des 14. Jahrhunderts und reifte zu seiner schönsten Blüte in den folgenden hundert Jahren, parallel der sich zur vollen Reife entfaltenden Kraft des Bürgertums.*) Ein förmliches Narrentum entstand, welches nach und nach bei der größeren Hälfte des Volkes die Auffassung der Dinge und Menschen durchdrang und färbte. Die Narrheit drang in alle Stände ein; denn ein Narr macht bekanntlich viele närrisch. Der Trieb, ein Tor zu sein oder unter Toren ebenfalls töricht zu erscheinen, ergriff nicht nur einzelne Menschen, sondern bemächtigte sich sogar ganzer Genossenschaften in gar wunderlichem und tollem Treiben. Am Ende des 15. Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb des Volkshumors bereits krankhaft entartet und fragenhaft entstellt.

Die mit dem dümmsten Schafsgesicht auftretende Piffigkeit, das Wohlgefallen an der übertriebenden Verzerrung, an der Karikatur, das Ver-

*) Vergleiche: Gerbinus: Geschichte der deutschen Dichtung, II. Bd., S. 287 u. f.

gnügen am Hänfeln und Foppen, am Verieren und Ironisieren hatte das Volk gleichsam wie eine jener religiösen Manien ergriffen, die ihren Abschluß in der Bildung einer Sekte zu finden pflegen. Auch die Narrentums-Sektenbildung blieb nicht aus. Förmliche Narrengilden und Narrenstaaten zur Pflege der Narretei wurden gegründet. „Poffen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, die Silbenstecherei wurde wie eine Kunst betrieben, das Hänfeln, Foppen und Necken florirte, wo man ging und stand.“ Auch in der deutschen Dichtung machte sich dieses wunderliche Wesen des Narrentums bedeutend bemerkbar. Das Schalksnarrentum wurde als „lustiger Rat“ der Hausgenosse aller deutschen Fürsten. „Wie früher die Geißler im Büßergewande, so zogen jetzt die fahrenden Leute mit dem Fuchschwanz und den Eselsohren, den Schellen und dem Kolben des „Hanswursts“ in Scharen durch die Städte, und statt der Vitaneien erschallten nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Spaßvögel wanderten, mit Lorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehemals gegen eingebilbete Riesen und Drachen stritten.“ Die Aufnahmegebräuche der Zünfte bekamen komische Zutaten in Hülle und Fülle. Die neuerfundene Buchdruckerkunst brachte fast dieselbe Menge von spaßhafter Literatur — Schwankdichtungen und Poffen — als ernste Erzeugnisse. Unsere Sprache gewann in jenen Zeiten einen großen Schatz neckischer Redewendungen und scherzhafter Ausdrücke. Allerhand tolle Namen entstanden, die noch heute zum Teil an ihren Trägern haften. Allerlei Spitznamen oder „Eselnamen“ für die einzelnen Stände und Berufsarten wurden erfunden und mit Behagen in Umlauf gesetzt. Die einzelnen Dörfer und Städte konnten sich in gegen-

seitigen Neckereien nicht genug tun. Das Kalenbuch entstand. Die Schildbürgerstreiche fanden ihre zusammenfassende Darstellung. Ernstgemeinten Sprichwörtern wurde das Ringelschwänzchen des Humors als Neckerei angehängt und diese Sentenzen dadurch lächerlich zu machen gesucht. Selbst das Heilige verfiel dem derben Spott. Die ganze Welt war ein Narrenhaus und der Humor schwang seine souveräne Britsche über Kaiser, König und Papst. „Nicht bloß die Bechtube und der Jahrmarkt erfreuten sich an seinen derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar von der Kanzel herab schnitt er der andächtigen Gemeinde seine Gesichter.“ —

Tolle Fastnachtsspiele gingen über die mittelalterlichen Bühnen mit all ihrem Unsinn und Unfug, ihrer Unsauberkeit und Unfläterei. Der norddeutsche Gulenspiegel und der süddeutsche Pfaffe von Kalenberg läuteten mit Vorliebe die Sauglocke. In allerlei merkwürdigen und komischen Grabschriften drang der Humor selbst zum Ruheplatz der Toten, auf die Friedhöfe. Allerlei fingierte Narrenorte, wie: Lorenhofen, Lappenhausen, Lumbentrain, Grillenbergl, Schnokenland, Hummelslragen, Schlaraffenland usw. tauchen im damaligen Lande „Narragonien“ auf. Von Dummerstadt, Bettelslragen und Schalkshausen erzählt Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“. Der an sich gesunde Trieb des Volkshumors war gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts so stark entartet, daß von reichswegen gegen diese gröbliche Entartung Verordnungen erlassen wurden, damit der Unfläterei gesteuert werde. Wälzten sich doch die Dichter der „Nürnbergel Fastnachtsspiele“ förmlich im Schmutz!

Aus all diesen Volkssäuerungen, seien sie häßlich und gemein oder schön und edel, seien sie alt oder

neu, dumm oder schlau, brutal oder zartfinnig, unrein oder lauter, aus ihnen allen muß der Forscher im Meer des Volkstums die Edelkorallen der Tiefe emporzuheben suchen und aus dem Wirrsal des tauben Gesteins die goldklaren Kristalle zum Lichte emporbringen. Er muß aus den mancherlei mitklingenden Ober- und Untertönen mit feinem Gefühl den Grundakkord der Volks- und Stammesseele herauszuhören verstehen. Und, wenn er ein guter Musikant ist, wird er auch den wahren Grundton aus den oft enharmonisch schwingenden Sarsensaiten der Volks- und Stammesseele heraus hören und ihn weiterspinnen zum Cantus firmus seines wahren Wesens in unseren lebendigen Tagen und Nächten. Die vielseitigen Forschungen über deutsches Volkstum in ihrer umfassenden Weise aber lehren uns glauben — ohne Dünkel und Selbstüberhebung — an die hohe Kulturmission unseres deutschen Volkes unter allen Völkern, die mit ihm den Erdball bewohnen. Wie denn ein Seher unseres Volkes sagt: „An deutschem Wesen soll einst die Welt genesen!“

Wenn aber bei den vielen Stimmen im Orchester des Volkstums der Volkshumor in allen möglichen Tonarten die Grundmelodien der Volksseele erklingen läßt, wenn er mitunter recht kräftig und derb die grunzende Bassgeige streicht oder auf der Piccolo und der Kesselpauke geradezu schrille und gewaltsame Töne hervorbringt und laute Disharmonien im harten Dur in die elegisch gestimmten Molltonseelen hineinklingen läßt, so darf man sich darob nicht wundern: Bläst doch die Windsbraut in den Bergen gerade so gewaltig wie sie in der wüstenflachen Ebene staubwirbelnd dahinstürmt. Und säuselt doch die linde Maienluft am grünen Nordseewogenufer ebenso lau und leise wie am Bodensee und Belt. So verschieden auch die deutschen Stämme

sind: in den Grundmotiven klingen Volks- und Stammesseele zusammen, wengleich in jedem Volksstamme der Humor im Volksmunde über eine ganze Stala von Tönen, hell und dunkel, Dur und Moll, verfügt.

Naturgemäß beschränkt sich der Begriff des urwüchsigcn Volkshumors in erster Linie auf die mit und in der Natur lebenden *Landbewohner*. Erst in zweiter Linie kommen die „kulturbeledten“ Stadtmenschen — der Oberbayer sagt „Stadtfrag“ — in Frage. Und zwar kommt von den Stadtbewohnern eigentlich nur die soziale Unterschicht — der Elementarboden des Volkes — in Betracht. Doch darf man ja nicht glauben, daß nicht hier und da, selbst in den feinsten Kreisen bei den „Upper ten“, zuweilen echt Volkstümliches und Humorvolles zu hören sei. Ganz und gar hat auch dort das Licht der Hoch- und Überkultur dem „Volkshumor“ noch nicht die Flugfittiche versengt; denn ganz außerhalb des „Volkes“ steht ja selbst der Hochgebildete nicht. Aber den eigentlichen festen Nährboden für den Volkshumor liefert das „Landvolk“, der erbgefeffene, schollensichere und wurzelechte Bauernstand, sofern die infektiösen Kulturzentren der Großstädte nicht in allzu großer Nähe sind.

Je abgeschlossener ein Volksstamm sein Dasein verbrachte, desto interessantere, bodenständige Ausbeute liefert er dem Forscher. Echtes Volkstum kann nicht gut im Kultur-Fahrmarktstrubel und dem Gasten, Rennen und Sagen der Menschen-Maschinen-tätigkeit in den mancherlei Fabriken gedeihen. Und der Volkshumor nun schon gar nicht; denn er liebt die beschauliche Ruhe und streckt die starken Wurzeln seiner Kraft am tiefsten in den Nährboden der *Natur* und der „*Mutter-Erde*.“

Selbstverständlich kann es nicht meine vermessene Absicht sein, in den nachfolgenden Darlegungen auch nur einigermaßen Erschöpfendes und Abschließendes aus den einzelnen Gebieten von Volksmund und Volkshumor bringen zu wollen. Dazu reicht eines Menschen Kraft und Geschick wohl schwerlich aus bei der ungeheuer sich aufstürmenden Stofffülle. Darum sage ich mit Rudolf Baumbach:

„Kann ich nicht Dombaumeister sein,
Behau' ich als Steinmetz einen Stein.
Fehlt mir auch dazu Geschick und Verstand,
Trag ich Mörtel herbei und Sand.“

Dem aber, der mit kritischer Sonde an die nachfolgenden Ausführungen geht, möchte ich das Wort von unserem Marschdichter Hermann Ullmers zurufen:

„Bist du von dem, was du geschaut
Nicht gar absonderlich erbaut,
Denk, daß ein Erdensohn es machte.
Zwar besser hätt' er's machen sollen,
Indes, ein redlich strebend Wollen
Auch nicht verachte.“



Inhalt.



Vorwort	Seite V
Einleitung	" IX
Humor in niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten	" 1
Niederdeutsche Spielreden	" 25
Humor in Volksrätseln	" 35
Römische Hausinschriften	" 57
Römische und merkwürdige Inschriften auf Geräten	" 75
Römische und merkwürdige Grabinschriften	" 95
Volks humor in Schnaderhüpfeln	" 121
Römische Familiennamen	" 139
Römische Straßennamen	" 167
Römische Ortsnamen	" 181
Land und Leute im Volksmunde	" 189
Stand und Beruf im Volksmunde	" 217
Volks humor in Volksethymologien	" 225
Niederdeutsche Volksreime und Volkslieder	" 239
Berliner Witz und Volks humor	" 259
Narrenaufträge	" 277
Humor im deutschen Recht	" 283
Die Nase im Volksmunde	" 289
Der Volks humor als Namengeber und Neckbold	" 295
Narrenorte	" 305
Romik in der Kirche	" 325
Hamburger Witz und Volks humor	" 343



**Humor in niederdeutschen Sprichwörtern
und volkstümlichen Redensarten.**

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor.

In den im Volksmunde umlaufenden Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten hat man gleichsam einen Längsschnitt praktischer Art durch die Volks- und Stammeseigentümlichkeit. Die lachenden Bilder des Volkshumors im Sprichwort sind gewissermaßen eine besondere Galerie aus dem Ahnensaal des betreffenden Volksgeistes, dessen Physiognomie sich aus einer ganz bestimmten Summe von Eigenschaften zusammensetzt, die naturgemäß im Charakter der Heimatscholle wurzeln. Die Umwelt ist die Schaukelwiege des Volkshumors. Aus dem Volkshumor im Volksmunde ergeben sich mit Sicherheit ganz individuelle und tief bedeutsame Charakterzüge der deutschen Volksseele. Das Ureigenste im Menschen, Persönlichkeit und Subjektivität, gewinnen gleichsam objektiven Wert als Stammeseigentümlichkeit der Volkstypen. Osten, Westen, Süden und Norden, sowie das Land der Mitte in unserem Vaterlande, haben durchaus verschiedene Volks- und Stammesphysiognomien. Man halte nur den heiteren Rheinlandssohn gegen den schwerblütigen Rittauer und Ostpreußen, den kühlen Friesen gegen den Schwaben oder Bajuwaren oder Thüringer, um zu erkennen, wie durch landschaftliche Lebensbedingungen die bildsamen Schale des Volksgeistes umgemodelt und an den Boden der Heimstätte gebunden ist. Man studiere nur den Volksharakter „in seiner lebendigen Fauna und nicht in seinen Versteine-

rungen“ und Klopfe an jenen Stätten an, wo ein echtes Volksgefühl wohnt. Einzelseele, Stammeseele und Volksseele treffen und steigern sich gegenseitig zur Seelendreinigkeit der Persönlichkeit eines Vollmenschen.

Der Begriff des Volkstümlichen und Volksmäßigen ist der Gipfel dieser Skala, und der Volkshumor im Munde des Volkes gleicht den vier Strömen im Garten Eden, wodurch das Paradies der Volksseele mit lebendigem Wasser des Lebens versorgt wird. Redet doch aus dem Volkshumor ein Geist, der das Niedrigste mit dem Höchsten vermählt, der von dem Oberflächlichsten zum innersten Kern dringt, der weit und tief zu sehen versteht. Führen doch beispielsweise manche letzten Ergebnisse der Wetterkunde oft wieder zu den sogenannten Bauernregeln zurück. Die Seele des Volkes ist zugleich klar und tief und sein Humor sprudelt wie der Quell aus verborgenen Tiefen. Er gleicht dem dunklen, kühlen Brunnen, in den am hellen Tage die Sterne hineinscheinen.

Die volkstümlichen Sprichwörter und ständigen Redensarten im Volksmunde stellen sozusagen das Wurzelwerk der gesunden Vernunft im Volke dar. Kürze, Kraft und Wahrheit, gepaart mit erfrischender Komik oder scherzender Drolerie empfehlen diese oft derben Kinder und Erstlinge des gesunden Nachdenkens noch heute der allgemeinen Beachtung. In gewissem Sinne bilden die niederdeutschen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten geradezu ein volkstümliches Moralsystem, ein Laienbrevier. Sie repräsentieren den sogenannten gesunden Menschenverstand mehr, als 1000 dickleibige Bücher mit Moralabhandlungen dies vermögen.

Es erscheint gerade nicht ganz ohne Belang, zu untersuchen, was bei den einzelnen deutschen

Völkstämmlen an Sprichwörtern im Volksmunde gelebt hat und noch lebt, was noch heute als „Weisheit der Gasse“ zur gangbaren Tagesmünze gehört. Nationalsprichwörter enthalten die allgemeinen Urteile des Volkes. Sie sind demnach „wahre Urkunden des Volksgenies“ und kennzeichnen in nicht geringem Maße die Sitten der Vor- und Nachwelt. Echte nationale Sprichwörter lassen sich daher auch nicht gerade leicht in fremde Sprachen übertragen, ohne daß ihnen in gewisser Weise Gewalt angetan wird. Daneben gibt es aber auch enger begrenzte Provinzialsprichwörter, ja bloß solche, die wenigen Ständen und Berufen eigen sind. Hat der Humor beim Sprichwort Gebatter gestanden und ihm das Gewand des Scherzes zur Einkleidung gegeben, so ist das doppelt erfreulich.

Mit solcher humoristischen Patina anheimelnd geziert, treffen die stereotypen volkstümlichen Redensarten durchweg genau ins Schwarze. Doch sind diese bodenständigen, humorvollen Äußerungen aus dem Füllhorn des Volksmundes oft in Worten und Bildern so naturwüchsig derb, daß die Knäste und Knorren ihrer markanten Prägung bei etwas zartbesaiteten Seelen leicht Anstoß erregen. Daher lassen sich viele dieser humordurchwürzten derben Sprichwörter des Volkes nicht gut einem größeren Leserkreise am häuslichen Herd mitteilen. Hat doch das Volkstum auch seine Sumpf- und Moraststreden, und ist doch der Volkswitz häufig auch ein fauliger Schmarozerpilz auf dem an sich gesunden Baume des Volkshumors. Jedoch durchweg ist gutmütiger Spott, harmlose Rederei, lustiger Scherz oder beißender Witz das vierblättrige Kleeblatt, das auf dem blumigen Ager volkstümlicher Redensarten emporsprießt. Dafür einige Beispiele in folgender Auslese:

Weiß jemand z. B. mit einer Sache nichts anzufangen und stellt sich ungeschickt an, so heißt es von einem solchen Menschen im Volksmunde: „Sei fängt in de Mitt an, as de Ratt bi de Wust (Wurf). Es ist das eine dem Leben gut abgelaufchte Beobachtung sinnfälliger Art. — Einen „Hasenfuß“ kennzeichnet der Volksmund durch das launige Wort: „Den'n Bang'nbüer kann'n mit'n Fusthandschen wegiagen.“ Oder man sagt von einem feigherzigen Menschen: „Sei grügt sid vör'n dodigen Kiwitt.“ Dem „Überflugen“ — Nagenklauen sagt das Volk — gilt das Wort: „Sei is so Klau, hei kann Rattendred in'n Düstern rüen.“

In der Eckart'schen Sammlung „Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten“, erschienen bei Appelhaus und Pfennigstorf in Braunschweig (1893), findet man auf den 586 Seiten ein ungemein reichhaltiges Material und mannigfache Belege dafür, daß die lustigen Flügelschläge des Witzes diese Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten vielerorten durchwehen. So lesen wir beispielsweise mit stillem Schmunzeln: „Zum äußerlichen Gebrauche“, jäd de Apsteiker, doar stek hei ne Raud (Rute) achter'n Speigel. Wir freuen uns über die beziehungsreiche Anpassung dieser angeblichen Apothekeräußerung und erinnern uns der wohlbekanntnen Flaschen mit der Aufschrift: „Außerlich.“

Auch die scherzhafte Oldenburger Redensart: „Dat geiht nich,“ har de Kerl seggt, un har krapen, ist nicht übel. Ebenso leuchtet der Funke Volks-humor aus der Mecklenburger Redensart: „Alle gauden Gebrüf kamen aff,“ jäd dat Mäten, doar har de Paster ehr dat Danzen verbaden. — Recht drastisch malt der volkstümliche Ausspruch: „Bi Gott is allens möglich,“ jäd de Bur, doar bröcht hei den Wallach nah'n Singft. — Damit soll m. E. die poli-

zeilich mit Strafmandat zu belegende naive Dummheit mancher Menschen gekennzeichnet werden. — Unfreiwillige Komik gibt sich kund in der Beteuerung des Schlachters beim Ochsenkauf, wenn er nach dem Volksmund sagt: „So woher as id vör Gott stah, id kann nich mehr geben!“ säd de Slachter, doar stünn hei vör'n Offen. —

Überhaupt läuft ein großer Teil des Volkshumors in niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten auf unfreiwilligen Humor einer drastischen Situationskomik und witzig verwendete Gegensätzlichkeit der tatsächlichen Verhältnisse hinaus. Sehr zahlreiche ostpreussische Sprichwörter (siehe die Sammlung von Frischbier) haben dafür ganz besondere Neigung, lassen sich aber an dieser Stelle nicht anführen, da die bezüglichen Redensarten durchweg zu grobdrähtig sind. Verhältnismäßig harmlos sind noch: „Freu di Gurgel, frigt 'n Dörchmarsch“ und die Redensart: „Of god,“ seggt de Flöhhjäger, un greep 'ne Luus. — Oder das Sprichwort: „Allens werd vör Geld mäkt“, seggt de Snieder, „man keen Zumferschaft.“ —

Ganz vorzüglich kennzeichnet der Volksmund ein langes Gesicht bei „verhagelter Peterfilie“, wenn es heißt: „Ge mäkt en Gesicht as en Rarkenfenster.“ Sehr konkret und anschaulich drückt sich der Mecklenburger aus, wenn er seinem Landsmann wünscht: „Blif gesund, Landsmann, wenn't of Stakelforken hagelt.“ — Handelt es sich um heikle Dinge, die sich nicht feststellen lassen, oder die der Betreffende lieber vertuschen als kundtun will, so sagt der Volksmund in seiner konkreten Weise: „Dat's ne Gewissensfrag, ob de Brut noch Zumfer is.“ — Hat jemand unbedientermaßen Glück gehabt und als blinde Taube eine gute Erbse gefunden, so findet das seinen Ausdruck in der Redensart: „De dat Glück hett, geiht

mit de Brüt tau Bett, wenn hei of nich dormit traut is.“ — Wie plastisch stellt uns der Volksmund einen auffällig großen Menschen vor die Seele, wenn der Niederdeutsche sagt: „Dat is en Gillentiefer“, d. h. der kann auf die Kause schauen. — „Den'n kann man as Sandwiefer brufen!“ — Der Berliner spricht von „Etagenkiefen“ und „Ziraffenonkel“ oder sagt: „Det lange Reijster erscheint in Lieferungen, wenn er uffsteht.“ — Wurzelechtes, bodenständiges Bauerntum tut sich kund in der Redensart: „Dat hölt hart,“ säd de Bude, „doar soll hei lammen.“ —

Will der Niederdeutsche etwas rein Unmögliches ausdrücken, so stehen ihm eine ganze Reihe recht realistisch saftiger Vergleiche zu Gebote. Man braucht nur bei Woffidlo die eine Scherzrätselfrage: „Wat is unmöglich?“ nachzulesen. — Sehr konkret wird die Widersinnigkeit einer Handlung beleuchtet, wenn es im Volksmund heißt: „Sei will sid sin eigen Näs affbieten!“ Oder: „Sei kappt Gasselnöt dörch'n Trechter.“

Und wie drollig erinnert an „Rindfleisch un Plummen“ — was ja bekanntlich ein sehr schönes Essen sein soll — die mundartliche Redensart: „Hasenbraden smect schön,“ säd de Jung. „Mien Vadders Braudersöhn hett mal bi einen säten, dei hett Hasenbraden äten seihn.“ — Ein bloßer Wortwitz liegt in der volkstümlichen Redensart: „Dat is en Hauptfehler an't Bierd, wenn't keinen Kopp hett.“ — Wort- und Sachwitz gegensätzlicher Natur offenbart sich, wenn der Volksmund den Bauern, der mit einem bösen Weib geplagt ist, sagen läßt: „Säd strof mien Froo mit goode Wörd,“ seggt de Bur, un smet sien Wief de Bibel an'n Kopp. — In demselben Fahrwasser segelt die Sentenz: „Niets geht über'n Gussfeden,“ säd de Bur, doar prügelt hei sien Froo.

Ganz besonders wirksam erweist sich die Drastik der Situationskomik bei jenem Hamburger „Sonnenbruder“, alias „Goppenmarksleuw“ (gemeint sind die dort auf dem Goppenmarkt herumlungierenden Gelegenheitsarbeiter, die der Volksmund auch als „Röminfulaner“ oder „Rümmeltürken“ bezeichnet), der, am Fleet lehrend, aus Versetzen einen in der Hand gehaltenen Nidel ins Wasser fallen läßt und dabei die denkwürdigen Worte spricht: „Versupen wull ic di, Dos, über up disse Wies nich.“ Ferner, wenn jener Dachdecker die Weise anstimmt: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und dabei vom Dach purzelt, so läßt sich der Volksmund dies Ereignis nicht entgehen und prägt ein entsprechendes Sprichwort. — Red aus dem Leben gegriffen präsentiert sich das geharnischte Wort: „Zung, schnuf di! Gif den Herrn Pastur de Hand und segg gooden Dag, du Esel!“ was laut Fama von dem dummen Jungen buchstäblich befolgt sein soll.

Um die Figur eines „Hasenfußes“ in ihrer ganzen Lächerlichkeit vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, hat der Volkshumor das Sprichwort geprägt: „Dei is kumpabel un geiht mit de Meßfork up dode Güssel los.“ Zu diesem Wibe fehlt nur der Stift eines Wilhelm Busch. — Und wer wollte nicht vergnüglich lächeln über die Redensart: „Sünd slichte Tiden,“ seggt de Dobengräber, „et starft keiner!“ — Nach einer volkstümlichen Anekdote lautet die Antwort der eilig vorübergehenden Totenfrau auf die Frage des Teterower*) Bürgermeisters nach ihrem Ergehen: „Danke, Herr Bürgermeister, schön paar Dödings.“ Ein Wort, was auch zum volkstümlichen Sprichwort geworden ist. — Von der Heiratslustigen sagt der Volksmund in

*) Teterow ist das Schilda Mecklenburgs.

seiner launigen Weise: „Sei will in dat Kloster, wo twee Paar Lüffeln vör't Bett stahn.“ —

Zwar etwas gekünstelt klingt die Mecklenburger Redensart: „Sei is nicht up'n Kopp fullen, wenn hei mit sienem plattdütschen Kriegsgott in'n Könstein liggt“, aber sie verrät doch echten Mutterwitz in der humorvollen Umschreibung derjenigen menschlichen Schattenseite, die einmal unumgänglich mit zu unserer Persönlichkeit gehört, und auf die der Volksmund außerordentlich oft in feiner und grobdrächtiger Weise hinweist. — Vom eingebildeten Kranken sagt der Volksmund sehr bezeichnend: „Dei hett Diefspien in sienem groten Lohn.“ (Behe). Den Magen eines starken Essers nimmt die volkstümliche Redensart treffend aufs Korn, wenn sie von ihm sagt: „Sei hett 'ne Mag as en Soldatentornüster“. — Die traurige Leere bei einem Hungerleider wird so konkret gekennzeichnet, wie man's sich nur wünschen kann, wenn der Volksmund sagt: „Bi den'n krepieren dei Müüs in de Speckamer“. — Kurz und treffend heißt es im Mecklenburger Platt vom Botenreißer: „Sei meint, de Sau is sien Lanten.“ — Auch nicht übel klingt die westfälische Redensart: „Mann, kum'n nah Hüs, de Herr Pastauer is da un well'n Offen sein“. Überhaupt ist unfreiwillige Komik immer des größten Lacherfolges sicher. Durch sachliche Gegensätzlichkeit wirkt recht humoristisch das naive Wort: „Dat is en rendlichen (reinlichen) Wünschen“, seggt de Froo, „veer Wäken hett hei dat Sanddooß brükt, un noch is't rein“. — Vom Krummbeinigen sagt der Volksmund: „Den'n schient de Maand dörch de Been“. — Sehr viele, zum Teil recht bedenkliche Sprichwörter und Redensarten werden der „Diern“ oder „Deern“ in den Mund gelegt. Fast alle laufen in eindeutigen Geleisen auf dieselbe Sache hinaus. Eins mag für ein Schock anderer genügen. Es lautet:

„Wer kann gegen de Obrigkeit“, säd de Diern, doar schull je von'n Feldhöder in Wäken kamen. Auch dem „ollen Wis“ werden sehr zahlreiche drastische Redensarten in den Mund gelegt. Ein Beispiel möge als Beleg genügen. Es lautet: „Doar geht doch nids über de Kennlichkeit“, seggt jenet oll Wis, un fehrt alle Wihnachten ehr Gemd um. — Ebenso hat der Däse vielfach im Volksmunde Verwendung gefunden. Soll beispielsweise ein dummdreister Broz oder ein Tolpatz gekennzeichnet werden, so sagt der Plattdeutsche: „Watt kann man von'n Dffen mir verlangen as en Stück Rindfleisch.“ —

Eine allgemein gültige Wahrheit wird komisch beleuchtet und spezialisiert durch das Sprichwort: „Wer up Reisen is, mutt vörwärts“, säd de Dachdecker, da föll hei von't Dach. — Ebenso: „Man mutt de Sak up'n Grund kamen“, säd de Stiernkiefer, doar föll hei in'n Sood. — Ferner: „Reinlichkeit is't halwe Leben! Jung, hâl'n Bessen un seg den Disch aff, wi wölt gliest äten!“ Auch das Wort: „Wenn de Sünne von'n Himmel fällt, sitt' wi all in'n Duftern“, gehört hierher. Von einem Menschen, der alles verkehrt macht und immer am unrechten Orte erscheint, behauptet der westfälische Volksmund sehr anschaulich: „De kümmt mit de Sprütt, wenn't Fier in't Water is.“ — Echte Schalkhaftigkeit steckt in der Mecklenburger Redensart: „Bigelinspälen kann id' ok“, seggt de Bur, „blot dat Fingieren verstah id' nich.“ — An ähnliche komisch geschilderte Situationen in der Kirche erinnert das Wort: „Lat man wedder bullschenken“, seggt de Bur in de Kerf, as em sin Fru upweckt un em tauflostert: Et is all ut! — Von einem sehr langweiligen Menschen sagt der Ostpreuze: „De ös bornehm; hei kann söd möt de Lung de Näs wösche.“ — Von einem sehr ängstlichen und bedächtigen Menschen sagt der Olden-

burger: „t is en Wagghals, verlüst lever en Mau (Armel) as'n Arm.“ — Ferner läßt der Oldenburger den Vorsichtigen höchst mutvoll sagen: „Sê bin lever mit'n ollen Wagen up't Land, as mit en nee Schip up See.“ — Will der Volksmund einen kleinen Erfolg feststellen, so geschieht dies in launiger Weise durch folgende Redensarten: „Et is doch wat“, fâd de Bos, da ret hei den Gahn en Fedder ut'n Steert. — „t is doch wat“, fâr Schnabel, un fratt de Supp mit de Gavel“. — Das Aussehen eines lange krank gewesenenen Menschen bezeichnet der Volksmund in sehr derb drastischer und realistischer Bildersprache, indem er sagt: „Gei süht ut as'n Gooskötel up't witt Enn'.“ — Dem Aufschneider entgegnet der Plattdeutsche mit den drolligen Worten: „Dat wier woll Anno damals, as de Maikäfers noch Fremptâbel drögen.“ — Von Geistlichen und Lehrern sagt der Volksmund: „Dei können woll lachen, bei verbeinen ehr Geld mit't Mul.“

Auf alle möglichen Lebensverhältnisse, Personen und Stände beziehen sich derartige humorvolle volkstümliche Redensarten. Schon die älteste niederdeutsche Sprichwörterammlung des Antonius Lunnicus mit ihren 1362 Sprichwörtern, deren Sammlung 1514 vollendet wurde, liefert den Beweis und bringt vielfache sehr derbe Belege dafür, in wie mannigfaltiger Weise der Volkshumor im Sprichwort häufig die Schellenkappe läutet. Hoffmann von Fallersleben hat diese Sammlung des Lunnicus, die sich an die niederländischen Proverbia communia et seriosa von W. G. D. Suringar anschließt, 1854 neu herausgegeben. Allerdings sind viele dieser alten Sprichwörter für unsere Zeit wegen ihrer sadgroben Derbheit unmöglich; doch als Dokument der damaligen volkstümlichen Ausdrucks- und Denkweise sind sie interessant und wertvoll.

Für Hamburg hat der Doktor und Magister Jürgen Nicolaus Bärmann in seiner niederdeutschen Sprichwörterammlung: „Dat sülvvern Boof“, das im Jahre 1859 bei J. S. Meyer erschien, eine wesentliche Sammlerarbeit geleistet. Der fleißige Magister, auch Verfasser des „Grooten Höög un Gäwelsboofs“, hat in seiner Sammlung 957 Hamburger „Spröökwörd un Seggwyfen“ zusammengetragen. Da finden wir den Faulen gekennzeichnet durch die drollige Redensart: „Am gähst de Finger as'm dooden Farken de Steert.“ — Dem mißbergnügten Mörgler gilt das Wort: „Em argert, dat de Sünn in't Water schynt.“ — In sehr plastischer Weise offenbart sich der Volkshumor in der sprichwörtlichen Redensart: „Arm Tyr, hüßt hyfter loopen?“ säd de Pracher, dar greep hee en Luus up de Knee un sett se wedder up den Kopp. — Wahrer Schalkshumor steckt in der Redensart: „Arbeit tehr!“ — säd de ohle Fruw, — wusch twee Sladderbördjen uut un freet twee Bund Speck darby up.“ —

Auf das im bekannten „Volksliede“ fortlebende „arme Dorfschulmeisterlein“ bezieht sich die volkstümliche Redensart: „Dat geiht nah Gunst un Gaben, wer Nettwust giff, kümmt haben.“ — Stark strafbare Dummheit wird gekennzeichnet durch das Wort: „Dat helpt vöör de Müüß!“ säd de Bür, un stek sien Hüß an. — Falsch angebrachte Wohltätigkeit rügt das Sprichwort: „Bäckerfinner fall man kein Stuten gäwen.“ —

Zur Kennzeichnung unlauterer Handlungen, die darauf hinauslaufen, Vorteile zu erringen, hört man die Redensart: „Fett driffst haben, weer't oof man von en oolen Hund.“ — Den überflugen Prahler macht das Wort lächerlich: „Dat is en kloofes Höhn, dat kann en Ei up'n Dreiling leggen.“

überall sieht man, wie auf diese Weise allgemein gültige Wahrheiten im Volksmunde sprichwörtlich in ganz konkreten Bildern lebendig gemacht werden. Gerade die Treffsicherheit des bildlichen Ausdrucks und die häufige Komik des Gegensatzes oder der Ähnlichkeit machen diese Äußerungen volkstümlicher Redeweise so angenehm und leicht behaltbar, prägen sie zu gangbaren Münzen des täglichen Lebens. — Aus der Fülle des Bärmanischen Materials in „Dat sülwern Boof“ mögen noch angeführt werden:

„Dat is so still, man könn Feddern sjen.“
(Feddern säen.)

„Dat kümmt all wedder“, seggt de Sur, „un giffst sijn Swyn Swynfleesch.“

„Dat löppt tohop as Boggenfuller.“

„Dat Nest is so scharp, doar künn en öld Wyf up hen nah Lübed rieden.“

„Dat Muul geht em as'n Watermöhl.“

„Dat smecht as'n Knüppel up'n Kopp.“

„Dee den Globen hett, kann so droa up'n Aven baden as binnen.“

„Dee de Täv in'n Huus hett, hett de Sunn'n vör de Döör.“

„Dee kann mi dreemal stahlen warden, ic lat em nich eemal in de Noaricht setten.“

„Dee to'm Annuust badt is, ward sien Väben keen Bröd.“

„Dee vör de Höll wahnt, mutt den Dümel to'm Friünd hebben.“

„Dee Rinner, dee Sei mit'n anner tälet (zeugen), will ic mit'n Ellbagen groot söögen.“

„Dee fragt de Kof dat Kalf af.“

„Dee Schaper hött an'n Säven.“ (Wenn jemand Luftschlöffer baut.)

„De Wind weih't woll Sandbargen tohop, man
kein'en dicken Buuf.“

„Dickboh'n is min Leben! Broder, lehn mi en
Sößling to Luusfals.“

„Ei is en Ei“, säd de Röstler, langt aber nah't
Goosei.

„Jeder kickt in sinen Könnsteen.“

„Dat Licht as'n swatt Kalf in'n Düstern.“

„Man nich bang!“ säd de Sahn to'n Regen-
worm, un flucht em dah'l.

„Man seggt woll von dat väle Drinken, öber
man nich von den grooten Döft.“

„Meenst Du, de Düwel is din Ohm?“

„Meenst Du, de Gööß gaht hier braden?“

„Den'n kief id mit de achtersten Ogen nich an.“

„„Nids bör ungood!“ säd de Boß, un beet de
Goos den Hals af.

„Nids geiht öber de Kennlichkeit“, säd de lüttje
Deern, un lid den Teller mit de Lung' af.

„„Nu hün id säker,“ seggt de Saas, un sett' sid
ächtern Strohhal'm.

„Dof nich to verachten!“ säd de Polack, doar har
hei up de Luusjagd en Floh fungen.

„Slechte Wirtschaft doar binnen!“ säd de Wand-
worm, as he afdräben wor.

„So wiet weeren wi“, säd de Buur, doar leeg
hei in'n Könnsteen.

„Straf mutt sien!“ säd de Schoolmeister, doar
freet hei de Rinner dat Botterbrod up.

Gegen en Backaben is slicht hujahnen (gähnen).

„Bäl Geschrei un wenig Bull!“ säd de Düwel,
doar schoor he en Swien.

„Watt helpt et dat de Sinn schient, wenn mi
bösten deih't.“

„Watt von'n Apen kümmt, will luusen, watt
von Ratten kümmt, will muusen.“

„Wenn keen kümmt, will id of keen“, seggt de
Bosch un slög mit'n Schwanz an'n Beerboom.

„Gifft Gott Junges, so gifft hei of Büxen.“

„Gott Loff, dei doar nicks mit tau dohn hett!“
seggt Antje Snicksnack, doar har sei dat ganze Dörp
tohooplagen.

„Gotts Word kümmt in'n Schwung!“ säd de
Stalljung, doar har he de Bibel an de Bietsch bunn'n.
(Dieselbe Redensart ist sonst allgemein gebräuchlich
in der Form: „Nu kümmt Gotts Word in'n Schwung!“
säd de Dümel, doar smet em de Paster de Bibel an'n
Kopp.)

Von dummstolzen Bauernprogen, wie es deren
vormals in den reichen Marschen nicht selten gab,
gilt das Wort: „See bütt keen Roh goden Dag, seet
doar of en Kerl up.“

In vielen Varianten kehrt das Sprichwort
wieder: „Sei deiht de Arbeit, sei dat Stöhnen.“ —
Soll ein lächerlich gezielter Gang gekennzeichnet
werden, so sagt der Volksmund: „Sei geiht, as güng
hei up Eier.“

Von einem Menschen mit übermäßig stolzem
Gangwerk heißt es: „Sei geiht, as har hei en Radstoc
öbersludt.“ — „Sei geiht, as weer hei up Wieren
(Draht) trocken.“

Hat jemand einen auffallend gebückten Gang,
so sagt der Volksmund: „Sei geiht, as wull hei de
Straat de Steen utkieken.“

Immer setzt der Volksmund für Eigenschaften
und Zustände, für das Abstrakte den konkreten Aus-
druck eines treffenden Bildes oder Vergleiches.

Vom Schwaghaften heißt es sehr bezeichnend:
„Sei hett Heistereier äten.“ — Vom scheinheiligen
Heuchler geht die volkstümliche Rede: „Sei hett et
faustbid' achter de Ohren.“ — Den Brähler kenn-
zeichnet das Wort: „Sei hett grote Kofinen in'n

Sach.“ — „Sei hett et in Wörden as de Ratteiker in'n Steert.“ — Den Geiz oder die „Sniderigkeit“ beleuchtet die Redensart: „Sei hett in's twee Blinn' wat gäben, un de köhnt et noch nich sehn.“ — Von einem vermögenden Manne sagt der Volksmund: „Sei hett wat bör'n Duumen!“ damit die Gebärde des Geldzählens verbindend. — Von einem Kränkelnden formt das Volk die plastische Redewendung: „Sei is nich liemfast.“ — Der Grobian ist im Volksmund „so basch as oolen Rees.“ — Vom „Dummerjahn“ gilt die volkstümliche Rede: „Sei is so dumm, dat em de Göös biet.“ — „Sei is so dumm, man kann Bullen mit em hiffen.“ — Sehr bezeichnend heißt es von einem mageren Menschen: „Sei is so mager, hei klöttert all.“ — Kommt jemand zu ungelegener Zeit und an einem unrichtigen Orte an, so sagt das Sprichwort: „Sei köm an, as de Söög in'n Judenhus.“ — Setzt jemand eine mißbergnügte Miene auf, so behauptet der Volksmund: „Dei süht so suur ut, as köm he eben ut de Drangtünn.“ — Ist das Aussehen eines Menschen wild und verstört, so heißt es im Volksmunde: „Sei süht ut, as wenn hei de Höll störmern will.“ — „Sei süht ut as de Düwel in'n Dom.“ — Läßt jemandes Sauberkeit zu wünschen übrig, so heißt es im Sprichwort recht drastisch: „Sei süht ut, as wenn hei mit de Swien ut'n Trog fräten hett.“ — Vom Unerfahrenen sagt man: „Sei weit soveel vom Lutern as vom Blasen.“

Ein kurzer, humorvoller Hochzeitstoast liegt in dem Reimspruch: „Güt de Reig, üm't Johr dee Weig!“ — Des Humors entbehrt nicht die Zusammenstellung: „Sunn' un Eddellüüd laat' de Döör achter sich apen.“ Recht komisch klingt die Redensart: „Sä heff of jümmers Unglück!“ säd de riecke Buur, doar har hei sien Sach verkiert antreckt. Verb, aber doch humorvoll mutet das Wort an: „Sä

mutt jümmers wat üm de Hand hebben“, säd dat ohle Bädewief un söcht sid de Lüüs ut ehren Ünnerroß. — Einem dummdreisten Frager begegnet der Volksmund mit der Redensart: „Wat id mak? — Id will mi en Büdel tämen. (Einen Büdling zähmen). — „Id will mi en Knutten in de Näs slahn.“ — Eine komisch wirkende volkstümliche Be-kräftigung ist das Wort: „Id will drei Dag vör'n Dümel in de Gerd sitten, wenn dat nicht woher is.“ — Vom überfaulen Lüderjahn geht die Redensart: „Dei is jümmer flietig, hett in veer Weeken all tein Lüüs fungen.“ Von den im Volksmund häufig erwähnten „Maschierlangsam“ gilt noch das Wort: „Läben un läben laten“, säd de Pracher, greep en Vuus un sett't se up' n Luunpahl. — Wie besonders in den Sprichwörtern Ostpreußens, (bergl. Friß-bier) treten auch in den plattdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten Schleswig-Holsteins drastische Verbheiten in Fülle und Fülle auf. Auch die Plastik des Ausdrucks läßt in ihrer Sinnfälligkeit nichts zu wünschen übrig. So beispielsweise, wenn es heißt: „Dat mußt gewohnt warden“, säd de Bäcker, do wißt hei mit de Ratt den Dackaben ut. — Oder wenn der Holsteiner bei schlechter Musik sagt: „Dat's en Muskant“, säd de Buur, doa harr he'n Farken in'n Sack.“ — Weit verbreitet ist die Holsteiner Redensart: „Mens mit Maten“, säd de Buur, do sööp he ne Kann Dramwien ut. — Recht drollig hört sich die Redensart an: „Wenn id nachts gut slapen schall“, säd de Buur, „mutt id dags mien Ruh hebben, un leggt sid middags dahl.“ — Ebenso drollig ist das dithmarscher Wort: „Vör wenig Aten bin id nich“, sä de dithmarscher Buur, „awer drinken mag id gern. Dahingegen (!) mutt id naher mien Ruh hebben.“ — Redisch ist auch das Wort: „De Büdel hört of to'n Minschen“, sö de Boder, „grad so

good as id.“ — „Arbeit is keen Gaas“, sä de fuule
 Daglöhner, „de löpt nich weg.“ — „Dat Krut kenn
 id“, sä de Düwel un sett't sid in'n Brennettel.“ —
 „Wo man fingt, da laß dich ruhig nieder“, sä de
 Düwel, „un sett sid in'n Zimmeworm. — „Dat's nich
 för de Ratt“, sä de Deef, do stahl he twee Schinken.
 — Im Kirchspiel Gollingstedt (Schleswig) sagt ein
 volkstümliches Sprichwort: „Wenn de Mann mit
 de Fru up Reisen is, mutt de Geldbüdel in't Knoop-
 lock hangen.“ — Von einem Maulhelden sagt man
 dort: „Sei hett gode Knaken, awers de besten in de
 Mund.“ Weit bekannt, auch in Hannover, ist das
 unerbliumte Sprichwort: „Dree Deel hört to de
 Landwirtschaft: Fliet, Schiet un Gott's Segen.“ —
 Auch behauptet der Volksmund: „Et giff keen
 duller Arbeit as de Fuulheit.“ — Und: „Man gab
 nich wider nah en Fru, as man de Sahn kann ropen
 hören“.

Eine große Anzahl von Sprichwörtern, volks-
 tümlichen Ausdrücken und Redensarten beziehen sich
 auf Essen und Trinken. G. Eschenburg hat eine
 ganz stattliche Summe derartiger volkstümlicher
 Redewendungen in der „Heimat“ (1898 u. f.) zu-
 sammengestellt. Einige Proben daraus sind:

„Bi Eten un Drinken kann'n old warn.“

„En god Fröhstück is beter as'n ganzen Dag
 garnix.“

„En hungrig Lus bitt scharp.“

„St bün so hungri, dat mi de Mag an'n Rügg
 fitt.“

„Se is krank vör't Brotschapp, wenn'r satt is,
 mag he nix.“

„De Gesmack is verschieden — de een mag de
 Mudder un de anner de Dochder.“

„De is krüsch — mag ni mal braden Törf.“

„Wat en god Swin is, fritt allns.“

„De is lang ni krüsch, mag allens, wat god smeckt.“

„Ik mag nich geern dünn Botter, atwer geern dicken Rees.“

„Beter is beter, jä de Jung, un streu Zucker up'n Sirup.“

„Wat'n god Verd is, dat sweet bi de Krüff.“

„Dat glitt weg bi em as Gotts Wort in en Student.“

„Ge fritt as'n Schündösch.“

„De fritt een Näs un Ohrn vun'n Kopp.“

„De Möhl ward all langsam gahn.“

„Nu heff id'n annern Globen in'ne Mag.“

„Ik bin d'r mit dör as de Köster mit'n Sünndag.“

„Kinner- un Kalvermat möt ol Lüüd wäten.“

Dergleichen volkstümliche „Tischreden“ gibt es zu Hunderten und es steckt auch in ihnen — wie die kleine Auswahl zeigt — ein gutteil gesunden Humors.

Auch über Krankheit und Tod finden sich volkstümliche Redensarten in großer Menge, ebenso über das Schlafen und vom Wetter. Von dem eifrigen Sammler derartiger Redensarten — G. F. Meyer in Kiel — sind in der „Heimat“, Jahrgang 1903 u. 1904 u. 1905 mehrere hundert von diesen Volksausdrücken veröffentlicht. Einige davon, die Mutterwitz und Humor in sich bergen, mögen hier hergesetzt werden.

Sieht jemand kränklich aus, so sagt der schleswig-holsteiner Volksmund wohl: „Ge süht ut as Mutter Maria, von de de Goldschum affleit is.“ „Ge süht ut as'n nüchtern Kalf.“ —

Seidet jemand an Durchfall, so sagt das Volk: „Ge is up'n Dop.“ „Ge hett en Kummhürtig.“ —

Glaubt man, daß jemand bald sterben wird, so heißt die bezügliche volkstümliche Redensart: „Ge mußt bald bi Petrus Regel upsetten.“ Humorvoll witzig ist die Redensart: „Ahn Doktor starft de nich.“ An Redensarten über das „Wetter“ hat G. F. Meyer 353 Nummern gesammelt. Auch über das Schlafen sind von demselben eifrigen Sammler an 120 volkstümliche Äußerungen zusammengestellt. (Heimat 1903 S. 261 u. 262.) Bei Sonnenschein und großer Hitze pflegt der Volksmund zu sagen: Güt giff dat'n warme Bür. Uns Herrgott hett sin'n Heudag!

Ein vor dem Gewitter ängstlicher Mensch „maakt'n Gesicht as de Ratt, wenn't dunnert.“ Fängt es allmählich an zu regnen, so sagt der Schleswig-Holsteiner: „Dar hebbt wi dat mit'n Sirup, nu ward he leden.“

Regnet es bei Sonnenschein, so lautet eine volkstümliche Redensart: „De Düwel hett sin Großmudder up de Bleef. Se hebbt in de Höll 'n heiligen Dag. Nu kümmt en Snieder in'n Himmel.“ Bei starkem Regen sagt man: „Dat reg'nt Windfad'n. — Dat regent Schosterjungs! — Petrus is bi de Sprütt. — De Olle is falsch haben. — Schick mal na Petrus, dat he de Luken dicht maakt.“ Ein lang ersehnter Regen wird mit der Redensart begrüßt: Disse Regen lött sich nich mit Geld betahlen. — Güt reg'nt dat för'n Burn preuß'sche Daler. — Bi ditt Weder kann man Gras wassen hör'n.“ — Wird der zeitweise abflauende Winter von neuem stärker, so kann man die Redensart hören: „De Winter spiet (spuckt) sich von frischen in de Gänn.“ Wenn das Wetter zwischen Frost- und Tauwetter schwankt, so sagt man in Friesland: „Dat temperamenteert!“ Von einem, der selbst bei sehr schlechtem Wetter ausgeht,

lautet ein Isehoer Ausspruch: „Se geiht ut, un wenn't Sunn'n reg'nt un Ratten sneet.“

Von jemand, der gern früh schlafen geht, läuft die Redensart um: „Se geiht mit de Göhner to Wiemen.“ Man wünscht ihm vielleicht: „Gün Nacht! un verget dat Upstahn nich! — Slap di keen Queesen!“ — Schnarcht jemand im Schlaf, so sagt man: „Sei sagt beuken Holt! — Se kann nich dörch'n Knast kamen. — Se drömt Nummern.“ — Ist jemand nicht besonders gut aus dem Bett gekommen, so drückt er dies mit den Worten aus: „Sä bün hüt morgen vierkantig ut't Bett kam'n.“ — „Sä bün verführt ut'n Bett kamen.“ —

Von anderen Schleswig-Holsteiner Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten mögen noch angeführt werden:

„Sä gah vun de Welt, sä Ginnerk, do klatter he in'n Plumbom.“

„Se grient so smeeri as so'n Botterlider.“

„Pröv du to, ob't hitt is,“ segg Ginnerk to Klas, „id' heff mi de Snut all verbrennt.“

„Dat flech Leben hölt up,“ segg Zochen, „dat gib nu fingerdic' Mooskantüffeln up't Brot.“

„Dat fragt in'n Magen, ja'n de Propstier, do drunk'n dree Mann vun een Söhlingsjnaps.“

„Mags dat ni, denn sluck dat dah!.“

„Wenn de Roh den Swanz verlarn hett, marf se eerst, wo he god to is.“

„Wenn de Pracher nids hem' schall, verlüst he dat Brot ut de Kiep.“

„Dat weer't ja man grad, dat id' stohl“, sä de Knech, „süns har'k of in't anner Döörp blieb'n kunnt.“

„Dat heft drapen, sä de Kröpel, do beet em de Gund in't holtten Been.“

„Wat fragt wi na'n Schepel Mettwüß, wi hebbt ja keen.“

„Art lett ni bun Art, un dat Speck ni bun de Swart.“

„Wat sünd ji för Minschen, segt Lehmann to sin Swin, fret't dat Risch up un sit't in'n Düstern.“

„Watt sünd ji för Minschen, seggt Lehmann to sin Swin, pett mit de harden Been in den hitt'n Drant.“

„Wenn de Bock stamert, denn lüggt he.“

„Wat süht dat Kind sien'n Vadder lief, sä de Gebammisch, do leg dor'n Farken in'ne Weeg.“

„Geiht all's in de Welt“ — lautet eine drollige holsteiner Redensart — „bloß keen hölten Backaben.“ Eine herbe Wahrheit predigt das humorvolle Wort: „Wat Mod is, klead god — un wenn de Gemdsflipp'n ut de Büg kieken.“ Einem ängstlichen Menschen gelten die Redensarten: He risikiert sien Leben as'n Stint, is bet an de God in't Water un is doch bang, dat he versüppt.“ „He risikiert sin Leben — fickt bi Dag in't Finster.“

„Redertähn“ — ruft man dem Redermaul zu — „magst of Torffoden in Boddermelf? Oder es heißt: „Redertähn, magst of grön Seep?“

„He is so kloof as en Zimm, kann bloß keen Honnig maken.“

„Kloofe Göhner“ — lautet ein Sprichwort aus dem Lüneburgischen — „leggt of Eier in de Netteln un verbrennt sik den Steart.“

„En beten schew hett Gott Iew.“

Bekannt ist auch der Lüneburger Volksreim: „De veel fragt, ward veel wies, de lang läwt, ward gries.“

Eine spezifisch hamburgische Redensart ist: „Reg di man nich op, din Mudder ward keen Soldat.“

Aus dieser naturgemäß sehr beschränkten Auswahl von niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten geht klar hervor, daß in

diesen Äußerungen des Volkstums eine nicht geringe Summe von Mutterwitz, Lebenswahrheit, Weltgefühl, sowie auch deutscher Tieffinn und vor allem gesunder Menschenverstand zum Ausdruck kommt, der die wirklichen Verhältnisse und Dinge der Umwelt klar und treffend zu beurteilen versteht.

Eine nicht geringe Zahl von gereimten Redensarten bezeugt durch den Wortklingklang die Vorliebe des Volkes für Vers und Reimerei. Da heißt es beispielsweise auf dem Sprachgebiete Niedersachsens:

„Kompanie is Lumperiel!“

„Up en gooden Seeger kümmt en gooden Plegel!“

„Beter kort un fregel as lang un en Flegel!“

„Ledder üm Ledder; sleihst du mi, slah id di wedder!“

„Se is krank as en Sohn, mag eten un nix dohn!“

„Wat beter as en Zus, dat nimm mit nah Zus.“

„Erst en Näs un denn en Brill,
Un denn süh tau, op't passen will!“

„Schönheit kummt nich blos von Gott,
Sei kummt of woll ut Schöttel un Pott.“

„De Rökfch un de Ratt
Sefft ümmer wat.

De Knecht un de Hund
Möt töwen, bet wat kummt.“



Niederdeutsche Spielreden.

Im Anschluß an die Auslese von niederdeutschen Sprichwörtern und humorgewürzten volkstümlichen Redensarten möge auch noch der sehr zahlreichen plattdeutschen Spielreden*) gedacht werden, die von der Prägstätte des Volksmundes aus als lustige Wanderbögel weit und breit durch alle niederdeutschen Gaue flattern und sich gegebenenfalls auch in hochdeutsche Gewandung kleiden. Wie alle intensiv oder durch Inhalt und Form drastisch wirkenden sprachlichen Volksüberlieferungen, so sind auch die mancherlei volkstümlichen Bemerkungen und Ausrufe und alle die ulkigen Reden, welche die einzelnen Phasen des Kartenspiels begleiten, von zäh ausdauernder Lebenskraft und kräftiger Vererbungsfähigkeit. Der breite Strom, aus dem diese vor allem das Skatspiel begleitenden Redensarten fließen, ist der angeborene Sinn des Niederdeutschen für behaglichen Humor und seine Naturanlage für harmlosen, drolligen Scherz und Neckerei.

Wer es an den langen Winterabenden auf dem Lande verschiedentlich erlebt hat, wie beim Kartenspiel gerade humorvolle Redensarten und plattdeutsche Sprichwörter in Hülle und Fülle ihre viel beliebte, lustige Verwendung finden, wenn die rechten pffiffigen Kumpane beim „Buch der vier Könige“ beisammensitzen und ihrem Mutterwitz die losen Zügel schießen lassen, der denkt mit Vergnügen an einen derartigen ergötzlichen „Bauernskat“

*) Vergl. Niedersachsen, Bd. 9, S. 57. Heimat 1902, S. 241.

zurück. Man muß mitunter tatsächlich darüber staunen, wie gerade beim Kartenspiel der Vorn unserer plattdeutschen Redensarten in schier uner-schöpflicher Fülle sprudelt. Die buntschwedigen volkstümlichen Ausrufe und Begleitreden beim Spiel gehen von Mund zu Mund, und zu dem eisernen Bestand werden fortzeugend tagtäglich immer neue geboren.

„Dat uns man en lütten Diemen döschē“, heißt es gar bald, wenn die bäuerliche Unterhaltung „über Röh un Beer un Melkwirtschaft“ nicht mehr recht fließen will. „Minentwegen kann't Scheten losgahn!“ lautet die zustimmende Bemerkung. „Krieg den Katerissen man her!“ — Ist „dat Boof“ stark abgenutzt und nicht mehr ganz sauber, so kann man die Bemerkung hören: „De möt't mal na'n Paster in'ne Wäsch!“ — Oder jemand sagt: „Misch nich to dull, du schürst de Kortē blank.“ — „Up de Bigelin kann keen Muskant spālen!“ knurrt jemand, der schlechte Karten bekommen hat. Ferner heißt es: „Ut jeden Dörp een Hund!“ — „Fief Kort, fief Ort!“ — „Bi mi luurt de Mākens up'n Bröjam!“ — „Mien Kirls hefft kein Biel mitkrāgen!“ (D. h. die Buben, die bekanntlich eine Gellebarde tragen, fehlen.) — Ein mit unerwünschten Damen gesegneter Spieler bemerkt launig: „De Dams mög't mi bannig geern lieden.“ — „De Kort hett sic wuschen, wenn't buten of dreedig is“, meint behaglich schmunzelnd ein beim Geben gut weggekommener Spieler. Deckt jemand eine sogenannte „Baaskort“ auf, worauf er vielleicht gleich „Schneider“ oder „Schwarz“ angemeldet hat, so heißt es: „Denn'n kann uns Mudder of!“ — Bei dem „Drücken“ geht die Redensart: „Wokeen ward Soldat?“ — „Mudder, markst Müüs? Luter Kissen un Düüs!“ — „De Jung mutt Soldat warden!“ — „Den'n will'n wi mal in de

Kommod' leggen!" — „Dat lütt Mäten mutt tau Bed!" — Lautet die Frage: „Na watt drück id?“, so sagt wohl einer, der einen Schelm im Nacken hat: „Jā drück min'n Sinnensten!" Aber er sagt's gewöhnlich nur „leise im häuslichen Kreise". — „Guter Affen un Düüs!" ist ebenfalls eine Redensart bei der „Drückerei". — Ist ein im Gewinn sitzender Spieler sehr vorsichtig und überlegt lange bei dem „Druckpunkt", dem Auspiel und der „Reizung", so kann er in Mecklenburg wohl die Redensart zu hören kriegen: „Wenn't Vermögen öwer'n Söbbling stigt, sleit de Giez dortau!" —

Beim „Reizen" hört man ferner die Redensart: „Göger rup! seggt den Tornwächter!" — „Zwölf Aposteln?" — Dee kann't in'n Sitten! — „Söbteint treckt min Dffen of noch!" — Reizt jemand „20", so beantwortet der Gereizte das vielleicht mit dem Ausruf: „Nu ward't kniepen, säd de Deern!" — „Noch holt de Buß an, Greiten!" — Oder aber: „Min Lung'n is all!" — „Nu kannst du koppheister scheeten." — Auch sagt man wohl: „Nu, du wult wol geern mal in'n Sand sitten!" — „Dat di de Samel man nich wegloopt!" — „Jā seh di all dod in'n Sarg!" Diese letzte Redensart hört man auch beim Tournieren, wenn eine Fehlfarbe umschlägt. Darauf folgt dann der gute Rat: „Smiet man den ganzen Kram von'n Dief!" — Tourniert jemand mit andauerndem Glück, so heißt es wohl: „Du heft di hüt woll an'n Swienstall schürt." Oder ein Spieler gebraucht das Sprichwort: „Gegen en Bad-aben lett sic nich anjappen." Ein anderer aber sagt, sich selber tröstend: „Na, wi drapt uns mal wedder in'n Klever."

Beim Aufnehmen der gegebenen Karten oder beim fortwährenden Ausspielen derselben Farbe hört man wohl die Redensart: „Samiel hilf! De

ganze Fußt bull Klever!" Tourniert jemand andauernd daneben, so sagt er: „Di mi will dat hiit abend nich bottern. Jä mutt mal in de Hann'n spuden!" — Wird beim Tournieren ein Junge umgedeckt, so hört man den Ausruf: „Süh, mal, süh! Dat's en düchtigen Footgänger. De löpt mit'n Swinegel in de Bett." Kommt ein zweiter Junge oder ein fehlendes As hinzu, so „brüllt der Skat".

Zögert jemand beim „Drücken" etwas lange, so wird ihm auch wohl zugerufen: „Na, dat ward woll en Gefang ünner en leddigen Appelboom!" „Se", sagt der Angesprochene, „wenn't man vier leggen künn, denn wir id all ut'n Snieder. Ober so gah't's aff mit'n seligen Herrn." — Auf die Frage: „Wat is Trumpf?" sagt der Spieler vielleicht: „Pik is Blaster! Ne Pik is mien Gewehr!" Oder: „Jä scheet mit de Pik!" „Pique gewinnt gliest!" — „Pique is Schippen; wer nich danzen kann, mutt hüppen!" — Ist Kreuz als Trumpf tourniert, so hört man die Redensarten: „Krüz sticht! — Kleverjung tritt keen Beer!" — „Krüz, Krügel un Tweebad!" — „Trefflich schön singt unse Köster!" — „Dat isern Krüz heff id nich, aber en Hümpel Klever!" — („Ein Kreuz ein Leid, ein böses Weib hat mir der Herr gegeben.")

Wird Herzen als Trumpf angesagt, so lautet eine oft gehörte Redewendung: „En hartlichen Solo!" — „Garten Dena mien Deern, id heff di so geern!" — Bei Carreau als Trumpf heißt es: „Kuten ut, seggt de Glaser!" — „Karutschen mit Maibotter!" — Das Herzensspiel begleitet die Redensart: „En Hart hett jeder!" Ebenso heißt es beim Kreuzenspiel: „En Krüz hett jeder, männigmol of twee!" — Wird eine unerwartet große Karte ausgespielt, so hört man die Rede: „Doar fällt en Appel von'n Beerboom!" — „Nu

kummt en Drummer anfleigen!“ Bögert einer beim
Aussspiel, so ermuntert ihn ein Mitspieler: „Spud
man driefst ut, wie hebbt en Spudkasten in'ne Stub'.“
— „Na, mal dat best Beerd vör'n Wagen!“ —
„Den'n Trumpeter vörup!“ — (Gemeint ist Kreuz-
Junge.)

Spielt jemand keine Trümpfe aus, so ruft sein
Gegenspieler: „Ha! Ha! Spring' em mal vör de
Post! Sei geiht all up de Dörper as de Rößter bi't
Eiersammeln.“ — „Tred' em mal de Rufen ut!“
hört man, wenn der Gegenspieler dem etwa unglück-
lich tournierenden Spieler mit seinen höheren
Trümpfen die Trümpfe des Spielers „abluchsen“
kann. „Dat is en asigen Kantüffel!“ sagt der
Spieler, wenn ihm ein blankes As abgestochen wird,
das zum Gewinnen unbedingt nötig war. „Nu
hett de Darm en En'n!“ — „Dor hett sid' mal en Kott
fungen!“ heißt es, wenn ein im Glück sitzender vor-
sichtiger Spieler endlich einmal ein hohes Spiel
verliert.

Kommt ein Spieler nahe an 60 Augen, also
„hoch in de nägen un söftig“, so ist er: „Dicht bi'n
füllvern Käpell — „Dicht bi Friedrichsstadt!“ —
„Dicht vör Nummer Sicher!“ — Hat jemand 66
Augen bekommen, so heißt es in Hannover auf dem
Lande: „As de Preußen kemen!“ — Bekommt der
Spieler 60 Augen, so wird die Redensart gebraucht:
„Dat's en Buck! Un de lammt nich!“ — Oder der
Spieler ironisiert sich in dem Falle selber und ge-
braucht das Sprichwort: „Wenn en Pracher niz
hebben sall, verlüst he dat Brot ut de Kiep. — Macht
ein Gegenspieler bei einem schwach stehenden Spiel
einen „Bummel“, so ruft der bedrängte Spieler
hocherfreut: „Wat dat Beer nich deiht! Nu is't en
Stormlöper!“ — „Nu geih't noch mit Gangen un
Würgen.“ Ist das schwache Spiel gewonnen, so hört

man den Ausruf: „So spelt man in Benedig!“ — Haben die Gegenspieler das Spiel umgebracht, so sagen sie: „Son' Kirls sünd wi!“ — „Guter Os in de Kantüffel!“ — „So spelt man mit Studenten!“ — Der hineingelegte Spieler aber sagt: „Jawoll, ji hebbt mehr Glück as ver — schiebene Lüüd.“ — „De dicksten Buur'n hebbt de dümmsten Kantüffel.“ — Solt jemand dem Spieler die hohen Trümpfe und Zählkarten ab, so sagt er wohl schmunzelnd: „So, nu spuckt hei all Rufen!“ — „Em fall de Rüst woll utgahn!“ — „Sei fall mi sienen Torf woll bringen!“ — „Jä will em woll na't Bekenntnis fragen!“ — „Jä will di mal dei Bicht verhüren.“ — „Leuf, id krieg di bi de Samelbein!“ — Von einem dämlichen Spieler sagt der Volksmund: „Dei spält appeldwatich!“ — Daß Trumpf die Seele vom Spiel ist, drückt der Niederdeutsche aus, wenn er sagt: „Düüs huut Hüüs!“ — Von einem verlorenen Spiel heißt es: „Dat güng in de Wicken!“ — Der begreifliche Ärger bei andauerndem Pech im Spiel macht sich in den Worten Luft: „Wenn't nich bottern will, denn bottert nich, un wenn man of rinner spuckt.“ Ein kleiner Gewinn wird schmunzelnd mit den Worten eingestrichen: „Bi lütten, seggt Schütten! Sammelholt brennt of.“ — Der erste Gewinn „is Kattengewinn“. Wird durch andauern-des Trumpffspielen den Gegenspielern der letzte Trumpf abgeholt, so sagt der Spieler wohl: „Rut möt' sel harr de Peerdokter of seggt.“ Ein spät auf dem Tisch des Hauses erscheinendes „Aß“ ruft den Ausruf hervor: „Boß Deuter und der Daus! Guter Affen un Düüs!“ — Hat jemand viel gewonnen, so sagt man zu ihm: „Du gewinnst di noch en gollen Näs.“ — Bei der Aufrechnung sagt der „Leidtragendste“: „Na, id mutt woll de Utstüer betalen!“ Der Gewinner „kann hüt abend mit'n fett Muul

ut'n Finster kiefen!" — Ist Gewinn und Verlust an dem Spielabend nur klein, so sagt man: „Güt is blot en Näsdrüppel ümsjett't!" — „Wi hebbt den Abend billiger Wies dodslagen.“

Derartige volkstümliche und humoristisch gefärbte Spielreden, die es noch zu Hunderten gibt, sind Kinder der ungebundenen Lust des fröhlichen Augenblicks. Die Eltern dieser „Feierabendkinder“ kennt man meistens nicht. Gleich fahrenden Leuten, die Zigeunerblut in den Adern haben, wandern sie im Lande umher, kommen von Ort zu Ort, von Schenke zu Schenke und teilen Spiel und Spielern mit von ihrer heiteren Laune und der sonnigen Frohnatur ihrer dereinstigen Urheber. So bilden denn auch diese Spielreden „einen köstlichen Teil des alten Erbgutes, das unsere Väter uns in Lied und Sage, in Rätsel und Sprichwort, in Schnurre und Schmaß hinterlassen haben.“



Humor in Volkscrätseln.

Ein neckisch munteres Kind des Volkshumors ist das vielgestaltige Scherzrätsel und die volkstümliche Scherzrätselfrage. Mit grobem Bauernkittel angetan, erscheint das Volksrätsel und die Rätselfrage, wie ein Naturkind der Poesie, in den meisten Fällen ohne metrische Gewandung vor unsern Augen und nimmt uns durch derb-drahtisches Roboldtum gefangen. Scherzrätsel und Scherzrätselfrage, beide sprossen in grauer Vorzeit Tagen, „wo die lichttrohen Aesen ihren Witz an den dummen Thursen übten,“ organisch aus dem ureigensten Wesen des Volkstums und der Volkspoesie im engeren Sinne hervor. Beide umranken uns mit einer zum Teil sonderbar närrischen Welt, bald derb überraschender, bald sinnig zarter, poesievoller Vorstellungen. Jetzt spüren wir der blauen Blume Märchenduft, dann wieder weist uns der herbe Gauch zynischer Jotologien auf die stark schlüpfrigen, Nachtseiten volkstümlicher Zwei- und Eindeutigkeiten.

Mit Staunen bemerkt man, wie die weitverbreiteten Volksrätsel sowohl am Fuße der Alpenlandschaften als auch an den Ufern der Weser und Elbe mit seltener Gleichmäßigkeit und in auffallender Ähnlichkeit auftreten, ja sogar nach Island und Norwegen übers Meer ihren Flug nehmen und durch mündliche Überlieferung von Kind auf Kindeskind sich vererben. Man darf wohl behaupten: so lange die Volksseele sich noch ein natürliches und gesundes Empfinden bewahrt, so lange wird auch die Rätseldichtung nicht veralten noch aussterben, sondern das Volkstum in ungetrüübter Freude des Empfindens darin seine Schaffenslust betätigen.

Bald führt uns eine ganze Gruppe von Volksrätseln — die sogenannten „Galslösungsrätsel“ in eine uns gar fremd gewordene Welt, und dann wiederum spiegelt sich in den märchenhaften Rätselaugen die alte, liebe Heimat wider, die Heimstätte unseres alten, von den Urbätern ererbten Glaubens. So vermittelt das Volksrätsel in nicht geringem Grade Heimatkunde und damit Heimatliebe, zumal wenn es sich in dem bilderreichen und mit kräftigem Innenleben ausgestatteten Dialekt bewegt und der Anschaulichkeit halber starke und daher wirksame Lokalfarbtöne an seinem Gewande trägt.

Das Scherzrätsel reizt und lockt, wenn es, wie auch die schweizerliche Scherzrätselfrage im neckischen Scharffinn das Denken und Dichten des Volkes — von der bescheidenen Knospe bis zur vollerblihten Blume — vor uns entfaltet. Es lockt und reizt, wenn es mitunter sogar — wie Märchen und Sage in ungleich höherem Maße — auch eine phantastische, höhere Welt vor unserm geistigen Auge aufsteigen läßt.

Wenn das Volkslied mit Recht als die reinste und tiefste Offenbarung des Volkstums und der tiefinnersten Volksseele gilt, wenn die Schwänke und Schnaderhüpfeln die humorvolle Schlagkraft des volkstümlichen Mutterwizes am besten wider spiegeln, wenn die Sage den Saum der Gewandung uralten Heidenglaubens festhält und das Märchen den Horizont paradiesischer Kindes- und Herzensreinheit goldig verklärt, so strömen zahllose Rätsel und Rätselfragen in volkstümlich beliebter Rederei eine Unsumme von Volkswitz, Volks humor und Scharffinn aus. Sie schließen in sich den ganzen Kreis menschlichen Tuns und Treibens, in seiner Höhe und Weite, aber auch in seiner Hohlheit und Nichtigkeit.

Auch das Scherzrätsel begleitet den Menschen gleichsam von der Wiege bis zum Grabe. Verlobung, Brautstand und Ehe sind die drei Bogengänge und Gallen im Lebenstempel, die, von Rätseln umrankt, das geheimnisvolle Ende mit dem rätselvollen Anfang des menschlichen Lebens verbinden. Über Geburt und Tod reicht das Volksrätsel. Alle Dinge des menschlichen Lebens umschlingt und umwindet das Scherzrätsel in mannigfachen Variationen mit blumiger Fülle. Die jugendfrischen Kinder des Witzes enthüllen sich in der Scherzrätselfrage als Erzieher zur Übung des Scharffinnes, wenn sie den gemeinten Gegenstand in Bildern verdunkelnd umschreiben und so selbst den scharfen Zähnen des Denkers oft stattliche Nüsse zu knacken geben.

Wie schon erwähnt, ist die Sprache und Bildkraft des Ausdrucks bei vielen Volksrätseln zuweilen von der überraschendsten Zartheit der Empfindung, dann aber auch oftmals von sehr offenherziger Sinnlichkeit, die in den sogenannten „Spinnstubenrätseln“ mit ihren eigenartig freien Verkehrsäußerungen der Geschlechter — man denke nur an den Thüringer „Fleischhaufen“ — oft absichtlich in die allerderbsten Nüdigkeiten und Botologien ausarten.

Die Lösung derartiger „Spinnstubenrätsel“, die in geschlechtlich eindeutigem Gewande auftreten, ist fast immer ganz harmlos. Nur durch die Wahl der Worte und Bilder wird in stärkster Obscönität das grobsinnliche Gebiet des Geschlechtslebens als Angelpunkt verwendet und dadurch leider der Gedankenwelt näher gerückt, als dem gesunden Volkstum und einem harmlosen Verkehr der beiden Geschlechter in den ländlichen Spinnstuben zweckdienlich sein kann. Woffidlos „Medlenburger Volksüberlieferungen“ bringen hundertfache Belege für diese

bedenkliche Seite des Volkstums in dem Rätselband seines verdienstvollen Werkes.

Wie die Spinnstubenrätsel des Flachlandes, so dienen auch die fetten und oft derbzotigen Schnaderhüpfeln des Hochlandes dem Unternehmertum beim Brückenbau zum intimeren Geschlechtsverkehr. Derartige volkstümliche Zoten in Scherzrätseln und Scherzrätselfragen, wie sie die unsauberen Aufklärungsapostel über geschlechtliche Dinge zu stellen lieben, liegen weit ab von dem weltfernen und keuschen Liebesidyll der auf kindlicher Stufe reiner Daseinsfreude stehenden Naturvölker. Die unflätigen Erfinder und Verbreiter von gröblich erotischen Rätseln und Scherzrätselfragen, sowie die Säger von zotologischen Schnaderhüpfeln mit witzigen Pointen aus der Sexualsphäre dürften der Hauptsache nach auch heute noch halbberauschte, durch Tanz und Alkohol sinnlich stark erregte Burschen sein.

Diese dunkle Nachtschattenseite aus dem volkstümlichen Rätselbuche wird aber weit überstrahlt vom Sternenglanz all seiner goldig-humorvollen Lichtseiten. In starkem Strom sprudelt der Goldquell des Mutterwitzes und Volkshumors im Volksrätsel und der scherzhaften Rätselfrage zum Licht empor. Bei den vielen, an sich stark kontrastierenden Landschaften unserer deutschen Heimat zeigt sich der Volkshumor naturgemäß in der verschiedensten Art und Weise lokal gefärbt und mit landschaftlichem Glitter verbrämt.

Zu dieser Buntschichtigkeit des Volkshumors im Scherzrätsel und der Scherzrätselfrage trägt vor allem bei, daß unser deutsches Land von den ersten Zeiten des Mittelalters an bis auf die Jetztzeit hin zubiel historische Stürme und weltgeschichtliche Ungewitter erlebt hat. So hat der Dreißigjährige Krieg eine ungeheure Verrohung und Verwüstung

in unserem Volkstum angerichtet. Überall finden sich zwar mittelalterliche Motive des Volkshumors, aber sie sind angefressen und zersetzt in jener dreißigjährigen Glendzeit, da Deutschland ein Tummelplatz der Kriegsfurie war.

Infolge der wachgerufenen rohen und gemeinen Instinkte hat natürlich auch das Volksrätsel und die Rätselfrage — dieser alte Runenlieblich des germanischen Volkes — bedenklich gelitten. Die reinen Wurzeln des Volksrätsels, die rätselhaft raunenden und bildlich umformenden Ausdrucksweisen des Volkes erstrecken sich bis zum tiefsten Urquell mystischen Volkstums. Sie reichen hinauf bis zu den religiösen Gebräuchen und dem Geheimkult des altgermanischen Heidentums. Das Rätsel — im Altdeutschen das „Tunkal“ — d. i. das Dunkle und Geheimnisvolle, die „Kenningar“ der Skandinavier, war in Verbindung mit Rederei seit Jahrtausenden in jedem Volks- und Stammeskörper beliebt und ward bei jeder Volksgemeinschaft oft geübt und gern gepflegt. Daher erklärt sich die überaus große Zahl der Volksrätsel und ihr geradezu europäisches Verbreitungsfeld für manche derselben.

So läßt sich beispielsweise das aus grauer Vorzeit stammende Rätsel von der Kuh, das in Schwaben lautet:

„Biere ganget und biere hanget,
Drei spitziige und zwei glitziige
Un einer laicht (jagt) Fliegen“

verfolgen von dem tausendjährigen Schnee der Alpenketten bis zum einsamen norwegischen Kjölengrat. In ganz Deutschland, ja wohl noch darüber hinaus kennt man das Scherzrätsel, das in Mecklenburger Mundart die Frage stellt: „Wat maken de twölf Apostel in'n Himmel?“ Antwort: Ein Dukend. — Fast immer läuft eine volkstümliche

Rätsselfrage auf einen bloßen Scherz hinaus, namentlich, wenn biblische Motive darin Verwendung finden.

Eine ganz eigentümliche Scherzrätsselfrage mit geradezu verblüffend doppelsinniger Antwort lautet: „Wat is gaud vör de Ogen?“ Antwort: Nicks! — Diese Lösung „Nicks“ ist insofern doppelsinnig, als „Nicks“ eine volkstümliche Bezeichnung für eine Augensalbe ist, die aus Fett und Zinkoxyd besteht. Daraus erklärt sich dann auch die sonderbare sprichwörtliche Redensart: „Nicks is gaud vör de Ogen, äwer nich vör'n Magen.“ Sehr weit verbreitete niederdeutsche Scherzrätsselfragen sind die folgenden:

Wo hett de Kauh am mihrsten Gor? — (Wo's mit den Swanz hensleit.)

Watt seggt de Kofkappel, wenn hei up de Strat liggt? — (Nu bün id fein rut.)

Wi kümmt Thom's achter de Samel? — (Se sünd em vörbilopen.)

Wenn de Gahn up einen Bein steiht, wat deiht hei denn? (Sei böhrt den annern tau Höcht).

Wo kümmt de Adebör her? (Wo de Swanz hen steiht).

Wobel Schritt maakt de Sparling den Dag? (Gor fein, hei hüppt ümmer).

Wecker is de lüttst Fisch in't Water? (Dei den Swanz am dicht'sten bi'n Kopp hett).

Watt hett dei Möller up, wenn hei vörbiföhrt? ('ne mitte Müß).

Wennehr sünd de Fuhlen gor nich von de Flitigen tau kennen? (Wenn't kolt is; denn lopen's all' lif dull).

Wo sitt de grötst Stein in de Kirch? (In't grötst Lof).

Up wecken Enn' steiht de Kloekentorm? (Up't die Enn').

Wer is am driesten in de Kirck? (De Fleig; sei fett't sid up den Paster sin Näs).

In allen diesen Volksrätseln handelt es sich niemals um einen Wortwitz, sondern das Humorvolle steckt immer in der Sache. Auch kommt in ihnen jener gelassene Humor zur Geltung, der vor allem ein Erbstück des niederdeutschen Bauern ist. Ein treffendes Beispiel dafür ist auch die drollige Frage: „Wenn in Wismar de Bodder söktein Schilling kost, wat frigg man denn in Rostock bör en Fäuder Heu?“ (Antwort: „Zwei Bird). Biblische Anklänge enthalten die Scherzrätsel: „Woans hett de Esel in Noah finen Rasten schriet? (As en Esel).

Woans seg Moses sin Sund sin Stirt ut?(Kug).

Worum hadd Judas en roden Wort? (Um dat Gesicht).

Mark und Lebensader jedes Volksrätsels ist positive, sachliche Charakteristik der Gegenstände, wengleich die volkstümliche Gruppierung oftmals sehr „tunkal“, d. i. dunkel erscheint und mitunter geradezu absichtlich auf Zweideutigkeiten geschlechtlicher Natur hinausläuft, um den Ratenden in seiner Gedankenfette auf das Glatteis derb obscöner Lösung zu leiten. Der Tummelplatz dieser grobdräftigen Volks-Fotologien ist das Dorf mit seinen Spinnstuben und Dorffünden*).

Wenn nun im nachfolgenden Blütenkranz des Scherzrätsels und der Scherzrätselfrage Mutterwitz und Volkshumor das Wort haben, so sollen sie weder mit zotig plumper Zunge reden, noch in übertriebener Zimperlichkeit zu weitgehende Delikatesse als Panier des Philistertums erheben. Warum soll man beispielsweise nicht die sehr bekannte und weit verbreitete Rätselfrage bringen: „Was geht richtiger

*) Vergl. Hugo Glard Meier: Deutsche Volkskunde, S. 334.

aufs Gärchen als die beste Uhr? Der Volkshumor neigt seine mit klingenden Glöckchen besetzte Schellenkappe und flüstert als Lösung sacht ins Ohr: „Die Sau.“ —

Und wenn der Mutterwitz des Volkshumors uns schalkhaft nach der einzig achtenswerten Wohlbeleibtheit fragt und unserer Begriffsstufigkeit zu Hilfe kommt, indem er jene frauenhafte Rundlichkeit uns nennt, die anderen „Umstände“, denen jeder Mensch sein Dasein hier auf Erden dankt, so sieht der Bruder Lustig uns dabei gar frank und freudig lächelnd ins Antlitz.

Drollig scherzend lautet eine andere Rätselfrage: „Wann lügt der Küster offenbarlich in der Kirche?“ Die Antwort: Wenn er singt „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ löst dann vielleicht in uns ein behagliches Schmunzeln aus, gerade wie die Frage nach der Landsmannschaft der heiligen drei Könige. Der oft starke Unsinn des volkstümlichen Wortspiels behauptet nämlich von ihnen: Die hl. drei Könige waren Irländer; denn sie zogen auf einem andern Wege wieder in „ihr Land“! So ist der König David nach einem volkstümlichen Wortspiel ein Holländer gewesen. Warum? — Er sagt von sich selber: Ich bin zu leiden geboren . . . Ferner fragt der Volksmund in wortspielerischem Sinne: „Wo lebt man am wohlfeilsten?“ Die Antwort lautet: „Zu Isny!“ . . . (Ort in Schwaben.) Bekanntlich wird ja für Essen und Trinken das meiste Geld ausgegeben.

Viel Nachdenken erfordert die Scherzrätselfrage: „Was ist höchst unrecht und doch keine Sünde?“ Die sehr einfache und sinnig humorvolle Lösung dieser Scherzfrage lautet in Mecklenburger Platt: „Wenn man den linken Hantschen über dei rechte Fuß treckt.“ In hochdeutscher Variante ergibt sich die Lösung:

„Wenn man mit der rechten Hand in den linken Handschuh fährt.“ — „Warum sind die Flöhe schwarz?“ fragt das Scherzrätsel. Dem Mutterwitz des Volkshumors erscheint das deshalb ganz natürlich und erklärlich, weil dies oft gejagte und zur Strecke gebrachte „Damentwild“ alias Damwild in beständiger Familientrauer lebt. Ebenso erklärt der Volkshumor das Fleisch der Flöhe für das süßeste Fleisch aller Tiere, da „dei Frugenslüd sid all ihrer dei Finger dornah lickt, as sei den Floh hebbben.“ Das Volk malt eben „al Fresco.“ —

Weiter stellt der Volkshumor die Scherzfrage: „Warum schabt man den grünen Käse?“ Die verblißfende Antwort des Neckkobolds lautet: „Weil er keine Federn hat, sonst würde man ihn rupfen.“ — Daß die Maus das treueste Tier sein soll, macht uns der Volkshumor dadurch klar, daß er sagt: „Die Maus ist so treu und anhänglich, daß sie sich mit dem Spitzbuben aufhängen läßt.“ Wer beantwortet die Scherzfrage: „Wie viel Flöhe gehen auf einen Scheffel?“ besser als der Volkswitz, wenn er à la Sans Bendix in salomonischer Weisheit sagt: „Gar keiner, denn alle springen davon.“ — Der Floh spielt überhaupt eine ziemliche Rolle im Scherzrätsel. Ist er es doch wiederum, auf den sich die Scherzfrage bezieht: „Wer springt bi tein Grad Küll lustig in't Gemd rüm? . . .“

Um auf die ersten biblischen Menschen zu kommen, möge die Scherzfrage platzgreifen: „Wer ist gestorben und doch nicht geboren?“ Die Antwort lautet natürlich: Adam und Eva. Aber: „Warum hat Adam in den Apfel gebissen?“ Die scherzhafte Lösung lautet: „Er hatte kein Messer in der Tasche.“ — Das Taschenmesser ist bekanntlich erst eine Erfindung späteren Datums, und Adam und Eva lebten ja auch im Paradiese der Kleiderlosigkeit.

Eine nicht geringe Summe harmloser Scherze ist aufgespeichert in jenen allbeliebten und oft gestellten Scherzrätselfragen, die darauf hinausgehen, durch Wortspiele einen Unterschied zwischen zwei ganz heterogenen Dingen festzustellen, wie etwa zwischen dem Buchdrucker und dem Hund oder dem Nachtwächter und dem Soldaten. Vom Hund und Buchdrucker will ich schweigen, aber vom letzteren Paare heißt bekanntlich die Lösung der Scherzrätselfrage: „Der Soldat tut Laten, und der Nachtwächter tat tuten.“ Gerade dieser Unsinn im volkstümlichen Wortspiel hat mitunter etwas stark Komisches in sich. Auch im Volke wird mit Vorliebe die vielbenutzte Brücke nach Kalau betreten.

Das geschieht beispielsweise, wenn wir die Scherzfrage lösen sollen, wie Jonas im Bauche des Walfisches gefessen habe. Der kalauernde Volkswitz sagt: „Feucht! denn „er war ja naß.“ Ein Kalauer, wie er im Buche steht! — Ebenso nennt uns der Volkswitz in derselben Manier die Bewohner des zweiten Stockwerkes als diejenigen Leute, die alles über und unter sich gehen lassen können, ohne zu erkranken.

Ein Beispiel volkstümlich konkreten Denkens liefert der Volkshumor, wenn er die Rätselfragen stellt: „Was liegt auf dem Rasen mit 24 Nasen?“ „Was liegt auf den Bänken mit 24 Gelenken?“ „Gemeint sind in diesem „Lunkal“ die Säge und die Kette. Oder, wenn der Volkshumor im Scherzrätsel von dem beliebten Floh fragt: „Was ist das beste am Floh?“ — Antwort: „Daß er keine Hufeisen an den Füßen hat; denn sonst würde er uns die Rippen eintreten.“ Ein geographisches Scherzrätsel steckt in der Frage: „Welches ist die ungesundeste Gegend?“ Die Lösung lautet: „Zwischen Zug und Schwiz.“ In das Gebiet der Naturgeschichte schlägt die Rätsel-

frage: „Welche Pferde sind rosenfarben?“ Die scherzhafte Antwort lautet: „Die Schimmel; denn es gibt auch weiße Rosen.“

Die Frage: „Warum muß der Dieb hängen?“ beantwortet der Volkswitz dahin, daß er sagt: „Der Strick ist zu kurz, sonst könnte er vielleicht spazieren gehen.“ — Werden wir nach Leibern ohne Magen gefragt, so präsentiert uns der Volkshumor in der Antwort auf diese Scherzfrage die leidigen „Schürleiber.“ Ebenso weiß uns der Volkswitz Schuhe zu nennen, die nie an den Füßen zerreißen. Das sind nämlich die Handschuhe. Ja, der närrische Kobold weiß sogar jemand aufzuspüren, der Einäugig zu sein wünscht. Und wer wäre denn das? „Der Blinde,“ entgegnet ganz einfach der Schalksnarr. Ebenso weiß er genau, wie viel Erbsen in einen Litertopf gehen. Nämlich nicht eine, man muß sie alle hineintun. Auch kennt der Volkswitz sogar die Zeit, die selbst der Faulste eifrig benutzt. — Es ist die Mittagszeit. —

Sollte man etwa die Frage nicht lösen können, warum das Pferd nicht zum Schneider taugt, so wird uns die drollige Antwort: „Weil es Futter frißt,“ gewiß ein Lächeln abnötigen, ebenso wie der erfragte Unterschied zwischen einer Branntweinnase und einer Krupp-Kanone. Letztere kommt bekanntlich von Essen, die erstere vom Trinken. Aber was sagt man dazu, wenn der Volkshumor die Scherzfrage stellt: „Wat is en Dichter?“ und man hört die Antwort: „En Dichter is en Mann, dei künstlich leigen (lügen) kann.“ Ebenso „reimlich“ veranlagt und mit metrischer Gewandung drapiert erscheint die Frage und Antwort: „Wie heißt die tiefste Höhle?“ — „Die Musikantentehle.“

In derb drastischer Weise kann uns der Volkshumor melden, was ein „Hauptspäß“ ist. Die Ant-

wort auf diese Scherzfrage lautet: „Wenn einem die Läuse auf dem Kopfe tanzen.“ Ebenso erklärt der derbe Volkswitz die Frage nach dem größten Wunder in der Bibel dahin, daß Elias sich nicht den . . . verlängerten Rücken verbrannt hat, als er im feurigen Wagen gen Himmel fuhr.

Recht schalkhaft ist die Antwort auf die drollige Frage, wie man's macht, daß einem im Winter die Hand nicht friert. Die humorvolle Lösung lautet: „Man muß eine Faust machen.“ Sehr viele Varianten — oft unflätigster Art — hat die Scherzfrage: „Wat is unmöglich?“ Eine ziemlich harmlose aus dem Schoß der Lösungen ist: „Unmöglich is, en Rückenfell über 'ne Viertunn tau trocken un Trummel dorup tou spälen.“ — Inbezug auf die beiden im Scherzrätsel sehr beliebten Tierchen — Laus und Floh — fragt der Volksmund: „Weder hett dat beste Gewissen, de Lous orer de Floh?“ Die scherzhafte Entscheidung dieser „Kniffligkeit“ lautet: „De Lous, denn dei sitt still, öber dei Floh springt weg.“ — Auf das Reh bezieht sich die Scherzfrage: „Wer drägt sien Bөрhemd hinnen?“ Eine sehr große Anzahl von zum Teil recht witzigen Scherzrätselfragen ist derartig zotologisch mit Zweideutigkeiten gespickt, daß es durchaus unangebracht erscheint, diese „Goffenfinder“ einem größeren Leserkreise zu übermitteln. Volkstümliches „Sauglockenläuten“ ist nicht nach jedermanns Geschmack, darum bedürfte Schweigen diese Abgründe des Volkstums, zumal in dem Vorstehenden nur ein kleines Bild aus dem großen Rätselreichtum geboten werden sollte. Von den im Volke sehr beliebten biblischen Rätseln mag noch angeführt werden: „Wer hatte das größte Bett?“ — Salomo; denn er spricht: „Wenn ich in mein Bett fahre.“ — „Wie viel Klappen hat die Hölle?“ Lösung: Zehn, denn die Bibel sagt: „Da

wird sein Seulen und Zähnklappen.“ — „Wie hett
Erau heten as he lütt meer?“ — Antwort: Efarfen.
— „Wonem is en Knütt (Knoten) in de Bibel?“ —
Antwort: „Wo de Esel anbund'n steiht.“ — Auf das
Paradies weist das Rätsel, das aber wohl kaum
volkstümlich genannt werden darf:

„Sagt ihr lieben Gäste,
Was war das für 'ne Röfte (Feier)
Wo der Bräutjam ohne Kleid
Und die Braut ganz ungeschent
Splitternackend sich liek sehen.
Lieber, sag', wo ist's geschehen?“

Bermutlich ist dieses Rätsel aus Schütze, Holst.
Idiotikon II, S. 232 am Schreibtisch irgend eines
„Dichters“ und nicht im Volksmund entstanden.
Ein nicht übler Witz liegt in der Rätselfrage aus der
Gegend von Eternförde: „Wat weer Madam Poti-
phar för en Landsmännin?“ — Die ulfige Antwort
lautet: „Eine Schleswig-Holsteinerin; denn sie
wollte mehr umschlungen sein.“ (Anspielung auf
das bekannte Lied: Schleswig-Holstein meerrum-
schlungen u.) Die Zahl der biblischen Scherzrätsel
könnte noch um ein Erkleckliches vermehrt werden,
doch mögen die mitgeteilten Proben genügen, um
zu bekunden, daß das Volk mit einer gewissen Vor-
liebe biblische Stoffe in scherzhafter Weise zu Rätseln
verwendet.

In allen Rätselaufgaben und deren Auflösung
tritt uns gewissermaßen ein neckischer Zweikampf
mit geistigen Waffen entgegen. Der Witz des Auf-
gebenden, des Erfinders, fordert den Witz des
Ratenden heraus. Doch kommt es bei den in Frage
stehenden Scherzrätseln nicht so sehr auf die Prüfung
der Verstandesschärfe an, als vielmehr auf Ulferei
und schelmische Neckerei. „Der Rätselschak des

Volkshumors ist ein Kind der Kurzweil und des Mutwillens.“ Meistens lenkt das Volksrätsel absichtlich auf etwas ganz anderes hin als auf das zu Erratende und gar häufig erscheint die Aufgabe selbst als starker Unsinn, der aber in einem Volkswitz seine lachenbefreiende Lösung findet. Solchergestalt sind beispielsweise die Fragen an den Pfaffen Amis, als der Bischof ihn examiniert. Es heißt an dieser Stelle in dem mittelhochdeutschen Gedichte: 1. „Wie viel Wasser ist im Meere?“ — Amis antwortet: „Ein Fuder, und wenn ihr alles Wasser, das ins Meer fließt, still stehen heißt, so will ich's euch beweisen.“ 2. „Wie viel Tage sind seit Adam?“ — Amis sagt: „Sieben; denn wenn sie zu Ende sind, fangen sie wieder von vorne an.“ 3. Wo ist die Mitte der Welt?“ Antwort des Pfaffen Amis: „In meiner Kirche. Lasset dort mit einem Seile nachmessen, so wird es nicht halmbreit an einem Ende vorreichen.“ 4. „Wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel?“ Antwort: „So weit man schreien kann; steigt nur hinauf und horcht, wenn ich unten rufe.“ 5. „Wie breit ist der Himmel?“ Antwort: „Tausend Klafter und tausend Ellen. Meßt nur nach, aber ihr müßt dabei Sonne, Mond und Sterne vom Flecke nehmen und den Himmel dort hübsch wieder zusammenrücken.“

Derartige Rätselscherze sind uralte und weit verbreitet. Allgemein bekannt ist Bürgers launiges Gedicht: Der Kaiser und der Abt, worin auch solche Scherzrätselfragen von dem klugen Schäfer Hans Bendig gelöst werden und dem Mutterwitz als Triumphator ein Loblied gesungen wird. Etwas Ähnliches steht auch in „Schimpf und Ernst“ von Pauli und im „Esopus“ von Burcard Woldis. In diesem Buche gibt der Fürst dem Abte folgende Fragen zu knacken: „Erstlich sag mir ohne List, wie

weit hinauf zum Himmel ist. Zum andern sag mir auch gut rund, wie tief da sei des Meeres Grund. Auch wieviel Rufen mußt machen lassen, das große Meer darin zu fassen. Und dies soll sein das vierte Stück, wie weit vom Unglück sei das Glück.“

Konnte der Abt die heiklen Fragen beantworten, so sollten ihm für jede Antwort tausend Gulden an der Steuer erlassen werden, die der Fürst von dem geängstigten Abte fordert. Der arme Abt weiß nicht aus noch ein, und seine Brüder wissen auch keinen Rat. Da hilft ihm ein Schweinehirt, den er auf dem Felde trifft, aus seiner Not. In die Kleider des Abtes gesteckt, tritt er fed vor den Fürsten und beantwortet dessen Fragen folgendermaßen: „Der Himmel ist nit, wie man meint, so hoch, wie er da für uns scheint. Eine kleine Tagreis', auch nit mehr; mit gemeinem Spruch ich das bewähr'. Da Christus seinen Jüngern schwur, darnach hinauf zum Vater fuhr, geschah's vor Mittag am heil'gen Ort, denselben Abend war er dort. Das Meer, dadurch laufen die Schiff, ist auch nit, wie man meint, so tief, daß man sich drum bekümmern darf: Ist nit mehr als ein ebner Steintwurf. Und wieviel Rufen oder Töpfen man dörfst, das Meer darin zu schöpfen, wo man ein hätt', die groß g'nug wär, so dörfst man sonst kein machen mehr. Das vierte Stück merkt auch dabei, wie weit Glück von dem Unglück sei, das ist, wie ich mich hab bedacht, nit weiter als ein Tag und Nacht. Nächst mußt ich hintern Säuen traben, jetzt bin ich zu ein'm Abt erhaben, und der Abt ist aus seinem Orden kommen und zu einem Sauhirt worden, so kurz sich das Glücksrad umwend't.“ — Zum Schluß macht der Fürst den Sauhirten zum Abt und den Abt zum Sauhirten. Diesem und ähnlichen Erzeugnissen des schalkhaften Volkshumors liegt der Gedanke zugrunde, daß ein Naturkind oft

mehr Mutterwitz oder „Grüße“ im Kopfe hat, als ein Gelehrter und daß unter dem Strohdedel des armen Mannes häufig mehr Weisheit sitzt, als unter der pelzverbrämten Mütze von Äbten und Prälaten.

Aus einer Rätselsammlung des 16. Jahrhunderts, aus welcher Wadernagel im 3. Bd. von Haupts Zeitschrift für Deutsches Altertum Proben mitteilt, stammt die schalkhafte Frage: „Hängt der Hund am Schwanz, oder der Schwanz am Hunde?“ Die drollige Antwort lautet: „Hebst du den Hund am Schwanz über sich, so hängt der Hund am Schwanz, hebst du aber den Hund am Kopfe auf, so hängt der Schwanz am Hunde.“ — Eine andere Scherzrätselfrage aus dieser Sammlung lautet: „Welches Handwerk stiehlt am meisten?“ Die kalauernde Antwort ist: „Die Löffel- und Pfannenschmiede; denn sie machen die meisten Stiele. — Ferner heißt eine Scherzfrage: „Warum nisten die Storchen nicht auf der Mühle?“ Antwort: „Weil sie fürchten, der Müller werde ihre Eier stehlen. Ständen doch die Müller alle in dem Rufe aus „Nymwegen“ zu sein.

Aus der Sammlung „Studiofus jovalis“, der lustige Bruder Studio, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschien, stammt die schalkhafte Rätselfrage: „Warum vergibt man häufig große Ämter an Unwürdige?“ Weil es billig ist, daß man die schweren Lasten Eseln, nicht aber verständigen Deuten auflegt.“ — „Wie kann man Isaaß mit einem Buchstaben schreiben?“ Antwort: „Man nimmt einen Saß und schreibt „S“ darauf.“ — „Wie kann man in einem Tage 50 Paar Schuhe machen?“ Antwort: „Man nimmt 50 Paar Stiefel und schneidet oben die Schäfte ab. Dann hat man 50 Paar Schuhe.

Dem reichhaltigen „Redrätselbuch“ von D. Franklin von Ensfurt (Enslin von Frankfurt), das

1856 zu Frankfurt a. M. in zweiter Auflage erschienen ist und zwar „für das reisende und begreifende Jugendalter von zehn bis tausend Jahren,“ mit seinen etwa 1500 Rätselfragen entstammen die nachfolgenden Proben:

„Welches ist das geschäftigste Auge?“ — Das Fühnerauge; denn es ist beständig auf den Füßen. —

„Was sehen alle Blinden und hören alle Tauben?“ — Nichts.

„Wieviel Nehlen hat der Mensch?“ — Drei, zwei Kniefehlen und eine hinter der Zunge. —

„Welches Gewicht muß ein Mensch haben, wenn er nicht umfallen soll?“ — Das Gleichgewicht. —

„Wann muß man sich in acht nehmen, daß man sich selbst nicht ins Herz beißt?“ — Wenn man das Herz auf der Zunge hat. —

„Welcher Fall tut nicht weh?“ — Der Beifall.

„Nach welchen Zeiten sehnt man sich, wenn man Hunger hat?“ — Nach den Mahlzeiten. —

„Welche Augen und welche Ellen werden gegessen?“ — Die Neunaugen und die Forellen.

„Wem fallen vom Wassertrinken die Augen zu?“ — Dem Ertrinkenden.

„Wie kann man im Sommer das Hammelfleisch immer frisch erhalten?“ — Dadurch, daß man die Schafe ungeschlachtet läßt. —

„Welche Tracht ist die beste?“ — Die Eintracht.

„Wie viele Hosenträger gehören zu einer Hose?“ — Drei, der Mensch und die beiden andern Träger derselben.

„Welche Schuhe benutzt man, ohne sie an die Füße zu ziehen?“ Die Hemmschuhe. —

„In welches Gemach begibt sich niemand gern?“ — In's Ungemach.

„Wer springt ohne Füße?“ — Der Springbrunnen.

„An welchen Leitern steigt niemand hinauf und nur einer herab, obwohl sie immer am Hause stehen?“ — An Blitzableitern.

„Wer ist meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder?“ — Ich selbst.

„Welche Leute machen ihre Arbeit stets verkehrt und doch richtig?“ — Die Kupferstecher.

„Wie können sich zwei Menschen zwischen ihre Nasen stellen?“ — Wenn sie einander den Rücken zugehren.

„Mit welcher Angel kann man keine Fische fangen?“ — Mit der Lürangel.

Aus Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volkes“ sind die folgenden Scherzrätselfragen entnommen:

„Wann ist's am gefährlichsten auszugehen?“ — Wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schießt.

„Wie kommt der Floh zum Menschen?“ — Braun.

„Welche Namen sind die besten?“ — Die Einnahmen.

„Wie heißt der Gott der Musikanten?“ — Fagott.

„Es ist eine Speise, die niemand ißt,
Es ist getauft und doch kein Christ,
Es hat nie an das Stehlen denkt,
Und dennoch hat man's aufgehenkt.“ —

Antwort: Die Glocke.

„Wie viele Stiche bedarf es zu einem gut angenähten Knopfe?“ — Keinen. —

Die Schrift von Hocholz „Allmannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz“ bringt folgende Scherzrätselfragen:

„Was macht der Sigrift, wenn er läutet?“ — Krumme Finger.

„Was ist in der Mitte von Basel?“ — das s.

„Warum läuft der Fuchs oben über den Berg?“
— Weil er nicht durch kann.

„Wie viele Eier konnte der Riese Goliath nüchtern vertragen? — Eins; denn beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.

„Wie hieß Moses, als er noch ein Kind war?“
— Der kleine Moses.

„Wo kommen alle Mehlfäcke zusammen?“ —
An der Naht.

„Warum hört man den Ruckuck nie vormittags schreien?“ — Weil er stets „Ruckuck“ und nie „vormittags“ schreit. —

Aus einer Zusammenstellung plattdeutscher Rätsel von G. F. Meyer in Kiel im Jahrgang 1895, 1902, 1903 und 1905 der „Heimat“ mögen angeführt werden:

„Wat ward nich fast und ward nich äten un smect doch mennigeen good?“ — Der Ruß.

„Peter Lang klattert lang de Stang;
Weiht de Wind, hummelt dat Ding.“ — (Bohne.)

„Wat is dat gröts Unrech?“ — Dat de irst Klümp ebenso lang faken mutt as de leht.

„Wat trecht duzend Beer nich ut't Water?“ —
En Stück Suffer.

„Wat süht en halwen Swinskopp ähnli?“ —
De anner Gälk.

„Wanehr hett de Gas de meisten Löcker ünner'n Buß?“ — Wenn he öwer'n Stoppelfeld löppt.

„Wat is merrn in Hamborg?“ — En „b“.

„Wannehr sitt de Kreih up'n Stubb'n?“ —
Wenn de Bom afhaut is.

„Wobel Kalversteert hört darto, bet se an'n Himmel rekt?“ — En, wenn he bloß so lang is.

„Wat is dat driefste in't Hus?“ — (Fürtang.)

„Wat geiht to Water un lett den Buuß in't Hus?“ — (Riffenbezug.)

„Wat geiht ower den minschlichen Verstand?“ —
(Sus und Luz.)

Wat geiht to Stall un fritt nich?

„Wat geiht to Water un suppt nich?“ —
(Sufeisen.)

„Wenn dat rin geiht, denn wüppt dat,

Wenn dat rut geiht, denn drüppt dat?“ —

(Brunneneimer.)

Das vorstehende Rätsel, mitgeteilt von Zul. Prange in Ellerheß, gehört schon zu der großen Anzahl jener Spinnstubenrätsel, die unter dem Deckmantel der Harmlosigkeit auf versteckte Zoten hinauslaufen. Auch das folgende Rätsel vom Leinen streift hart an diese Grenze. Es lautet:

„Wenn dat uplöpt, is't grön,

Wenn dat stief steiht, is't schön;

Keen Fru is so olt

De't nich all het spolt;

Keen Gefell is so hübsch

De't nich het in de Bürg;

Keen Kind is so kleen,

Dat't nich het mank de Been.

Recht wißig ist das Volksrätsel:

„Wenn du dat deist,

Denn is dat dahn;

Wenn du dat nich deist

Is dat ok dahn.“

Die Auflösung ist: Abtrocknen.

„Wer steiht in't Holt un grölt as en Länbreker?“ — Der Pastor auf der Kanzel.

„Wo lat id min Schoh fliden?“ — Wo he entwei is.

„Wo lat id mi rasieren?“ — In't Gesicht.

Derartige Scherzfragen werden immer von neuem erfunden und kürzten in ihrer launigen Weise schon manchen langen Winterabend.

Römische Hausinschriften.

Sowohl an Häusern wie auf Grabsteinen und auf allerlei Gerätschaften, die zum täglichen Gebrauch bestimmt sind, treibt der Kobold des Volkshumors sein lustiges Wesen und offenbart in den mancherlei merkwürdigen und komischen Inschriften diesen oder jenen Charakterzug der einzelnen deutschen Volksstämme. Zwar spiegeln sich die Charaktereigentümlichkeiten eines Volkes nirgends schärfer wieder als in jenem Schatz von Lebensweisheit, der in seinen Sprichwörtern und Sinnsprüchen aufgespeichert ist, aber auch die vielen launigen und sonderbaren Inschriften an Häusern, auf Grabsteinen und Geräten sind in gewissem Sinne Kulturdenkmäler unseres Volkstums. Darum verdienen auch diese vielgestaltigen „Volks-epigramme“ in vielen Fällen, daß sie der Vergessenheit entrißen werden. Bieten sie doch interessanten und schätzenswerten Stoff für die Beurteilung volkstümlichen Denkens und Empfindens.

Leider besteht die Tatsache, daß dieser Zweig des Volkshumors in unserer Zeit nur noch ganz selten bescheidene Blüten treibt. Der Grund liegt zur Hauptsache darin, daß in unsern Tagen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr die Unterschiede schwinden, welche die Schichten der niederen Volksstände des Landes und der kleinen Städte von denen der höheren Stände und Gesellschaftsklassen unterscheiden. „Die Sage verläßt den Ort, das Märchen das Haus, um sich in Bücher zu flüchten, eine Menge Sitten und Meinungen sind im Aus-

sterben begriffen.“ So wird auch nur selten noch der alte Brauch beobachtet, Giebel und Torweg mit einem frommen oder lustigen Spruche zu schmücken, und wo dies geschieht, ist's nicht die alte naive Ursprünglichkeit, die ihn einhaut.*) —

Mit Dank ist deshalb jede Sammlung derartiger Inschriften zu begrüßen, wie sie beispielsweise W. Herz in seinem Buche: „Deutsche Inschriften an Haus und Gerät“ im Jahre 1875 herausgegeben hat. Manche der nachfolgenden komischen Sprüche und Inschriften an Bohnhäusern, Wirtshäusern, auf Geräten und auf Grabsteinen entstammen dieser Sammlung. Andere sind aus Webers Demokrit entnommen oder aus Enzians Sammlung und anderen Quellen. Am meisten kommen solche komischen Inschriften im nördlichen Deutschland, der Domäne des Niederdeutschen vor. Ebenso in Deutschlands äußerstem Süden, weil sich an diesen Stellen der Volkshumor am frühesten geregt hat und am kräftigsten in seiner Eigenart zur Entfaltung gelangt ist.

Viele Inschriften an Torwegen oder Häusergiebeln sind sogenannte *B e r i e r s p r ü c h e*, wie sie vor allem der Schalkshumor des Mittelalters liebte. So liest man beispielsweise an einem Hause bei Herrischried im südlichen Schwarzwald:

„Ich Aff steh da und gaff,
Und weil ich gaff und steh,
So könnt' ich weiter geh'.“

Im Berner Oberlande ist an verschiedenen Hausgiebeln das Sprüchlein verewigt:

„Was stehst und lugst mich an?
Mach's besser, wer kann.“

Ein recht wunderlicher Spruch ziert ein Bauernhaus bei Thun. Er lautet:

*) Moriz Busch: Deutscher Volkshumor.

„Dieß Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Gätte den Meister das Geld nicht gereut,
So hätt' er's nach hinten auch erneut.“

Leise Untertöne von Resignation über den zu teuer gewordenen Hausbau klingen aus dem Heim, der an einem Hause in Goslar steht und ähnlich auch anderswo zu finden ist. Der Spruch sagt:

„Bauen ist eine Lust,
Wenn's nur nichts kauft.“ —

Ein höchst komischer Bericht findet sich in Steiermark an einem noch ziemlich neuen Hause unter dem Bilde des Schutzheiligen Florian, der ein brennendes Gebäude mit einer Gießkanne (!) vor dem Untergange zu retten sucht. Die komischen Verse lauten:

„Dies Haus stellt ich in Gottes Hand,
Da (!) ist es dreimal abgebrannt.

Nun hab ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß der besser darnach schaut.“

In Franken hat ein humoristischer Schalk über seiner Haustür den ausgelassenen Vers angebracht:

„Heiliger Florian, du sadrischer Schwanz,
Wir brauchen dich nimmer, wir hab'n Affecuranz.“

Ebenfalls in Franken findet sich die originelle Hausinschrift:

„Gottes Gnad, ein gesunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Tausend Dukaten in der Not,
Fröhliche Urständ nach dem Tod,
Wer die sechs Glück zusammen hat,
Der komm und lösch den Keimen ab.“

Eigenartig ist auch die nachfolgende „sinnierliche“ Inschrift aus Tirol. Sie lautet:

„Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, 's ist auch nicht sein.“

Und wird's dem Dritten übergeben,
So wird's ihm ebenso ergehen.
Den vierten trägt man auch hinaus.
Mein! sagt mir doch, wes' ist das Haus?"
Eine drastische Komik echt volkstümlicher Art
offenbart sich in der nachfolgenden Inschrift:

„O Herr, b'hüt üs,
Vor Jesuite und G'wandlüs.
Bösi Wyber und falsches Geld
Hat der Tüfel g'sait i d' Welt.
Das sy alls Plaggeister.
Hans Roth, Zimmermeister.“

Diese drollige Hausinschrift stammt aus dem
Oberaargau. Aus Oberschlesien ist die Inschrift:

„Ich hab' gebaut nach meinem Sinn
Drum, Neider, geh' nur immer hin,
Und wem die Bauart nicht gefällt,
Der bau es besser für sein Geld.“

In Groß-Brunskrode steht an einem Hause vom
Jahre 1723:

„Wenn der Neider noch so viel, es geschieht
doch, was Gott haben will.
Wer baut an der Straßen, muß die Narren
reden lassen.“

An einem Hause in Westfalen findet sich die
philosophierende Inschrift:

„Wenn dieses Haus so lang' nur steht,
Bis aller Neid und Haß vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis die Welt wird untergehn.“

Eine Württemberger Inschrift besagt:

Hier wohnt ein fröhlicher Mann,
Der Herrendienst entraten kann.“

Eine Schweizer Inschrift lautet ähnlich wie die
an einem Hause in Goslar. Es heißt in derselben:

„Bauen war eine Lust,
Aber was es gekost't
Hab ich vorher nit gewußt.“

Aus dem Altenburgischen stammt das Be-
kenntnis:

„Ich kehre mich nichts dran,
Ich laß die Leute klügeln.
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?
Ich kann nicht besser leben,
Als daß ich dazu lach'.
So haben sie vergebens
Sich viele Müh' gemacht.“

Ein Tiroler bittet in einem Hauspruch:

„Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mißwachs und vor teurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.“ (!)

Aus Schlesien stammt die sonderbare Haus-
inschrift:

„Wenn ich hätt' aller Jungfern Gunst
Und aller Meister Kunst
Und aller Künstler Wit,
So wollt' ich ein Haus bauen auf ein' Nadelspiz (!)
Dieweil ich aber solches nicht haben kann (!)
Muß ich bauen auf einen Plan.“

Am Gothaer Rathaus findet sich die beachtens-
werte Inschrift:

„Wo der Bürgermeister schenket Wein,
Die Fleischhauer im Kate sein,
Und der Bäcker wiegt das Brot,
Da leid't die Gemeinde große Not.“

Über einer Schlosserwerkstatt steht der humor-
volle Spruch:

„Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt angeleget werden,

Dann wär die edle Schlofferkunst
Die beste Kunst auf Erden.“

Zu Tuttlingen in Schwaben liest man über dem
Eingang zu einer Seifensiederei den komischen Ein-
fall eines Hauspoeten in folgenden Versen:

„Bläst uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod das Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglüch und wer Wachslüch war.“

In Frellstedt im Braunschweigischen liest
man die Inschrift am Hause Nr. 33:

„Die mir nichts gönnen und nichts geben, die
müssen sehen, daß ich lebe.
Seid mißig, die Welt ist spißig, seid fürsichtig, sie
sind alle nicht aufrichtig.“

An einem Hause in Gr. Steinum im Braun-
schweigischen finden sich die Verse:

„Ich achte meine Gasser gleich wie das Regentwasser,
Das von den Dächern fließt.
Allen die mich kennen, Gebe Gott was sie mir
gönnen. 1796.“

Am roten Turm zu Wien steht unter dem Bilde
einer Speckseite der „einladende“ Vers:

„Befind sich hier irgend ein Mann,
Der mit der Wahrheit sagen kann,
Daß ihm sein Heirat nicht gereut,
Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Backen herunterhauen.“

Am Marktbrunnen zu Bruck in Steiermark
liest man die nachdenkliche Inschrift:

„Ich, Hans Prasser,
Trinck lieber Wein als Wasser.
Trinck ich das Wasser so gern als Wein,
So kunds ich ein reicherer Prasser sein.“

In einem Wirtshause in Schwaben steht die kurz angebundene Erklärung zur gefälligen Kenntnissnahme und Nachachtung:

„Hier ist das Haus zur Sonnen,
Wer kein Geld hat, geh zum Brunnen.“

Den Hausgiebel eines Wirtshauses in der Pfalz schmückt folgende Einladung:

„Lieber Gast, komm geschwind herein.
Gast du Geld, hab ich guten Wein.
Gast du kein's, kannst du drüben einkehren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren.“

Bei Panzer in der Nähe von Lütjenburg im Solsteinischen steht an einem Wirtshause, welches die „Ole Lise“ genannt wird, folgender Spruch:

„Dis is die ole Lise.
Hier geht dat na de ole Wise:
De Wirt, de supt dat Beste
Un seggt: Prost alle mine lewen Gäste.“

Am Hause eines Gerbermeisters zu Koltern in Tirol findet man folgenden verb-komischen Vers:

„Hirschhäut und Hochgeißfell
Sind zum Verreuß bereit,
Die ziehiger weit sind
Denn alte Weiberhäut.“

Im Lübecker Rathhause liest man in dem Saale, wo die Junker das Hochzeitsmahl zu halten pflegten:

„Mannich man lude synghet
Wen man de Bruat em bringhet;
Wiste he wat man em brochte,
Dat he veel leewer weenen mochte.“

Zu Arnbach in Tirol zeigt ein Schusterschild, auf dem ein umgekehrter Stiefel angebracht ist, das Volksepigramm:

„Die Welt ist jetzt so aufgeklärt,
Drum (!) ist der Stiefel umgekehrt.“

Wenn die Welt anders werd

Kommt der Absaß auf die Erd."

Ein naiver Frager offenbart seine leider nicht
zu stillende komische Wißbegierde in den Zeilen:

„Dies schöne Haus ist Sand und Stein
Wie werden die im Himmel sein?“

Ein recht „frumber“ Mann muß es gewesen
sein, der in dem baulich so überaus interessanten
Rotenburg a. d. Tauber seinen Hausgiebel mit den
Worten zieren ließ:

„Du nötigst Gott so oft,
Und gehst doch immer aus, (!)
Wenn er dich dann besucht,
So bist du nicht zu Haus.“

Ein wenig dunkel zwar, jedoch höchst sonder-
bar! — —

In Waldeck findet sich eine Inschrift an einem
Hause, die zu den unfreiwillig komischen gerechnet
werden kann. Sie lautet:

„O Herr, lehr mich dich suchen
Ohn Haß, Neid, Furcht und Fluchen.“

Eine Witwe in Wethen „dichtete“ sich die
Strophe:

„An deinem Wort genüget mir,
Ach, schreib' es über meine Tür:
Der große Herr des Himmels spricht:
Beleidigt diese Witwe nicht.“

Unter dem Bilde des heiligen Christopherus
liest man an einem Hause in Tölz in Oberbayern
die Narrenfrage:

„Christoph trug Christum,
Christus trug die ganze Welt,
Sag', wo hat Christophorus damals
Sin den Fuß gestellt?“

Eine Nürnberger Hausinschrift zeigt die
widerhaarige Natur ihres Verfassers in den Versen:

„Nun werd ich auch wohl Neider haben,
Sier habt ihr Steine, freßt euch satt!
Das ist ein Mann von schlechten Gaben,
Der keinen Neider hat.“

Einem etwaigen Mörgeler von vornherein über den losen Mund zu fahren, beliebt der Dichter einer Hausinschrift zu Braunau in Waldeck. Sie lautet:

„Es wird kein Ding so wohl gemacht,
Es kommt doch einer, der's veracht'.
Wärst du erst gekommen,
Sätt' ich Rath bei dir genommen.“ 1717.

Eine wirklich gute Seele offenbart sich in einer ostfriesischen Inschrift. Darin heißt es:

„Gott gebe allen, die mich kennen
Noch zehnmal mehr, als sie mir gönnen.“

Kurz und erbaulich ist die Inschrift am Rathaus zu Wernigerode in Harz. Es heißt dort:

„Einer acht's
Der andre verlacht's
Der dritte betracht's.
Was macht's?“ 1492.

Auf einer eingemauerten Tonplatte an einem Hause zu Nieblum auf Föhr liest man den Wunsch:

„Alle, die mich kennen und mich nennen,
Wünsche ich, was sie mich gönnen.“

Eine Beyerinschrift, ähnlich einer bereits vorhin erwähnten, finden wir auch in Rothenburg an der Tauber. Die Worte der Hausinschrift lauten:

„Was stehst du hier und gaffst?
Wär besser, daß du schaffst;
Anstatt hier zu stehn,
Könntest du weiter gehn.“

Zu Kirchdorf in Tirol verzierte ein Witzbold sein Haus mit dem Sinnspruch:

„Allen zu gefallen, kann möglich nicht sein,
Es sein zu viele Köpff' und zu wenig Verstand darenin.“

An einem Hause in der Stadt Hannover lieft
man den plattdeutschen Spruch:

„Lienau heet ic.
Wat recht un good is, dat weet ic.
Gott geb't dato,
Dat ic't of do.“

Eine ergötzlich grobe Inschrift wünscht:

„Sieh auf dich und nicht auf mich,
Und wo ich fehle, bessre Dich.
Es leben die guten Freundel
Der Teufel hole die Feindel!“

In Landau „dichtete“ sich ein Reimschmied 1670
folgende Zeilen für sein Haus:

„Noah baut ihm selbst den Kasten
Vor der Sündflut drin zu rasten:
Niclas Schulze baut dies Haus
Drin zu ruhn vor allem Graus.“

Mit Behagen kann man in Kassel die Haus-
inschrift lesen:

„Wäre Lügen so schwer als Steine tragen,
Würde mancher lieber die Wahrheit sagen.“

Auch der hannoversche „Dichter“ nötigt uns ein
Schmunzeln ab, wenn er an seinem Hause die In-
schrift anbringt:

„Dies Haus hab ich für mich gemacht,
Und ob auch mancher spottet und lacht,
Ein jeder baut nach seiner Nase,
Ich heiße Conrad Wilhelm Hase.“

Einen gerade nicht als christlich anzusehenden
Wunsch spricht ein Glasermeister zu Wittlage in
seinem Hausprüche aus. Er sagt darin:

„Der Herr beschütze Korn und Wein
Der Hagel schlage die Fenster ein.“

In Reichenhall findet sich über einem Bäcker-
laden der stark anzuzweifelnde Vers:

„Wenn das Brod ist zu klein,
Ist die Schuld nicht mein.“

In einem Müllerhause zu Bobenden in Hannover
liest man unter dem Bilde eines Esels:

„Jesus hat selbst geritten
Des Müllers Rittpferd,
Oh er für mich gelitten
Was Gott von ihm begehrt.“

In einer Stubentür auf der Hallig Nordmarsch
findet sich die Anmerkung:

„Durch Glück und Walfischfang gibt Gott mir Haus
und Land.“ (Aus B. Meiborg, „Das Bauern-
haus im Herzogtum Schleswig.“)

Ein biederer Anspacher schreibt an seinen
Hausgiebel den naiven Vers:

„Des Herrn Hilfe läßt sich sehn,
Wenn die Ochsen am Berge stehn.“

In Thorn meint jemand an seinem Hause:

„Wenn Alles allhier würd' geschlicht't,
Wozu wär noch das jüngst Gericht?“

Raum glaublich ist eine Inschrift an einem
Haus zu Bergshübel in Sachsen. Sie verkündet
in naiver, sinnreicher Bezüglichkeit:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand.

1799 wurden die Schindeln gewandt.

Wird mir Gott das Herz erwecken

Und der Schwager das Geld vorstrecken (!)

So laß ich's noch mit Ziegeln decken.“

Hoffentlich ist dem Manne später geholfen worden.

Ein ganz widerhaariger Mensch wählt sich
Hauspruch die Verse:

„Was andern ärgert, das thu ich partout,

Und wenn sie noch brummen, so lach ich dazu.“

In Posen bei Augsburg liest man neben der
Synagoge unter einem Muttergottesbilde, an einem
Hause den frommen Wunsch:

„Mach' du stiller Morgenstern (!)
Daß die Juden sich bekehrn,
Irrthum lassen
Endlich fassen,
Daß ein Gott, Personen drei,
Christus der Messias sei.“

Wahrscheinlich sind das alte Gesangbuchverse.

Am einem Gefängnis zu Wölze a. d. Weser
findet sich der einladende Vers:

„Kreuch hier in diese Löcher ein
Wenn du kannst toll und böse sein.“

Im Admiralitätszimmer des Ratsweinkellers zu
Lübeck sieht man unter dem Bilde des Ritters St.
Georg die humoristische Inschrift:

„Den Drachen kun he ligt betwingen
Mit finen Döft wilt nich gelingen.“

Im Kreise Wittlage liest man über einem statt-
lichen Schweinestall die drolligen Zeilen:

„Weil ich kein Jude bin,
Hab' ich für Schweine Sinn.“

Unter einem lustigen Bilde, auf dem trunkene
Landsknechte einen weinseligen Bürger nach Hause
lotfen, finden sich in Lübeck die Verse:

„En el (Elle) bottermelk un tein el klümp
Un wenn de scho versapen sünd,
So danz wi up de strümp.“

Es ist das vermutlich ein altes niederdeutsches
Lanzlied.

Am Rathause zu Wiedenbrück finden sich die
Verse:

„Einen gerechten und standhaften Mann
Gar kein Gefahr erschrecken kann.
Er bleibet feste und stehet still (!)
Obgleich (!) die Welt in Haufen fiel“ (!)

Das ist doch wahrlich den Mund etwas reichlich
voll genommen.

Ferner findet man dort die Inschrift:

„Dem Menschen Gott nicht ohne Rath (1)
Zwey Ohren angeschaffen hat,
Daß er damit höre ohne Verdacht (1)
Was Eleger und beclagter sagt.“

Anno 1619.

An dem Wohnhause Nr. 49 am Markt zu Wiedenbrück liest man das niederdeutsche Sprichwort, das ja bekanntlich auch in hochdeutschem Gewande erscheint:

„Soit Dich vor de Ragen die vor licken un achter fragen!“

An dem Türbalken eines Hauses in Fintel steht der drollige Spruch:

„Der Herr segne deinen Eingang, wenn du Geld hast, deinen Ausgang, wenn du bezahlt hast.“ Anno 1618.

Diese humoristische Inschrift erklärt sich dadurch, daß dieses Haus in früheren Zeiten ein Wirtshaus war. —

Eine drollige Hausinschrift zu Basel besagt:

„Auf Gott alleine ich vertrau
Und wohne in der alten Sau.“

Die „alte Sau“ war gemäß der früher herrschenden Sitte der Hausname. —

Einen gerade nicht „frommen“ Wunsch enthält ein Balken an einem Hause der Marienstraße zu Osnabrück. Früher hieß diese Gasse die „Schweinestraße“. Die Inschrift lautet:

„Deo sit honor et gratia!
Lividus tabescat invidia per sempiterna saecula.“

Anno 1616.

Das heißt auf deutsch: „Gott sei Lob und Dank!
Wer vor Neid blaß ist, der möge die Pest bekommen durch alle Jahrhunderte.“ —

Man sieht aus den vorstehenden Proben komischer Hausinschriften, daß diese Wahrzeichen einer vergangenen oder vergehenden Sitte mancherlei Nam' und Art der volkstümlichen Gesichtszüge unseres Volkes zeigen. Und doch bieten diese Stichproben nur eine kleine Auslese aus dem großen Gebiet der Inschriften. Schon J. von Radowiz und W. Kiehl haben gebührend auf diese Volksepigramme hingewiesen; ersterer vor allem in dem Vorworte zu seinen „Mottos und Devisen des späteren Mittelalters.“ Er sagt darin: „Diese Volksepigramme sind recht auf eigenstem Grunde des Volks erwachsen, das in ihnen seinem religiösen Gefühl, seinen Anschauungen von Welt und Menschen, seinem Humor bald in naiver grundsatzreicher Unbeholfenheit, bald in artigem Gedanken- oder Wortspiel, nicht selten mit charakteristischer Wendung und fast kunstgemäßem Schliche einer sinnreichen Bezüglichkeit Ausdruck gibt.“ Will man aber diese löbliche Sitte der Hausinschriften von neuem beleben, so soll man vor allem in deutscher Sprache deutlich reden und nicht — wie beispielsweise am Hamburger Rathause — zum toten Latein greifen. Das ist unter allen Umständen Caviar für das Volk und entspricht nicht der Würde des deutschen Volkstums.

Von Interesse wird es auch sein, von den Inschriften zu hören, die sich an den Gebäuden des sogenannten „Eulenspiegelhofes“ in Aneitlingen finden. Dort liest man an der Scheune:

„Gott schütze die verliehenen Güter,
 Daß uns die Gaben wohl gedeihn,
 Daß Feueröglut und Ungewitter
 Entfernt von unsern Grenzen sein. (!)

Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht
 Sondern die Feueröglut hat Uns am 29. November
 1821 dazu gebracht.“

Am Stallgebäude stehen die Strophen:
 „Bleibt hier viel Böses unbestraft,
 Viel Gutes unbelohnt,
 So kommt ein Tag der Rechenschaft,
 Der keinen Sünder schont.
 Dann stellst du, Gott, den vors Gericht,
 Durch den diese Feuersbrunst Am 29. November des
 Morgens um 6 Uhr geworden ist.“

Der folgende Vers sammelt dann feurige Kohlen
 christlicher Liebe auf das sündige Haupt des Brand-
 stifters. Er lautet:

„Gott segne den Verbrecher, (!) daß er
 bereuen mag,

Der dies verschuldet hat.
 Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,
 Daß doch ihn bei dir Gnade finden,
 Der diesen Brand hat ausgeübt.
 Auf allen seinen Wegen,
 Gib doch ihm Heil und Segen,
 Durch Christum unsern Herrn!“ —

Mehr christliche Nächstenliebe kann man von dem
 damaligen Besitzer des Eulenspiegelhofes, Friedrich
 Friede und seiner Ehefrau Anna Elisabeth, geborene
 Stacheln, wahrlich nicht verlangen.

An der Fensterscheibe eines Wirtshauses in der
 Nähe von Büldkau hatte der ehemalige Besitzer des
 Hauses den Vers schreiben lassen:

„Johann von Seet bin ic' genant,
 Ic' lücht min Frau den Pels wol mit der Hand.
 Is't en ander deit,
 Em't nich good geit.“

Daraus entstand um die Mitte des 18. Jahr-
 hunderts, wie Pratje in „Bremen und Verden“
 (5. Sammlung, S. 124) berichtet, für dieses Wirtshaus
 der sonderbare Name „Lüchtenpels“.

In der Eekernwörth bei Walsrode findet man den Hauspruch:

„Nimm, Herr, dit Gus in dine Gut,
Dat Dokter un Affaten bliwen ut.“

Zu Ulzen findet sich im alten Katskeller der Reim:

„Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich.
Drum liebe Gott und trinke Wein
So kannst du fröhlich und selig sein.“

Daneben steht der Bibelspruch:

„Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben.“

Man sieht aus diesen Stichproben von Hausinschriften, was für neckische und lustige Kapriolen der Volkshumor auf diesem Gebiete anzugeben weiß.



**Komische und merkwürdige Inschriften
auf Geräten.**

Wie der wohlhabende Bauer es von alters her liebte, sein Haus außen und über den Türen im Innern mit allerlei Sprüchen, die meistens einen frommen Sinn bekunden sollen, zu zieren, so war es früher ebenfalls eine weit verbreitete Sitte, auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, das Hausgerät, die Möbel und Gerätschaften bis herab auf die Teller und Schüsseln mit Bibelworten, weltlichen Versen und volkstümlichen Sprichwörtern zu schmücken. Darunter finden sich zum Teil höchst merkwürdige und oft urkomische Inschriften. Nachfolgende Proben derartiger Inschriften liefern die Belege dafür in zwangloser Folge.

So liest man beispielsweise an der Sitzlehne eines Ofens im Sonnenhof bei Stadelhofen i. d. Schw. folgenden merkwürdigen Spruch:

„Durch d' Sünd der Mensch gefallen ist,
 Daß ihm an Leib' und Seel viel prißt (gebricht).
 Damit er aber nit verzag
 Sondern Gott zu preisen Ursach hab,
 Hat er ihm für Frost und Kält'
 Des Ofens Mittel (!) hingestellt.“

Alte Uhren sind sehr häufig mit gereimten Inschriften verziert. Aus dem Elsaß stammt die folgende naive Inschrift auf einer Uhr. Sie lautet:

„Heiliger Sanct (!) Zeit,
 Weß mich in der Zeit.
 Weß mich nicht zu früh und nicht zu spät,
 Weß mich, wenn es fünfe schläht.“

Auf Pokalen, Kelchen, Gläsern und Krügen fehlten zu den Zeiten unserer Vorfahren selten kurze Sprüche oder längere Reimpaare als zierende Inschriften. Oft standen höchst sonderbare „fromme“ Wünsche drauf. Was sagt man beispielsweise zu dem erbaulichen Spruche auf einem Trinkglase:

„Wer mich lobt in Praesenz
Und schilt in Absenz
Den erwürg die Pestilenz.“

In der Tat, kurz und kernig! —

Eine uralte Wahrheit verkündet der folgende Trinkglaspruch:

„Die Kehl
Kost veel!“

Warnend leuchten uns auf einem Pokal die Worte entgegen, die sich auch als Hauspruch fast wortgetreu in Esbeck im Herzogtum Braunschweig finden:

„Verlaß dich auf die Leute nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Sosianna spricht,
Sagt morgen Crucifige.“ —

Die Esbecker Variante lautet:

„Vertraue keinem Menschen nicht,
Sie sind wie eine Wiege,
Wer heute Sosianna spricht,
Kauft morgen crucifige.“ 1708

Das „crucifige“ dieser Reimpaare ist jedenfalls eine merkwürdige Reimbildung auf „Wiege“, die aus der verflochtenen „Bibel- und Gesangbuchs-Zeit“ stammt. —

Von Herzen wird jeder rechtschaffenen Durstige einstimmen in den Wunsch, den die Aufschrift eines Trinkbeckers zum Ausdruck bringt:

„Ich wollt', wer mir den Trunk nicht gönnt,
Daß er sein' Durst nie löschen könnt'.“

Romisch mutet uns ein Bürstenspruch an. Er lautet:

„Es muß Schweine regnen, eher jeder eine Borste erhält.“

Auf einem irdenen Krüge steht das eigenartige Sprüchlein:

„Zum Trinken braucht man Säfte,
Zur Reue braucht man Kräfte.“ —

Bei diesen etwas dunklen und rätselhaften Zeilen ist schwerlich einzusehen, wie dieselben in einen logischen Zusammenhang gebracht werden können. Vermutlich liegt auch gar kein anderer Grund vor, diese Knittelverse aneinanderzureihen, als das reimende Moment von „Säfte und „Kräfte“ und die selbstgeschaffene Notwendigkeit: „Reim dich, oder ich freß' dich!“ — Ebenso ist nicht leicht zu begreifen, was der folgende Reim auf einem Trinkgefäße zu tun hat. Er lautet:

„Die Hoffart zwingt den kurzen Mann,
Daß er muß auf den Behen ga'n.“

Einen Sinn hätte dieser Spruch nur dann, wenn auf dem betreffenden Trinkgefäße — wie das allerdings häufig auch der Fall ist — ein entsprechendes komisches Bild angebracht wäre.

Romisch und dunkelsinnig ist auch der Spruch: „Essen und nicht getrunken, ist gesunken, (?) Trinken ohne Essen, ist zwischen zwei Stühlen gefessen.“ —

Solche ziemlich sinnlosen Reimereien finden sich auf alten Gerätschaften gar nicht selten.

Von unberwüßlicher Trinkerlaune zeugt der Vers auf einem Becher:

„Ich trau' auf Gott und fürcht den Teufel nicht;
Bisweilen krieg ich auch die Gicht.“

Einen argen Schelm und „Schürzenjäger“ ver-rät der drollige Bierzeiler:

„Füchsen auf den grünen Auen
In den Städten den Jungfrauen
Stellt man nach mit großer List
Weil der Balg noch jünger ist. (1)“

Auf einem kleinen Henkelkrüge liest man das volkstümliche Sprichwort:

„Groß sein, thut's nicht allein,
Sonst holte die Kuh den Hasen ein.“

Einen recht löblichen Vorsatz verkünden die
Verszeilen auf einem Trinkglase:

„Ich will in diesen heißen Zeiten
Mein Zünglein in die Schwemme reiten.“

Sehr wahr und recht witzig verkündet der nach-
folgende Vers:

„Umsonst wirst du versuchen
Ein Paternoster zusammenzufluchen.“ —

Gewiß beherzigenswert ist die Mahnung, welche
an einem Weinsatz zu Straßburg i. E. angebracht ist.
Die Worte lauten:

„Sechshundert Ohmen werd ich allzeit fassen,
Was drüber ist, nicht in mich gießen lassen;
O Leser, nimm mich stets zu deinem Beispiel an —
Ein Schelm, wer mehr verschluckt, als er vertragen
kann.“ 1773.

In Sigmaringen hat ein griesgrämlicher
Schwarzseher auf einer Flasche den Vers angebracht:

„Wer einen guten Freund will finden,
Der muß bei hellem Sonnenschein ein Licht
anzünden.“

Ebenso griesgrämlich und schwarzseherisch redet
der Schüsselspruch:

„Glück und Unglück
Ist alle Morgen mein Frühstück.“

Schicksalsergebener Fatalismus offenbart sich in
den Zeilen auf einer anderen Schüssel, wenn es da
heißt:

„Eines Jeden Unglück
Schickt sich am besten auf seinem Rück.“
Durchaus richtige und gut angebrachte Lebens-
philosophie predigt der Tellerspruch:

„Es steht geschrieben,
Daß Sechs oder Sieben
Nicht sollen harren
Auf einen Narren,
Sondern essen,
Und des Narren vergessen.“

„Wer nich kümmt tau rechter Tid
De geiht de Mahl tid quiet“
sagt mit Recht ein anderer Tellerspruch.
Echt volkstümlicher Humor tut sich kund in dem
ulfigen Spruch:

„Jeder hat einen Sparren frei,
Wer's nit glaubt, hat ihrer zwei!“
Recht sonderbar, aber erklärlich, heißt es auf
einer Schüssel:

„Finis!

Am Freitag ißt man keine Swinis.“

Drollig nimmt es sich auch aus, wenn man auf
Mehlsäcken die stolzen Worte prangen sieht:

„Es wisse hiermit jedermann:

Ich gehöre allzeit dem Meier in der Tann.“

Einen humorvollen Seitenblick auf die feisten
Bäuche der Mönche enthält der Schüsselspruch:

„Der Mönch fast't gern mit vollem Bauch
Wenn mich nicht hungert, fast' ich auch.“

Diesen Knittelreim hätte Wilhelm Busch auch
unter sein lustiges ABC mit aufnehmen können.

Auf dem Rande einer großen Bratenschüssel
findet sich die plattdeutsche, beachtenswerte Lebens-
regel für heiratslustige junge Mädchen:

„De Leber, de ward braden
Bi Fladerfü'r un Stroh,
Jung Mäten, nimm keen ollen Mann
Sonst werft du nümmer froh.“

Eine irdene Schüssel zeigt den alten Töpfer-
spruch:

„Gott der Schöpfer
War der erste Töpfer.“

Auf einem Teller aus der Gegend von Calw
liest man:

„Alte Weiber und stumpfe Besen
Sind in ihrem Leben noch niz gewesen.
Ich will gehn und tapfer laufen
Und mein böses Weib verkaufen.“

In einem anderen Tellerspruche klagt eine
Chefrau:

„Mein Mann, der hat mich noch so lieb,
Wenn er nur aus dem Wirtshaus blieb.“

Ein Teller mit dem Bilde eines Sternes zeigt
den „genialen“ Knittelvers:

„In dem Teller steht ein Stern
Nach dem Essen trink ich gern.“

Zu einer „notwendigen“ Prügelei fordert der
folgende Vers auf:

„Ein Weib, einen Esel, eine Nuß,
Diese drei man klopfen muß.“

Einen jedenfalls ironisch gemeinten Teller-
spruch haben wir in den folgenden Zeilen vor uns:

„In meiner ganzen Nachbarschaft
Sind alle Mädchen tugendhaft.“ —

Elegisch und trübfinnig resigniert klingen die
Verse:

„Alles, Alles paaret sich,
Ich allein bleib überig.“ —

Arge Spottverse sind die folgenden:

„Jungfernmilch und Schneckenblut
Ist für alle Schäden gut.
Dornen stecken, Messeln brennen
Wer mag alle Jungfern kennen?“

Als umgemodeltes Sprichwort präsentiert sich
der Vers:

„Der ist weis' und wohlgeschickt
Der seine Hosen selber flickt.“ —

„Lieber will ich ledig leben
Als der Frau die Hosen geben,“

verkündet ein freibeitlich gesinnter Junggesell. Und
ein ganz eingefleischter Hagestolz war es sicherlich,
der den Vers verbrach:

„Besser ist es, einsam sein
Als sich mit den Mädchen freun.“ —

Das Gegenteil bestätigen die lebenslustigen Seilen:

„Alte Taler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.“ —

Ein boshaft loses Maul verkündet den
Spottvers:

„Fräule gibt's wie Sand am Meer,
Aber keine Jungfern mehr.“

Es ist dies ein volkstümlich sehr oft variiertes
Thema. —

Auf einer Schachtel, die zur Aufbewahrung des
Brautkranzes diente, liest man die Verse:

„Jungfrauschaft liegt nicht im Geblüt,
Sondern im Geist und im Gemüt.“ 1778.

Ein Marburger Spinnrad aus dem Jahre 1785
zeigt die Widmung:

„Liebe Zule
Deines Lebens Spule
Wackle nie und schnurre ein!
Zimmer reines Öl zum Schmieren,
Nie den Faden zu verlieren,
Wie bis jetzt dir Gott verlieh.“

In drolliger Offenherzigkeit verkündet ein Schüsselspruch:

„Da man aß und trank
Da war ich gerne man.
Wo ich aß und nichten trank
Da wußte ich gar keinen Dank.“

Fast keine Kirchenglocke ist ohne einen Spruch. Manche davon zeigen ebenfalls sonderbare Blüten von Poesie. Beispielsweise liest man auf der Glocke des Klosters Weingarten:

„Danna heiß ich
Den Toten pfeif (1) ich.“

Eine Erfurter Glockeninschrift verkündet:

„Ich heiße Susanna
Und treib' die Teufel von dann!“

Die Freimünsterglocke in Zürich zeigt die Inschrift:

„O Maria, Muttergotteszell, (1) ?
Hab' in Gut, was ich überschell.“

Eine der sonderbarsten Glockeninschriften findet sich in Groß-Flöthe. Sie lautet:

„Gegossen aus des Papsttums Erz 1770
Zerschlug zu der Bedrängten Schmerz
Mich Unverstand nach 40 Jahren 1810,
In Zeiten, wo durch Bonapart
Die Deutschen nackt und Sklaven waren;
Bloß klappern konnt' ich, bis der Frost
Und Moskaus Flammen Hilfe weckten, 1812
Bis Wellingtons und Blüchers Arm
Die Franzosen in Paris selbst schreckten: 1814. 1815.
Hier kehrte sich durch neuen Guß 1816
Mein Bollton zu des Retters Gruß.“

So bieten diese Inschriften ein Stück Zeitgeschichte dar. Auch die alten Geschütze hatten fast alle Inschriften, die sich auf ihre Laufnamen bezogen.

So findet sich auf einem alten Kanonenrohre eines ehemaligen Bremer Geschützes die Inschrift:

„Ist hete de Ruckuck
Den min ey drucket
Den geiht de buck up.“ 1539.

Martin Luther schenkte seinem Freunde Justus Jonas aus Nordhausen einen Becher mit dem Sinnspruch:

„Dat vitram vitro Jonae vitrum ipse Lutherus
Ut vitro fragili simelem senoscat uterque.“ —

„Dem alten Doktor Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,
Das Lehr sie alle Beide fein
Daß sie zerbrechliche Gläser sein.“ —

Dieser Becher wird in der Nürnberger Bibliothek aufbewahrt.

An Töpfersprüchen auf Schüsseln und Tellern sind noch zu erwähnen:

„Will Gott uns ernähren
So kanns der Teufel nicht wehren.“

Auf das Sterben bezieht sich der Vers:

„Kaiser, König, Edelmann
Alle müssen sie daran.“ —

An den Spruch von Wilhelm Busch:

„Water werden ist nicht schwer,
Water fein aber sehr,“ erinnert der Töpferspruch:

„Klug zu reden ist oft schwer,
Klug zu schweigen oft noch mehr.“ —

Eine gute Lebensregel predigen die Zeilen:

„Sei fein still und auch verschwiegen,
Was nicht dein ist, das laß liegen.“ —

Dem unmäßigen Trinker gilt der Trinkspruch an einem Maßkrug:

„Ein Saufaus ist dem Tiere gleich
Und kommt auf keinen grünen Zweig.“

Ein loser Schalk verkündet:

„Wer früh aufsteht, der ist sich arm
Wer lange schläft, hält's Bette warm.“

Auf entsprechende Bilder an den betreffenden
Geräten beziehen sich die Sprüche:

„Jungfer Lieschen an der Wand
Hält den Löffel in der Hand.“

„Dieser Topf der wird zerbrochen,
In der Wurst sind keine Knochen.“

„Die Kuh ist freilich nur ein Tier,
Aber wie nützlich ist sie dir.“

Vergleichen banale Reimereien gibt es zu
Hundertten. In eigener Sache nimmt der Töpfer
das Wort und klagt:

„Nicht aus Spott und nicht zum Lachen,
Aus Not lernt man die Töpfe machen.“

„Fische, Vögel und Forellen
Essen gern die Töpfergesellen.“

„Ohne Liebe, ohne Wein
Möcht' ich kein lust'ger Töpfer sein.“

„Wie Glas zerbricht, wie Rauch vergeht,
Also des Menschen Vanitet (1)
In steter Sorg', Furcht, Hoffnung b'steht. 1634.“

Ein „Genkeltöpfchen“ trägt die Inschrift:

„Lustig und geduldig
Keinem Wirthes was schuldig.“

Merkwürdigerweise bezieht sich eine ganze Reihe
von Raupf-Aufschriften auf das Rauchen. Als Bei-
spiele mögen folgende Verse dienen, die auf einem
Pfeifenkopfe besser angebracht wären:

„Wo Feuer leicht entstehen kann
Da steck ich keine Pfeife an.“

„Wer „Toback“ raucht vergesse nicht:
Vorsicht ist des Menschen Pflicht.“

„Willst du eine Pfeife rauchen
Mußt du dir erst „Toback“ kaufen.“

„Rauch nicht zu früh, Rauch nicht zu viel,
In allem halte Maß und Ziel.“

„Männerhaß und Weibergrillen
Kann ein Pfeifchen „Toback“ stillen.“

Unter dem Bilde „Napoleon auf St. Helena“
befindet sich auf einer Tabakpfeife der Spruch:
„Daß er nicht rauchte, muß' er büßen
Als er des Glückes Ende sah;
Der Boden raucht ihm untern Füßen,
Drum (!) ging er nach Sankt Helena.“

Auf einer alten Vase finden sich die Verse:
„Wenn die Weiber Branntwein trinken
Süpfen sie wie Distelfinken.“

„Wasser mag manch guter Christ
Nur, wenn es gebrannt auch ist. (!)“

Ein Spruch auf einer alten Schale verkündet
die Erfahrung:

„Auch spröde Mädchen haben Feuer.
Im Dunkeln ist ihr Kuß nicht teuer.“

„Meine Frau kann köstlich kochen:
Sie ist das Fleisch, bringt mir die Knochen“,
flagt ein Pantoffelheld.

Ebenfalls auf eine „Sofenrolle“ der Frau deuten die Verse:

„Meine Frau heißt Elisabeth,
Ich wollt, daß sie ein and'rer hätt.“

Auch auf den Kleinen, bleigefassten „Buzenscheiben“ alter Bauernhäuser, die mit allerlei buntem Bildwerk geziert waren, finden sich mitunter recht sonderbare Inschriften. Die nachfolgende stammt aus Vürade bei Harburg a. d. Elbe und zwar aus dem Jahre 1719. Die Inschrift lautet:

„Täglich Bedenk mein Frommer Christ:
Ernstlich, Woher du Kommen bist,
Darnach was (daß?) du seist am Leben.
Zum Dritten, Mensch, Wohl oder eben: (!)
Was aus deinen Körper wird werden,
Wenn du wirst begraben in die Erden.“

Zur Aussteuer eines jeden Mädchens auf dem Lande gehörte in früheren Zeiten eine Elle. Mußte doch die vom Weber abgelieferte, selbstgesponnene Aussteuerleinwand nachgemessen werden. Diese kunstvoll angefertigten Ellen verjah man mit zierenden Inschriften, Bilderschmuck und Widmungen. Auch bei diesen Inschriften auf Ellen spielte der Kobold des Volkshumors in seiner Schalkhaftigkeit mitunter eine nicht geringe Rolle. Eine recht sonderbare Inschrift auf einer Elle aus dem Jahre 1680, die im Braunschweiger Museum aufbewahrt wird, lautet:

„Wer sich weiß für der Liebe zu waren
Der dut sich manche Sorge sparen.“

Merkwürdig ist diese Inschrift besonders dadurch, daß solche Ellen ein sehr beliebtes „Brautgeschenk“ waren.

Auf einer anderen Elle liest man:

„Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis und die geb ich ir selber hin und sie wird von ihr halten so groß als wenn ich sitze auf iren schos. Anna Maria Brinkmanns. Christof Sigmund Richard 1800.“ —

Ferner findet man die Ellensprüche:

„Als ich kam in fremdes Land

Ging mir dies Mädchen an die Hand.

Heinrich Julius Schliephake. Elisabeth Seyers.“

Eine längere Inschrift auf einer anderen Elle lautet: *)

„Margreta Engels bin ich genannt. (!)

Im Himmel ist mein Vaterlant.

Eine schöne Musik, ein schöner Schal,

Ein schönes Roß in meinem Stal

Eine schöne Jungfer in meinem Bet

Das sind 3 Dinge, die ich gern het.

Anna 1757. C. G. Ich bleibe Dir getreu.“

Diese naiven Zeilen enthalten für die hier redend angeführte Margreta Engels recht sonderbare Wünsche. Der getreue C. G. vermengt sie wie Kraut und Rüben mit den eigenen, wenigstens was das Pferd und die schöne Jungfer anlangt.

Außerordentlich reich an Inschriften auf Geräten, wie Schränken, Wiegen, Stühlen, Mangelbrettern, Besepulten usw. war früher die Nordseeinsel Föhr. Leider sind die Zeugen dafür in der Neuzeit ganz ungeheuer schnell im Schwinden begriffen. Sollen doch in den letzten 40 Jahren nach einer Mitteilung von D. C. Nerong aus Dollerup in der „Heimat“, XV. Jahrg., S. 169 beispielsweise mehr als 200 geschnitzte und mit Inschriften verzierte Mangelbretter von der Insel Föhr verkauft worden sein.

*) Andree: Braunschw. Volkskunde, S. 258.

Auch sind auf der Insel laut Angabe des Berichterstatters heute nur noch an 35 Häusern und auf Geräten in 12 Häusern alte Inschriften zu finden. Darunter sind 6 lateinische, 12 plattdeutsche und etwa 50 hochdeutsche. Auf dem einzigen noch auf der Insel vorhandenen Stuhl mit Inschrift aus dem Jahre 1740 liest man:

„Auf ein Mühsam Leben
hat mir Gott gegeben,
das Mein alte Glieder
Ruhig sitzen Nieder.
Die müde findet hie Ihre Ruh,
die Faulen läßt man nicht hinzu.“

Auf einem geschnitzten Mangelbrett aus dem Jahre 1653 steht folgende pessimistische plattdeutsche Inschrift:

„O Wünsche, bedenke, dat do motest sterben, dine göder beholden dine Erwen. Wen si di hebben tho Grave gebracht, so denke se Dach vnd Nacht, wo si dine Guds moge deelen unde fragen nicht na diner Seelen.“

Eine oft wiederkehrende beliebte Inschrift auf den Mangelbrettern der Insel Föhr war der Vers:

„Wasche wit un mangle glat
so heft du alle Sönnitag wat.“

Auf dem Gumpen eines weinfrohen Bechers finden sich die launigen Verse:

„Manch guter Gesell nimmt ein Weib,
Sie ist sein' Seel, sie ist sein Leib,
Sie ist sein Schimpf, sie ist sein Spott (!)
Sie ist sein Teufel, sie ist sein Gott,
Sie ist sein Fegfeuer, sie ist sein Höll';
Deß betrübt sich mancher gute Gesell'
Und machet, daß auch ich keine woll.“

Eine alte Becherinschrift aus dem Jahre 1644 lautet:

„Amor vincet omnia.
„Das leugst du“, spricht pecunia.
„Denn wo ich, pecunia, nicht bin,
Da kommt Amor selten hin.“

Originell ist die Inschrift:
„Wer will haben viel zu schaffen
Nehm' eine Frau, kauf' eine Uhr und schlag einen
Paffen. —“

Eigenartig ist auch der Trinkspruch auf einem Kelchglas in Sigmaringen. Er lautet:

„Wenn man will die Dämmer scheeren
Müssen sie gebunden werden.
Ich bin ein Jungfrau ungebunden
Daß mich scheeren alle Stunden.“

Auch die alten Ofen haben früher manchen gereimten „Löfferspruch“ auf ihren Kacheln getragen, der in knappen Versen diese oder jene Lebensanschauung zur Darstellung brachte. Mit ihrem Verschwinden ist wiederum ein Stück Volkspoesie dahin, von dem Altmeister Goethe schreibt: „Es ist etwas Schönes und Erbauliches um diese Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier überall (gemeint ist die Schweiz) auf den Ofen findet.“ Diese alten Ofeninschriften sind auch Offenbarungsstätten des Volksgemütes und Volkshumors, sind Spiegelbilder des menschlichen Charakters in seinem Pessimismus oder Optimismus.

Ist es nicht ein aschgrauer Griesgram gewesen, der einen alten Ofen in Eberspiel mit der Inschrift versah:

„Auf den Bergen, in den Gründen
Ist kein' wahre Lieb' zu finden.“

Ebenso verbittert und griesgrämlich schwarzseherisch verkündet ein anderer Ofenspruch:

„Wenn Neid und Haß brennte wie Feuer,
So wär das Holz nicht halb so teuer.“ —

Derartige trübsinnige Lebensauffassungen findet man aber nur selten auf alten Ofen. Meistens ist ein kleiner Spaß bei der Sache. So, wenn es in einer alten Ofenschrift heißt:

„Das Kreuz wär nit zu schwer,
Wenn nur das böse Weib nit wär.“

Ein ähnlicher Schwabenspruch auf einem Ofen lautet:

„Ohne Weiber und Wind
Wäre die Luft stets lind.“

Darnach scheint diesem schwäbischen Spruchdichter das Weib die Wurzel alles Übels zu sein. An einem alten Ofen in Galtw aber lehrt ein spruchdichtender Töpfer:

„Alte Taler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.“

Aus einer Blütenlese von Ofenschriften „Urväter Hausrat in Spruch und Lehre“ sei noch angeführt, was ein grobkörniger Musikfreund den musikalischen Banausen an einem Ofen ins Stammbuch schreibt. Diese drastische Inschrift lautet:

„Den Iosen Spöttern tut die Musik nicht behagen,
Zu dero sich nicht reimt ihr grob Unwissenheit.
Die Rose pflegt von sich Kofkäfer wegzujagen,
Sie haben in dem Mist viel besser ihre Freud'!“

Der Herzenserguß eines augenscheinlich arg verliebten Töpfers zeigt ein alter Wärmespender in den Zeilen:

„Es ist nichts über
Zelängerjelieber!
Und nichts so honigsüße
Als reine Liebesküsse!“

Im allgemeinen erscheinen auf den bunten Radeln der alten Wärmespender bedeutend mehr ernste und trodene als heitere und übermütige Laune verratende Sprüche. Der Hauptsache nach enthalten diese alten Ofensprüche mancherlei praktische Ratsschläge für das alltägliche Leben und eine große Fülle von Ermahnungen zu treuer Pflichterfüllung und redlichem Vorwärtstreiben. Da heißt es beispielsweise:

„Ohn' sonder Müh' und Tapferkeit
Wird keinem großes Lob bereit.“

Drollig klingt der spottende Vers:

„Das ist allzeit mein Verlangen,
Sirische mit zwei Fingern fangen.“

Vorsicht und Klugheit empfiehlt der Ofenspruch:

„Wer am Zigel suchet Flöhe
Tut sich leicht den Finger wehe. —
Der Fuchs, wenn eine Predigt tut,
So acht' auf deine Gänse gut.“

Will jemand hoch hinaus, so mahnt eine alte Ofenschrift eindringlich zur Einfachheit und verkündet uns:

„Die Höhen trifft der Sturm
Und trifft sie öfters gar.
Ein niedrig Haus besteht,
Groß Haus hat groß Gefahr.“

Zwar nicht die Radeln der Ofen, wohl aber die Radeln in unseren modernen Küchen beginnt man in neuerer Zeit auch wieder mit guten Sprüchen und weisen Lehren zu verzieren. Da geht es aber vor allem nach dem volksmundlichen Sprichworte:

„Gute Sprüche, weise Lehren
Soll man üben, nicht bloß hören!“

Den Abschluß dieser kleinen Auslese von Inschriften auf Geräten möge ein Spruch bilden, der

sich auf einem Pokal in Sigmaringen findet. Er lautet sehr drastisch:

„Mein Vater war ein Mars,
Ich bin ein Venuskind,
Drum, Schmidt, leg mihi mars,
Ich zärt're Buhler find'.“

Bemerkt soll werden, daß sowohl Bildwerk als Versinschriften obscöner Natur auf alten Trinkgefäßen und Tafelgeräten in nicht geringem Maße gefunden werden.



**Romische und merkwürdige
Grabschriften.**

Die Sitte der Epitaphien oder Grabinschriften ist uralte. Sie ist eine für die Geschichte der Völker nicht ganz unwichtige Sitte. Eine nicht geringe Anzahl dieser volksthümlich interessanten Grabinschriften sprudelt nicht selten kräftige Strahlen un freiwilligen Humors aus. Zum großen Teil sind diese teilweise recht merkwürdigen alten Inschriften, die in staunenswerter Harmlosigkeit das Denken und Empfinden des Volkes oft in rührender Unbeholfenheit wieder spiegeln, in unserer sensiblen Zeit bereits längst von den Kirchhöfen verschwunden. Zudem sorgt heutzutage schon die „Korrektheit“ der Geistlichen dafür, daß dem Friedhofe Inschriften mit humoristischer Färbung fernbleiben, auch wenn der „Dichter“ als unfreiwilliger, gänzlich ahnungsloser Humorist am Ruheplatz der Toten auftritt. Der sonderbaren und komischen Grabinschriften werden immer weniger. Nur in weltfernen Alpenhöfen, wo alte Pfarrerherren in beschaulicher Ruhe thronen, kommt dergleichen Volkshumor auch noch heute auf den Kirchhöfen vor, was im nachfolgenden als ein in früheren Zeiten weit und breit geübter Brauch dargestellt werden soll.

Wie diese oder jene Hausinschriften, so sind auch manche Grabinschriften aus früherer Zeit sogenannte Begerinschriften. Eine der bekanntesten alten Begerinschriften berichtet uns der Geschichtsschreiber Herodot von dem Grabmal der sagenberühmten Königin Semiramis. Diese Inschrift lautet: „Welcher Fürst Geld braucht, öffne dieses Grab und nehme“. König Darius öffnete das Grab

und fand statt des erwarteten Goldes drinnen die beschämenden Worte: „Wärest du kein Bösewicht und unerfättlicher Geizhals, so würdest du die Asche der Toten ruhen lassen“. — Was aber die Grabinschriften im allgemeinen anlangt, so hat Pope recht, wenn er sagt:

„Es ist in der Grabinschriftenpoesie
Stets viel gesagt gewesen;
Doch die eine Hälfte glaubt man nie,
Die andere wird nimmer gelesen.“ —

Eine ganz sonderbare Grabinschrift, die aber durchaus nichts Komisches an sich hat, fand sich früher auf dem Kirchhofe zu Erfurt. Luther spricht in seinen Tischreden von ihr, weil ihr wirkliche Tatsachen zugrunde liegen und nicht etwa ein Spatzvogel sie ausgeheckt hat. Die Geschichte gründet sich auf eine Blutschande seltenster Art, wie sie in dem Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch“ ihre Verarbeitung gefunden hat. Die merkwürdige Inschrift lautete:

„Hier unter diesem Stein
Liegt begraben allein
Der Vater und seine Tochter
Der Bruder und seine Schwester,
Der Mann und sein Weib
Und sein doch nur zwei Leib!“ —

Als eine Fundstätte einer ganzen Anzahl von recht komischen und sonderbaren Grabinschriften ist die alte ehemalige Klosterkirche zu Doberan in Mecklenburg zu nennen, eine Kirche, in der man unter anderen „Merkwürdigkeiten“ auch ein Reiterstandbild findet. Zum Teil haben diese komischen Inschriften einen direkt anstößigen Inhalt. Sie sind wahrscheinlich von einem Doberaner mönchischen Eulenspiegel zu Anfang des 16. Jahrhunderts verfaßt und jetzt größtenteils schon recht unleserlich.

Eine Inschrift auf Johann Merkel lautete in ihrer naiven Unverfrorenheit und drolligen Offenherzigkeit:

„Hier ruhet Johann Merkel.
In seiner Jügend was he en Ferkel.
In sin Eller was he en Swin,
Wat mag he nu woll sin?“

Die Inschrift auf dem Grabe des Herzogs Magnus von Mecklenburg, der 1503 gestorben ist, lautet verhochdeutsch:

„In dieser Welt hab ich mein Lüft
Allein mit kalter Schale gebüßt,
Hilf, Herr, mir in den Freudenmaal
Und gib mir die ew'ge kalte Schal.“

Eine recht böse Frau muß eine gewisse Ahlke Bott gewesen sein, denn die Inschrift auf ihrem Grabstein lautete:

„Hier ruhet Ahlke Bott.
Bewahr my, leve Herre Gott
Als ik dy wulle bewahren,
Wenn du werst Ahlke Bott
Un ik de leve Herre Gott.“

An der Wand der Hilowischen Kapelle in der Doberaner Kirche liest man den furchtlosen Vers:

„Wieß Düwel, wieß wiet von my
Ik scher mie nig en Haar um dy.
Ik bün en mecklenbörgisch Eddelmann,
Wat geit di Düwel mien Supen an.
Ik suup mit mienem Herrn Jesu Christ,
Wann du Düwel ewig dörfsten müßt,
Un drink met em sööt Kolleschaal,
Wann du sikt in der Höllen Qual;
Drum rahd ik di, wieß, loop, rönn un gah
Eft by dem Düwel ik toslah.“

Auf einen unsaubereren Koch bezieht sich die Doberaner Inschrift:

„Hier ligget Peter Klahr.
 He kaakte seldom gahr!
 Dortau ganz unflädig.
 Gott sy fiener Seelen gnädig.“

Originell ist auch Grabmal und Grabinschrift des Bürgermeisters Kerkering in der Marienkirche zu Lübeck. Der Bürgermeister kniet da in der Mitte einer Lämmerherde und schaut zu einem Kreuz hinauf. Seine Beine sind gekrümmt. Die darauf bezügliche, naiv komische Inschrift lautet:

„Hierunner liegt Hans Kerkering
 Der so scheef up de Föte ging.
 O Herr, mak em de Schinken lief
 Un help em in dyn Himmelryk —
 Du nimmst di ja de Lämmer an,
 So lat den Buak doch ok mit gahn.“

Eine wortspielreiche Grabinschrift findet sich auf dem Kirchhofe zu Baden bei Wien. Sie heißt:
 „Allhier erwartet den Richter aller Sterblichen
 der gewesene Stadtrichter zu Baden

Michael Schlachterer

den am 12. Mai 1704 der Tod geschlachtet,
 damit er tauglich wäre zum heiligen Abendmahl,
 und weil der Himmel nichts Unreines will,
 hat er seine Seele durch Tugendwerke
 in Baden gewaschen,
 dessen der gestiftete Calvariberg stummer (!)
 doch lauter (!) Zeuge ist.“

Zu Salzwedel in der Altmark liest man auf dem Grabstein eines Postmeisters auch eine solche an allerlei Anspielungen reiche Inschrift. Darin heißt es:
 Eile nicht, Wandersmann, als auf der Post.
 Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug
 im Posthause.

Hier ruhen die Gebeine des Herrn M. N.
 Postmeisters zu Salzwedel.

Er kam 1655 als Fremdling hier an
ward durch die heilige Laufe eingeschrieben
in die Postkarte des himmlischen Canaans,
reiste durch Schulen und Akademien
mit löblichem Verzuge,
verwaltet sein Postamt als Christenamt
und richtete sich bei Unglücksposten
nach dem göttlichen Trostbrief,
bei der Todespost machte er sich fertig und reiste
1711

hinauf in das Paradies.
Denke, Leser, bei dieser Wallfahrt
stets an die prophetische Todespost
Jesaias XXXVIII. 1.

Einem alten, aber jung verheirateten Mann
gilt die drollige Inschrift:

„Hier liegt der alte Abendthau:
Er starb an einer jungen Frau!“

Auf eine böse Frau, die der Berliner Volksmund
eine „Banttippe“ nennt, beziehen sich die Verse der
Grabchrift:

„Hier ligget use Olen.
Wi hebt se di, God, bevolen.
Nu heft se in diner Kist
Gold du se jo vast!“ —

Zu Potsdam fand sich eine merkwürdige In-
schrift auf dem Trauerdenkmal einer Kaufmanns-
frau. Sie stammt aus dem Jahre 1762. Ein
Knabe überreicht einer Frau einen Brief mit der
Aufschrift: „À Madame Dickers im Grünthal à
Potsdam.“ Auf dem Blatt steht der folgende
sonderbare Wechsel:

„Golgatha, am allgemeinen Erlösungstage.
Auf diesen meinen Solawechsel, dessen Valuta ich an
Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlet
sogleich

nach dem Absterben die ewige Seligkeit

dein Heiland

Jesus Christ!“

Nicht minder komisch und naiv-humorvoll ist das Grabdenkmal eines Fuhrherrn, der sich seinen Lastwagen nebst vier Pferden auf dem Grabstein aus-hauen ließ. Er selber sitzt auf dem Sattelpferd, die Peitsche in der ausgestreckten rechten Hand. Darunter steht die Stelle eines alten Kirchenliedes:

„So fahr ich hin zu Jesu Christ,
Den Arm thu' ich ausstrecken!“

Auf dem Friedhofe zu Lichtenau, zwischen Elbing und Marienburg, fand sich früher die komische Grabchrift:

„Hier ruht Frau Katharina Krause vor sich und ihre Erben.“

Recht drollig liest sich auch der Schluß einer Grabchrift auf dem Leichensteine eines Urgroßvaters von Carl Julius Weber, der nach 28jähriger Amtstätigkeit 1720 als Dorfpfarrer zu Döttingen starb, nachdem er vorher elf Jahre Hofprediger und Superintendent zu Langenburg gewesen war. Der Schluß der Inschrift lautet:

„Sein fataler Lebenslauf steht in dem selbst erwählten Leichentert Psalm 116, B. 10. Ich glaube, darum rede ich, werde aber sehr geplagt.“

Zuweilen gefiel sich sogar der Witz der Dichter, sofern ihnen Mutter Natur die Gabe des „Mutterwizes“ in die Wiege gelegt hatte, in der Abfassung humoristisch-satyrischer Grabinschriften. Im 12. Band von Webers Demokrit wird von dem Dichter Hofmannswaldau berichtet, daß er 103 poetisch witzige Grabinschriften angefertigt habe. Darunter ist teilweise ein sehr starker Tabak, der als Desinfektionsmittel für Familienkreise durchaus unpassend ist.

Ziemlich reich an komischen und merkwürdigen Grabinschriften sind die einsam gelegenen Gebirgsdörfer im Süden und Südosten unseres Vaterlandes. Da findet man beispielsweise folgende zwei Inschriften auf böse Frauen, die ihre Ehemänner weidlich geplagt haben müssen. Die erste Inschrift lautet:

„Hier ruht mein Weib, Gott sei's gedankt!
So lang sie lebte war nur Zanf —
Geh! Wanderer! gehe flugs von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir!“

Die andere Grabinschrift heißt kurz und — viel-sagend:

„Mein Weib deckt dieser Grabstein zu,
Für ihre und für — meine Ruh!“

Einem Lehrer ist folgende kaum glaubliche Inschrift auf den Grabstein gesetzt:

„Hier liegt Schullehrer N. im grünen Gras,
Der so gern Blutwurst und Sauerkraut aß.
Er lehrte die Knaben das ABC.
Gott sei ihm gnädig! Er konnt nit meh!

Auf einen sehr groben, unhöflichen Menschen zielen die Verse:

Hier ruht Hans Kaspar, Grobian,
Ein Kloß, wie's keinen geben kann!
Läg er nicht ohne Gut im Grab,
Er zög ihn selbst vor Gott nicht ab!“

Einem windigen Patron gelten die witzigen Worte:

Stille! Winde! hier!
Ein Größerer als ihr
Der schlummert hier!
Bei Gott? er war weit mehr,
Denn, was ihr seid, das machte er.“

Einen eifrigen Steinsammler kennzeichnen die Zeilen:

N. suchte Steine durch sein ganzes Leben
Und suchte nie sich satt,
Hier hat man einen ihm gegeben
Woran er Gnüge hat.
Gedankenlos versammelt er
Noch Ungeziefer um sich her.

Einen in der Tat nicht gewöhnlichen Wiß bergen
die Worte, welche sich auf dem Grabstein des letzten
Kurfürsten von Mainz finden. Die Worte lauten:
„Ein Kurfürst lieget hier, Mainz wird ihn stets
beklagen.

Warum er liegt? laß dir mit wenig Worten sagen:
Dem Greise mochte wohl das Stehn nicht mehr be-
kommen,
Und seinen Stuhl hat man ihm weggenommen.“

Die folgenden Verse beleuchten kurz und „er-
baulich“ einen stümperhaften Kanzelredner, von dem
es heißt:

„Den Pfarrer Sedulius verschließet dieses Grab —
Gott gab den Schlummer ihm, den er den Hörern
gab!“

Der Merkwürdigkeit halber möge hier auch die
eigenartige und selbstgewählte Grabchrift Benjamin
Franklins eine Stätte finden. Sie lautet:

Der Körper
B. Franklins, eines Druckers
Liegt hier (gleich dem Band eines alten Buchs,
Dessen Blätter zerrissen,
Dessen Titel und Vergoldung verwischt sind)
Den Würmern zur Speise:
Das Werk selbst soll aber nicht verloren gehen
Sondern (so hofft er) noch einmal erscheinen
In einer neuen schönen Ausgabe
Verbessert
Vom Verfasser!

Das Menschenmögliche an Grobdrähigkeit leistet
sich die Inschrift:

„Befreie doch mich arme Gruft,
O Wanderer, von diesem Schuft!“

Sehr komisch mutet eine devote Grabchrift zu
Padua an, die sich auf Ferdinand Gonzaga, Herzog
von Mantua bezieht. Sie lautet:

„Sereniss. Ferd. Gonzagae Ducis Mantuae
etc. Clementissima Viscera. V. Jul. 1698. Des
Erlauchtesten Ferd. Gonzaga, Herzogs zu Mantua
aller gnädigste Eingeweide.“ — Mehr
kann man wahrlich nicht an ersterbender Ehrfurcht
verlangen! — Carl Julius Weber, der die vorstehende
Inschrift aufgezeichnet hat, schlägt für sich selber das
originelle Epitaph vor:

„Hier ruhen meine Gebeine.
Ich wollt', es wären Deine.“

Auf dem Grabstein eines Kindes fand sich frü-
her auf dem Kirchhofe zu Inzell bei Reichenhall die
Inschrift mit der naiven Ankündigung:

„Raum bin ich auf die Welt gekommen,
Hab ich vom Vater Urlaub genommen,
Von der Mutter auch zugleich —
Jetzt bin ich im Himmelreich.“

In klassischem Lakonismus liest man auf dem
Grabstein des Lehrers Hans Kugler in Winterthur
die vielsagende Inschrift:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug.“

Zu Petersberg bei Hersfeld in Hessen fand sich
früher die überaus naiv-komische Grabchrift:

„Gott saß auf seinem Thron
Und sprach zu seinem Sohn:
Steh von deinem Sitze auf
Und laß den sel'gen Stuckart drauf.“

Ein Genthiner Tischlermeister hat auf seinem Grabstein die sehr bezeichnende Inschrift:

„Bei Brettern war ich jung,
Wuchs auf und ward auch alt,
In Brettern eingesperrt
Hat mich des Todes Gewalt.

Dergleichen Wohnhaus hab' ich Mehrern zugericht' —
Wer dir eins bauen wird, zu sagen weiß ich nicht.“

Dem Braumeister Schildknecht zu Pottenstein in Franken hat man 1783 folgende Grabchrift gewidmet:

„Hier liegt der Vater und der Sohn,
Ein alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger.
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greisen.
O Sterblicher, so lasse dich
Doch einmal unterweisen.“

Eine ganze Reihe komischer Grabchriften aus den Alpenländern, namentlich aus Tirol, bringt die Sammlung von Enzian, die 1876 bei A. G. Liebeskind zum zweiten Male aufgelegt ist. Wie drollig-naiv klingt es, wenn wir dort beispielsweise die Grabchrift (an der Rißbichler Ache) lesen:

„Hier leit
die ehrengedachtete und tugendsame Jungfrau
Genoveva Boggenhuberin
betrauert von — ihrem einzigen Sohne.“
Ein Unglücksfall bei Saltaus liegt dem folgenden Epitaph zugrunde:

„Durch eines Ochsen Stoß
Kam ich in Himmelschoß,
Mußt ich auch gleich erblaffen,
Weib und Kind verlassen,

Ram doch zur ewigen Ruh
Durch dich Rindvieh du!"

Unfreiwilligen Humor bergen auch — wie so oft
— die Zeilen des Grabspruches, die man am Berge
Fiel von Elias Gfar liest. Sie lauten:

„Hier liegt Elias Gfar,
Gestorben im sechzigsten Jahr.
Raum hat er das Licht der Welt erblickt,
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.“

In Pians bei Landed lautet eine Grabschrift,
die sich auch auf einen Unglücksfall bezieht:

„Hier liegen begraben, vom Dunder erschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua,
Herr gib ihnen die ewige Ruah!"

Ein recht krasser Materialist offenbart sich in
dem Grabschriftenverfasser, der kurz und bündig von
einem Mädchen aus Bregenzer Wald auf dem Grab-
kreuz berichtet:

„Gestorben ist sie im siebzehnten Jahr
Zust als sie zu gebrauchen war.“

Bei Gall findet sich eine Inschrift auf eine
zänkische Frau, die in etwas anderer Form schon
vorhin von einem anderen Orte angeführt wurde.
Sie lautet:

„Hier liegt begrabt mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir gezankt;
Drum, lieber Erlöser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.“

Die folgende gelungene Grabschrift aus dem
Salzburgischen hat nur des „Reimes“ wegen ihren
humoristischen Inhalt bekommen. Die Verse der
Inschrift berichten in drolliger Naivität:

„Hier liegt der Förster Rupert Guß,
Er starb an einem Büchschenschuß,
Der auf der Jagd von Ohngefähr
Ihn hat getroffen Folgeschwer.“

Zum Glück konnt man ihn noch verfeh'n:
 Gott laß ihn fröhlich auferstehn.
 Ich nann't ihn oben Rupert Fuß,
 Um hinzuweisen auf den Schuß,
 Doch hieß er in der That Franz Reim,
 Das aber paßte nicht zum Reim.
 Was hätt' ich mit dem Reim gemacht?
 Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
 An dem er doch verschieden ist
 Als Jägersmann und guter Christ."

Anklingend an die bereits erwähnte Doberaner
 Inschrift auf Malke Both, konnte man früher in
 Sanct Gilgen die auf den Gemeindevoten bezügliche
 Inschrift lesen:

„Hier ruht in Gott
 Der verstorbene Sanct Gilgner Both.
 Sei ihm gnädig, o Herr,
 So wie Er's auch wär,
 Wenn er wär Gott
 Und du Sanct Gilgner Both.“

Dem Sebastian Burker, Kanonier im 4. Ar-
 tillerie-Regiment, geb. am 17. Mai 1848, † 23. März
 1871, ist in Schongau folgender Nachruf für seinen
 Heiseweg zum Himmel gestiftet:

„Ein braver Soldat ist er gewesen,
 Bei siebthalb Schuach hat er gemessen,
 Er zog für König und Vaterland
 Sinein mit in's Franzosenland.
 Da haben die feindlichen Granaten
 Zerrissen ihm Schienbein und Waden.
 Einen Fuß, den muß't er in Frankreich lassen
 Und hier dann zu Tod erblassen.
 O heiligste Dreifaltigkeit,
 Mach ihm den Himmelsweg nicht weit.
 Mit einem Fuß an seiner Krücken
 Kann er die Straße nur langsam hinken.“

Und heißt es einmal auferstehen,
Schenk ihm den andern Fuß zum Gehen,
Damit er bei der Parade droben
Dich recht kann mit zwei Füßen loben.“

Man sieht aus dieser Inschrift, daß auch noch in jüngster Zeit der unfreiwillige Humor in Grabschriften seine drolligen Blüten getrieben hat. — Eine besonders wegen ihrer Form merkwürdige Grabschrift findet sich an der Südseite der Johannis-Kirche zu Leipzig. Sie ist in Wechselform abgefaßt und an der Außenseite der Kirche eingemauert. Diese sonderbare Inschrifttafel spricht auf doppelte Weise in altertümlicher Kaufmannssprache die Überzeugung aus, daß der ehrbare Kaufmann Blechschmidt, auf den sich die wunderliche Inschrift der steinernen Tafel bezieht, der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden ist. Mit Kopfschütteln liest man links oben über der eigentlichen Grabschrift:

„Gewinn- und Verlustkonto, des Christus unschätzbare Lösegeld und Ränzion 100 000. An glücklichem Sterbegewinn wohlgestorben ist der beste Gewinn 100 000.“

Auf der anderen Seite, rechts oben, steht ein richtiger Wechselbrief, der folgendermaßen lautet:

„Auf F. A. Blechschmidt bestimmten Sterbetag, Anno 1700 den 21. October, gelobe ich, Jesus Christus, Bürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechsel an denselben, dem Werth nach ich selbst verdient, bin mit seinem Conto und Leben vergnügt, schenke ihm daher die ewige Seligkeit. Jesus Christus.“ — Mehr kann Herr Blechschmidt wahrlich nicht verlangen! —

In der Stadt Hameln findet sich auf dem Grabstein eines Kindes des Bürgers Rüdeking die sehr beherzigenswerte Warnung vor „Pferdedoktoren“.

Diese unfreiwillig humoristisch gefärbte Inschrift stammt aus dem Jahre 1792 und lautet:

„Wir sind durch Pferdearztes Hand
Zu früh hierher geschicket,
Zur Warnung für das Vaterland
Und den, der dies erblicket.
Sein Leben traue Jedermann
Nur sicherer Ärzte Händen an,
Geht er dann auf die Todesbahn
Hat er doch seine Pflicht getan.“

Eine recht eigenartige und lange Grabschrift aus der Mitte des 18. Jahrhunderts trifft man auf dem Kirchhofe zu Niblum auf Föhr an. Darin heißt es:
„Der Christ wagt's recht, wenn er das Herz, das
beste Gut
Aufopfert dem, der es erkaufte mit seinem Blut.“

Wohier ruhen die Gebeine

Dirk Gramers

des weyland wohlachtbaren Westindischen Capitains aus Niblum, geboren den 26. August 1725 in Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt.

Er wagte es vom 17. Jahre an sein Leben der wilden See anzuvertrauen und unter vielen Proben der göttlichen Hülfe von 1755 bis 1762 nach 3 Theilen der Welt zu fahren, und es ward eine jede Fahrt in 6 Jahren mit Seegen gecrönt.

Er wagete es auf göttlichen Wink (!) sich abwesend (!) zu verbinden mit der tugendsamen Ehe Jansen aus Niblum ob er sie gleich nie gesehen (!) und siehe, es gelang ihm, denn er führte vom 7. November 1762 fast 7 Jahre in Ruhe die zärtlichste Ehe.

Er wagete es endlich hoffnungsvoll den 6. August 1769 über das schwarze Meer des Todes zu schiffen und siehe, er kam glücklich hinüber und

ankerte nach einer 44jährigen Lebensfahrt in dem
sicheren Hafen der seligen Ewigkeit. —

Naiv-unbeholfen ist die Grabchrift in der
Hospitalkirche zu Rukus in Böhmen auf dem Grabe
einer Zwergin. Es heißt darin:

„Die Glieder stimmen zwar nicht mit den Jahren
ein,
Doch kann der Seele dies fürwahr nicht schädlich
sein.“

Von lapidarer Kürze ist die originelle Toten-
tafel eines vom Baum gefallenen Bauern bei Sichel.
Sie berichtet:

„Aufig'stiegen,
Abig'fallen,
Singerwest:

Die Ehr sei der Heiligen Dreifaltigkeit!“

Zu Schwarbach bei Sand hat ein Reimschmied
die wunderliche Inschrift verfaßt:

„O großer Gott, du wunderbarer Schöpfer,
Ich bin der Thon und du der Töpfer.“

In Toblach verkündet ein Grabstein in volks-
tümlich derber Weise:

„Heute an mir, morgen an dir die Reih'.

Den Tod frißt ein Jeder mit dem ersten Drei.“

Unfreiwillige Romik künden die nachfolgenden
Zeilen auf einem Leichenstein zu Urfeld am Walchen-
see, auf dem es heißt:

„Hier ruht Maria Bogenfinder
Mutter und Rätherin dreier Kinder.“

Eigenartig ist auch der Vers auf einem Grab-
kreuz in Diedorf bei Augsburg. Die Zeilen lauten:

„Leb wohl mein lieber Chemann,
Das Band der Ehe ist zerbrochen,
Ich hab dir meine Weibestreu
Nur so lang ich leb versprochen.“

Nicht recht verständlich ist die Grabchrift einer Anna Germannin in Memmingen, worin gesagt wird:

„Ach, läg doch hier begraben

Mein abgeleibter Leib (!)

Darüber die Buchstaben:

„Ein herzbetäubtes Weib.“ 1658.

Eine recht sonderbare und „quasselige“ Inschrift hat auch der Grabstein eines gewissen Adam Zwicker zu Memmingen. Sie lautet:

„Das Leben soviel Trübsal hat

Und soviel Jammer früh und spat,

Daß demselben entgegengesetzt (!)

Der Tod den Menschen sehr ergözt.“ (!) 1588.

Eine dritte sonderbare Inschrift des unbeholfenen Memminger Reinschmiedes aus dem Jahre 1581 auf Catharina Röchlin heißt:

„Mein Fleisch muß diesen Acker dungen

Ich sterb' im Herrn! Mir ist's gelungen.

In echt naiver Volkstümlichkeit liest man zu Gröbming im Ennstal die kurze Inschrift:

„Hier ruhet Kaydan Strobl, gewesen der
Hammerschmiedin ihrer Schwester ihr Kind.“

Auf einem Wandkreuz im Raabtal stehen die Worte:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,

Sterben müssen wir alle.

Thue frumb leben

So Wirth dir Gott geben

Antonie Birstlingerin.“

Bei Oedenburg findet sich auf einem Friedhofs die Inschrift:

„Ginter dieses Kirchhofs Bittern

Liegt Hans Klaus

Er trank manchen Bittern

Welch des Leidens aus.“

In Trienz hat ein Tiroler — wie Rosegger in seinen ausgewählten Werken, Band 4, Seite 147 berichtet — seinem Weibe die Inschrift gestiftet:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon.“ —

Auf einem Kirchhofe im Lavantthale wandelt ein vergessener Punkt und Kleinschreibung des Wörtchens „aus“ den Ernst der Inschrift zu unwillkürlicher Komik. Man liest dort:

„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.“ Der letzte Satz soll sich augenscheinlich auf den Stifter des Denkmals beziehen.

Zu Weitsch in der Steiermark hat eine Bäuerin ihrem verstorbenen Manne einen Denkstein setzen lassen. Darauf redet der Verstorbene in der Inschrift folgende Worte zu der Wittve:

„Der Tod riß mich von dir,
Du Weib, so brav und bieder,
O mein' und bet bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder.“

Ein verstorbener Prediger läßt zu Alagenfurt die bezeichnenden Worte auf seinen Grabstein schreiben:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab' ich's gesagt
Und konnt's nicht wissen,
Jetzt weiß ich's
Und kann's nicht sagen.“

Eine naive Inschrift auf einem Dorfkirchhofe an der Traun verkündet ganz treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
Hat mich der Blitz erschlagen,
Und seitdem bin ich tot.“

Im Pustertale liest man auf einem Friedhofs-
die komische Inschrift:

„Im Leben roth wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. October
Am 19. war die Leich.“

(Maria Schober † 1835).

Eine wahre Perle unfreiwilligen Humors birgt
eine Grabschrift, die ein Münchener Chemann seiner
Frau gewidmet hat. Sie lautet:

„Tränen können sie nicht mehr lebendig machen;
darum weine ich.“

Auf dem Friedhofs zu Wien verkündet uns eine
Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ruhet eine Jungfrau: Rosa Klein.
Sie suchte lang vergebens einen Mann,
Zulezt nahm sie der Totengräber an.“

Ein Nachruf auf Alara Bobten enthält den
schönen Vers:

„Ihr half kein Arzt, ihr half kein Tee;
Drum ging sie in die Himmelshöh.“

Einer im Inn ertrunkenen Frau schrieb man
die Inschrift auf das Grab:

„Hier (!) ist ertrunken Anna Bentner;
Sie wog mehr als dritthalb Bentner.
Gott geb' ihr in der Ewigkeit
Nach ihrem Gewicht die Seligkeit.“

Ein in der Ostsee Ertrunkener spricht in seiner
Grabschrift selber zu uns, indem er sagt:

„Die Ostsee war mein kühles Bette,
Um Mittag war mein Ende nah!
Vergebens rief ich, rette, rette! —
Obgleich man mich ertrinken sah.
Drum schlief ich denn ganz ohne Bein
So nach und nach im Wasser ein.“

Unbegreiflich und wunderbar ist die Grabchrift eines im See ertrunkenen Mannes. Sie lautet:

„Hier ruht in Gott Nikol Lonie.

Ach! er ertrank, man fand ihn nie.“

Einem in der Stubai verunglückten Fuhrmann ward auf einem Grabstein der Nachruf gewidmet:

„Der Weg in die Ewigkeit

Ist doch gar nicht weit;

Um sieben Uhr fuhr er fort,

Um acht Uhr war er dort.“

Auf einem Kirchhof in der Mark Brandenburg findet sich auf einer Grabtafel eines beim Bauffällen verunglückten Arbeiters der Vers:

„Bergnügt und ohne Sorgen

Ging er am frühen Morgen

Auf seine Arbeit aus.

Da traf ihn eine Eiche,

Und ach! als tote Leiche

Kam abends er betrübt nach Haus.“

In Dangenfalza hat ein Schneider die drollige Inschrift auf seinem Grabstein:

„Es liegt hier unter diesem Stein

Ein magres, dürres Schneiderlein.

Und stehen einst die Toten auf

So hilf ihm, lieber Gott, herauf,

Und reich ihm deine starke Hand,

Denn er allein ist's nicht imstand.“

Von dem Pfarrer zu Heinrichshofen bei Landsberg am See erzählt man, daß er öfter um Verse für Grabchriften angegangen wurde. Als das wieder einmal zu recht ungelegener Zeit geschah und der Pfarrer kurz erwiderte: „Ich hab' jetzt kei Zeit, machen's Thna selber oin,“ setzte sich der so beschiedene Bauer stracks hin, dieser Weisung zu folgen. Er brachte dann folgenden Vers zustande:

„Hier in diesem Gräbelein
Ruht mein liebstes Knäbelein.
Hab's selbst gemacht und selbst erdacht,
Dem Herrn Pfarrer zum Cruz um Mitternacht.“

Auf Verlangen der Geistlichkeit wurde vor mehreren Jahren auf dem Lorgauer Kirchhofe die Grabchrift eines Offiziers entfernt, die da lautete:
„Hier ruhen meine Gebeine, des Obristen von Sahn.
Frei darf ich bekennen: Des Guten hab ich so manches getan.

Doch dürfte ich wohl nicht ungeneckt in den Himmel eingeh'n,
Sollte meiner Sünden Menge dort vor dem Eingang Schildwacht stehn.“

Auf dem Grabstein eines süddeutschen Bierbrauers ist zu lesen:

„Christ, stehe still und bet' a bissel,
Da liegt der Bräuer Johann Nissel;
Zu schwer fast mußt er büßen hier:
Er starb an selbstgebrautem Bier.“

In Forndorf bei Siegen klagt die Gattin eines Försters in den Grabsteinversen:

„Hier ruht im stillen grünen Sain
Mein selger Mann, der Förster Stein.
Das Trinken ließ er nimmer sein.
Er starb -- Gott mög' es ihm verzeih'n --
Aus reiner Lieb zum Branntewein.“

Auf dem St. Stephani Kirchhofe zu Bremen kann man die eigenartige alte Grabchrift lesen:

„Wat id was, dat bistu,
Wat id bin, dat warstu,
Hodie mihi, cras tibi.

In der bereits einmal erwähnten Doberaner Kirche befand sich früher auch noch eine Grabchrift auf einen Wälgentreter, die mit Recht zu den originellen Grabchriften gezählt werden kann. Sie lautete:

„Hier ruht Peter Knust.
Gott zu Ehren hat er gepust,
Bis er selber den Pust bekam
Und ihm Gott den Pust benahm.“

Daß ein Verstorbener sich noch drei Jahre nach seinem Tode verheiratet, dürfte in Wirklichkeit nicht vorkommen, wird aber in einer Grabinschrift auf dem alten Kirchhofe zu Mandelsloh bei Neustadt a. R. gesagt. Es heißt dort:

„Hier ruht der Tischler Friedrich Kruse aus Welze, er verheiratete sich 1848 den 17. September mit Dorothee Langrehr aus Wulfelode, wurde geboren den 20. Dezember 1807 zu Mariensee, gestorben durch einen unglücklichen Fall den 8. Januar 1845.“ Der Steinhauer hat irrtümlich 1845 mit 1854 vertauscht, denn laut Kirchenbuch ist Kruse in letzterem Jahre verstorben.

Auf einem Grabstein des Kirchhofs zu Suderburg liest man die naiv frommen Zeilen:

„Heinrich heiße ich,
Zu meinem Jesus reise ich,
Sag' Vater und Mutter gute Nacht,
Will sehen, was mein Jesus macht.“

Diese Grabsteininschrift mit einer so einfältig-kindlichen Frömmigkeitsäußerung, mit solcher Glaubenszuversicht und Einfachheit des Herzens, ist aus dem Jahre 1905.

Will jemand aber heutzutage in Friedhofswanderungen auf komische und merkwürdige Grabinschriftensuche gehen, so wird die derzeitige Ausbeute wohl nur recht mager ausfallen. Die meisten originellen Grabinschriften liefern noch Oberbayern und Tirol. Doch wer weiß, ob heute noch auf einem Grabstein im Tugertal jener schwere Seufzer eines durch sein „Gauzkreuz“ gar übel geplagten Mannes zu lesen ist, der seinen Gefühlen in den Worten Pust macht:

„Der Weg nach Golgatha, so muß ich klagen,
Konnt nicht so schrecklich als mein Leben sein.
Ich muß nicht nur mein Hauskreuz tragen,
Rein, putzen, füttern obendrein.“

An einem Unglücksmartel der Tuzerjochstraße
liest man die naiv lapidaren Worte:

„Hier ruhen ihrer drei:
A Dchs, a Ejel
Und er dabei.“

Bermutlich hat ein Blitzschlag oder ein Absturz
dem Leben dieser drei ungleichen Brüder ein Ende
gemacht.

Auf dem Kirchhof zu Telfes im Stubaital fand
sich früher die etwas stark bedenkliche Grabchrift:

„Hier ruht die ehr- und tugendsame Jungfrau
Rosine Baumgartner.

Liebe Rosine! Wie manche Nacht
Haben wir mitsammen zugebracht,
Bis der liebe Heiland kam
Und Dich wieder zu sich nahm.“

Aus dem Piztal stammt die Inschrift:

„Hier ruht der ehrengedachte Jüngling Peter
Richter,

Setzt stumm und kalt
War 89 Jahre alt.“

Von dem überaus häufigen unfreitwilligen
Kirchhofshumor zeugt das nachstehende Epitaph
aus dem Pustertal:

„Hier ruht Herr Tobias Mair, Bürgerlicher
Mehgermeister und seine noch lebende
Gattin.“

Aus Innsbruck wird berichtet, daß ein dortiger
alter Totengräber die bezeichnende Inschrift erhielt:

„Der Mann hat 90 Jahr gelebt und scharrte
manchen ein

Wer andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst
hinein.“

Ein herb-drahtischer Grabsspruch aus Ober-
bayern teilt uns mit:

„Hier in diesen Gruben
Liegen zwei Müllerbuben,
Geboren am Chiemsee
Gestorben am Bauchweh.“

Eine schon angejahrte Jungfrau klagt mit be-
weglichen Worten:

„Ach, welch' große Not und Pein
Mit 40 Jahr noch Jungfrau sein.“

Auf dem Grabstein eines Advokaten soll früher
die Inschrift gestanden haben:

„Der Tod folgte nicht seinem Beispiele,
er machte kurzen Prozeß.“

Wenn aber berichtet wird, daß auf dem Grabe
eines Bauern in Borarlberg, dem zwei Frauen ge-
storben waren, die Worte zu lesen seien:

„Hier liegt felig in dem Herrn ver schlafen Hans
Knopf

zwischen seinen beiden Knopflöchern,“

so muß dieses starke Stück von „Kirchhofshumor“
mit Kopfschütteln registriert und die Verantwortung
für die Richtigkeit der Berichterstatte rin, M. Eleo-
nore Drenkhahn-Gamburg, überlassen bleiben. Für
unser e Zeit gilt von dem Friedhofshumor bald das
Wort — tempi passati! — Entschwundene Zeiten!



Volkshumor in Schnaderhüpfeln.

Wohl die einzige echte Volkspoesie unserer Tage, die als Kind des Augenblicks aus dem ursprünglichen Born des Volkstums herausgeboren wird, ist die größtenteils nedische Hochlandspoesie der Schnaderhüpfel. Schelmisch und keck-trutzig, humorvoll-witzig, aber auch zartfühlend und gemütsstief, wie's Volk der Gebirgler, stellt sich das Schnaderhüpfel in seinem Vierzeiler-Strophenbau als ein urwüchsig abgerundetes Ganzes dar und atmet nach Inhalt und Form unverfälschtes, stark und frei pulsierendes Leben und Volkstum der Alpler. Wie ein quellfrischer, labender Trank aus walduhrauschem Born muten uns die aus dem Mutterboden echten Volksempfindens entsprossenen Schnaderhüpfel an. In ihrer Gesamtheit geben sie nach den verschiedensten Seiten hin ein anschauliches und eindrucksvolles Bild von dem naiven Denken und Fühlen des Volkes in der Höhenluft der Berge.

Dieser Niederborn der schaffenden Volksseele, aus dessen humoristischem Quellstrom im nachfolgenden geschöpft werden soll, quillt und sprudelt auch heute noch in unerschöpflicher Fülle. Auch birgt er des Eigenartigen gar viel. Das weite Gebiet der Schnaderhüpfel reicht von den derbsten Pikanterien bis zu den duftig-zarten „Liedla“ in Liebeslust und Liebesleid von der naturwüchsigsten Lebensauffassung und Lebensäußerung in der keck-höhnenden Herausforderung der „Trutzlied'l'n“ bis zur gemütsstiefen Naturbetrachtung, von den sinnreich

scherzenden „Anspielungen“ bis zum scharf beißenden Wit und der verletzenden Satire. Geradezu blitzartig erhellen die Streiflichter dieser „G'sangs'I“ das „G'müat“ der Hochlandsbewohner, ihre Sinnesart und Denkweise, ihr ganzes Innenleben.

Das neckische Lebenselement dieser lustigen Kinder froher Stunden liegt durchweg in dem humorvoll-witzigen Gegensatz des vierten Verses der Schnaderhüpfel, die auf nur kleinem Raume dennoch beachtenswerte Spiegelbilder des Volkslebens in den Gebirgsländern darbieten. Zwar sind die Schnaderhüpfel nur volkstümliche „Genrebilder“ in enger Umrahmung, zwar zeigen sie zur Hauptsache nur volkstümliche Typen und Bilder in ihren Einzelheiten, aber — um mit Greinz*) zu reden — „sie verschaffen dem Leser das Gefühl, als sitze er in einer gemütlichen Tiroler Bauernstube auf „Soamgart“ und höre, wie da gesungen und Zither gespielt wird — gesungen von der Liebe, von den falschen und treuen Dirnen, dann wieder von den Federn, die schneidige Burschen am Hut tragen, vom freien Leben auf der Hochalm, vom Herrn Pfarrer und seiner Predigt, vom Wirtshaus und Fröhlichkeit, worein sich dann oft schlagartige, reizende Naturbilder mischen, in Verbindung gebracht mit dem Empfinden des Menschen“. Unter dem Trifolium: Wit — Liebe — Trutz nimmt der Wit und die humorvolle Neckerei zwischen Buab'n und Diand'l'n einen hervorragenden Rang ein, denn das Schnaderhüpfel trägt vor allem gern die Maske des Schalkteufelchens, schwingt mit Vorliebe die Schalkspritsche, deren Streiche zwar treffen, aber gerade nicht verwunden und tollt in ungetrübter Lebensfreude übermütig und ungezwungen einher. Immer wieder von neuem

*) „Tiroler Schnadahüpfeln.“

offenbart sich in den drolligen Neckliedern die schöpferische Kraft des Volkshumors und Volksmundes. Zum großen Teil sind die Schnaderhüpfel Wirtshauslieder mit launiger Spitze. Als Beispiel diene:

„Zwoa feichtanö Scheit'l, (feuchte Holzstücke)
Dö geb'n nöt viel Sit,
Und's Bier, bal's koan Foam macht, (nicht schäumt)
Nimmt da Wirt mit a Spritz.“

Verhältnismäßig spät erst hat das fest und lebendig dahinspringende Schnaderhüpfel literarische Anerkennung und Würdigung als Beitrag zur Volkskunde gefunden. So kennen Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ das alpine Schnaderhüpfel noch nicht. Ebenso ist diese duftige Blüte der Alpenflora nur sehr spärlich in „Des Knaben Wunderhorn“ anzutreffen. Erst in dem von Firmenich 1843—66 herausgegebenen Sammelwerke „Germaniens Völkerstimmen“ wird es in breiterem Maße „geduldet“. Rechte Würdigung aber fand die eigenartige Alpenblume erst durch die Dialektforscher Schmeller und Frommann in den „Mundarten Bayerns“ und der „Zeitschrift für deutsche Mundarten“. Nunmehr aber hat das Naturkind der Berge volles Heimatrecht in der Volksliteratur erlangt.

Geht man auf den Ursprung der Schnaderhüpfel zurück, so sind dieselben zweifellos Tanzweisen, Schnitterlieder bei den mittelalterlichen Schnittertänzen am Feierabend gewesen. Schnaderhüpfel = Schnitterhüpfel. Urfundlich ist nachgewiesen, daß dergleichen „G'sangs'l“ bei den Reigentänzen der Schnitter und Schnitterinnen gesungen wurden und zwar zu Trommel, Pfeife und Saitenspiel. Heute sind zwar Tanz und Schnaderhüpfel längst voneinander unabhängig geworden, aber sie treffen sich noch oft zu traurem Verein und decken sich auch heute

noch nicht gar selten, wenn sie auch meistens in der Spinnstube, am Bechtisch des Wirtshauses, in der Brechelhütte, auf der Hochalm, beim Holzschlagen im Wald oder auf dem Ager und Weideplätze in Wiß und Weisheit, Lust und Leid erklingen. Das Fauchzen am Schluß aber, der „Sodler“, faßt die übermächtig emporquellende Seelenstimmung zusammen in jubilierende Kopfstimmlaute, da sich der Seelenzustand nicht mehr in Worte kleiden läßt. Dieser melodische Ausschrei jubelnder Freude ist ein uraltes und doch ewig junges Ausdrucksmittel übersprudelnder Lebenskraft. Es ist oft „ein Liebesweckruf, der von Alm zu Alm im stillen Hochgebirge das Echo der Täler weckt.“*) Die Talhocker der Tiefebene kennen den „Sodler“ nicht. Dieser echte Hochlandslaut der Almlieder kann auch nur mit Hilfe der Kopfstimme zu seiner schwindelnden Höhe emporsteigen.

Die nachfolgenden Proben von Volkshumor in Schnaderhüpfeln stammen zur Hauptsache aus der verdienstvollen Sammlung von Greinz und Kapferer. Wen dieses Gebiet des Volkstums und der Volkskunde in den Alpen besonders interessiert, der sei verwiesen auf Hans Grassbergers „Nix für unguet“, auf Franz von Kobell, Stieler, Kaltenbrunner und auf die Sammlungen von Enzian und Ludwig von Hörmann. Man findet dort manchen schönen Beleg für den urwüchsigen Ton dieses Volkshumors, der sich in seiner Eigenart und Sonderheit so kräftig in den Schnaderhüpfeln der Gebirgler widerspiegelt.

Gleich sehr derb zupackend hüpfen die folgenden Verse einher:

Und's Diand'l hat a Pragei (große Hand)
 Und a G'sichti hat's a

*) Hugo Erard Meyer: Deutsche Volkskunde.

Als wenn an Nachbar sei Dchs
D'rüber abö g'rutscht wa.

Das läßt wahrlich an Plastik und Drastik des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig; aber je größer die Unverblümtheit des bildlichen Ausdrucks ist, desto mehr werden die spottenden Verse belacht und auf kommende Geschlechter vererbt. Augenscheinlich offenbart sich in diesem „Trutzlied'l“ die Nachsucht eines verschmähten Liebhabers.

Durch den überraschenden Kontrast der vierten Zeile in Verbindung mit dem launigen Inhalt wirkt vor allem:

Daß d' Stief'l schö glanz'n,
Desweg'n gibt's a Wicks,
A Pulver für d' Wangen,
Für's Podagra nix.

Dieses für die literarische Individualität typische Schnaderhüpfel bezieht sich als „Gänselei“ vermutlich auf einen alten gichtgeplagten Saufaus, der früher ebenfalls seine „Plepperliedl“ im Wirtshaus gefungen hat, oder sie auch jetzt noch voll Galgenhumor und in Selbstironie zu singen versteht.

Auf Selbstverpottung oder — wenn man will — Resignation laufen auch die folgenden „Stüdl“ hinaus:

Auf dö stoanig'n Acker
Wach'n d' Erdäpfel gern,
Mei Bata sagt allweil:
„S kunnt nix G'scheid's wer'n.“

Auf's Gass'l bin i ganga,
Hab's Fensterl nöt g'wigt,
Bin dorten hintemma
Wo's Sauftallerl ist.

Sehr häufig wird in den Schnaderhüpfeln ein Gleichnis aus dem Naturleben verwendet. Aus demselben werden dann in urwüchsigter Weise die Fühlfäden zum menschlichen Leben und Treiben hinübergesponnen. Mit jedem Sprunge hüpfen die „Schleifer“ oder „Schelmeliedle“ von dem Naturgleichnis flottweg auf etwaige Gemütsbewegungen über. Auch das ist typisch für eine große Anzahl von Schnaderhüpfeln, zu denen auch das folgende zählt:

Wenn da Schnee a mal geht
 Wird d' Natur wieder wach
 Wenn's Käuscherl dahin is
 Nimmt do Raß'njammer nach.

Daß sich zu dem physischen auch der moralische Vater gesellt, empfindet auch der Hochlandsjohn so gut wie der Bewohner des Flachlandes.

Weitaus die meisten Schnaderhüpfel beschäftigen sich mit den Reizen der Geliebten. Teils geschieht dies mit sinniger Zartheit, wie in den besten Volksliedern, teils aber auch mit sehr derber, frischer und größtenteils gesunder Sinnfälligkeit und Offenherzigkeit. Als ein paar Proben mögen dienen:

I woaß a schön's Deandl
 Aber reich is sie nôt;
 Was hilft mir der Reichtum
 Beim Geld schlaft ma nôt.

A Girsch hat zwoa G'wichtl, (Sörner)
 A Zaga zwoa Hund,
 Mei Schäß hat a G'sichtl,
 Wie a Kugel so rund.

Mei Deandl is kloa
 Wie a Muskatnüse,
 Und so oft als i's bussel
 So lacht's a bissel.

Oft hat der Gebirgler bei dieser Schilderung den Schalk stark im Nacken, besonders wenn er als wenig begünstigter oder gar verschmähter Liebhaber allerlei erdichtete Sachen zum Ärger des stolzen Diandl's aufs Tapet bringt. Einige Belege dafür sind:

Mei Schaß is a Köchin
A zaundörre Goas (Ziege)
Tuat alleweil freß'n
Wird dengerscht net foast.

O du Herzel, mei Lauferl,
Gast an Kopf, wie a Mauferl,
Und an Herzel — a waachs —
Krumpi Füß wie a Dachs.

Die Kleinheit des „Schakerls“ verspottet der Bierzeiler in recht launiger Weise, wenn es heißt:

Mei Schaß is in d' Schüffel g'foll'n,
Hat nimmer raus gußt,
Und da hat'n mei Vater
Mit'n Löffel eing'schluckt.

Ein gut Teil Spottverse bekommen auch Stand und Beruf in den Schnaderhüpfeln mit auf den Weg. Vor allem ist's der „Zaga“, dem nicht selten die rische Lauge des Spottes über den Kopf gegossen
1. Ein Beispiel dafür ist:

Der Zaga hat g'shossen,
Hat aber's Schießen nöt kennt,
Und hat bei der G'leg'nheit
Sein'n Schnauzer dabrennt.

Von der Anwendung der „ungebrannten Asche“ als ultima ratio reden die humorvollen Verse:

Da Lehra nimmt a Steckarl
Zum Kinderkurier'n;
Wenn mei Weiberl foa Guat thuat
Wer' i's a no probier'n.

Eine launige Entschuldigung des Durstes zugleich aber auch eine „Spitze“ auf den Schlachter im Dorf enthält der Bierzeiler:

Mei Nachba, da Meßga
Thuat Salpeta in d' Würst,
Da is' do foa Wunda
Wenn Dan allaweil dürst't!

In drollig scherzender Weise knüpft das folgende Schnaderhüpfel an ein bekanntes Sprichwort an:

Daß's Bussal'n an Bart macht
Dös is ja nit wahr:
Einst hätt ja mei Dirndal
Schon's G'sicht volla Hoar.

Des Einsiedlers verwahrlostem „Maul“ rückt der nachfolgende Bierzeiler derb zuleibe:

Da Danfid'I hat
Zwoa Zähna an' Maul;
Da oani is hohl,
Da ondri is faul.

Die „Vielseitigkeit“ des Dirnleins beleuchtet der scherzende Vers:

Zithaschlog'n, Zithaschlog'n
Is a scheans G'spiel,
's Dirndl hat Soat'n,
Woas da Teuf'I wie viel

Recht schelmisch knüpft das folgende Schnaderhüpfel an die Predigt des Pfarrers an, um die „Liab“ des „Buab'n“ zu entschuldigen:

Da Pforra hat predigt:
„Leut habt's anand gearnt!“
Drum fun i von'n Dirndl
Nit wögatrieb'n wearn!

Ganz possierlich wirkt das drollige und interessante Hinüberspinnen weltbewegender Ereignisse in das engste Liebesleben zweier Leute. Davon zeugt das nedische Schnaderhüpfel:

Und da Türk und da Ruß
Die zwoa geh'n mi nir o',
Wann i no mit der Gred'l
Roan Kriegshand'l ho!

Witz und Laune in der Geldklemme offenbart das folgende Beispiel:

An Nachbarn sein Birnbaum
Tragt g'wiß koane Ruß,
Wenn ma zahl'n soll un koa Geld hat —
Dös is a Badruß.

Daß der „Oberlander“ auch gern Soldat ist, aber auf besondere Weise, das dokumentiert er in den launigen Versen:

Soldat bin i gern
Und da kenn i mi aus,
Und gern steh' i Schildwach
Beim Diandl im Haus.

Welch schelmischen Trumpf spielt hier nicht ganz unerwarteter Weise die vierte Zeile aus! — Romische Selbstverspottung — auch ein typisches Signum mancher Schnaderhüpfel — atmen die folgenden Zeilen:

Und wenn i amal heirat,
So trag i mir's aus:
Wenn's Weib nöt dahoam is,
Bin i Herr im Haus.

Es ist das eine auch im Volksleben der Gebirgler öfter in den verschiedensten Variationen anklingende Saite.

Nicht ohne Mutterwitz und Drolerie find die nachfolgenden Strophen:

's Echo, dos hat schon
Das sauerste Leb'n,
Weil's jedwed'n Laff'n
An Antwort muaß geb'n.

Und im Berg will i liaba
An Dachtagel sein,
Als im Lond a Kamel,
Dös sollt ma nit ein.

Der Bergeßlichkeit einer ältlichen Magd, die
vormals einmal hübsch gewesen ist und gern davon
spricht, spotten die neckischen Berse:

Und's Greatl bagißt alles,
Dös macht ihr koa Müah —
Wba daß 's amol schean g'west is,
Dasselb bagißt's nia!

Voll Galgenhumor singt ein Patentkind, dem
die Taufpatin keine Erbschaft hinterlassen hat,
schalkhaft-resigniert:

Mei God'I is g'storb'n,
Was hat's ma bamacht? —
An Sunnschein beim Tag,
An Mondschein bei da Nacht.

Dem „lumprichten“ Burjchen liest das mutter-
witzige Diandel ganz rechtschaffen die Leviten, in-
dem es singt:

I kenn schon dein Brauch
I woaß, wo man di find't
Im Wirtshaus ganz vorn'
Und in der Kirch'n ganz hint.

Das nächtliche „Fensterl'ngehn“ entschuldigt ein
schelmischer, witziger Bua durch das G'sangsel:

I han a Paar Schuach
Aus Fuchsleda sein's g'macht;
Drum schlaf'ns beim Tag
Und geahn aus bei da Nacht.

Auf den „sittsamen und trunkfesten“ Pfarrer
sticht das Lied:

Unsa Herr Pforra
Is a kreuzbraba Mann:
Er bet't was er muaß
Und sauft, was er kann.

Ein erblich Belasteter entschuldigt sein vieles
Trinken mit den Worten:

Mei Muatter trinkt gearn,
Mei Votter trinkt viel,
Es is so der Brauch
In unf'rer Famil'.

Mei Muatter is kropfet
Der Votter is krump,
Mei Schwöster is buggelt
Aber i — bin a Lump.

Eine recht derbe Stichelei auf den „Nichtsnuß“
von Saja enthalten die folgenden Zeilen eines
festen Dirnleins:

Mei Schoß is a Saja,
A Lump a bardrahta
Gehst ollweil mit der Bür,
Aber hoam bringt er nix.

Der beim Fensterln verkehrt gegangene Schnei-
der wird durch die Berse gefoppt:

Der Schneider is gang'n
Zur Messerschmiedsdirn,
Hat's Fenster verfehlt
Und zur Goas einig'schriern.

(Zur Biege hineingesprochen.)

Dem schlechten Sänger kindischer Berse wird
spottend zugerufen:

Hör af a so singen,
Hör af a so sagen,
Sonst laß i d'r an Teller
Voll Vuller auftrag'n. (Kinderlutscher.)

Dem als etwas zaghaft und hasenherzig bekannten Burschen klingt es entgegen:

Her af a so singen,
Her af a so sagen,
Du traust die koo Genn'
Aus'm Nest außer zu jagen.

Dies Schnaderhüpfel kann aber auch ebensogut als Antwort eines rauflustigen Burschen gelten, der auf diese Weise die Anrempelung eines andern Buab'n schlagfertig beantwortet und geschickt die beiden ersten Zeilen des „Trugliedl's in seiner Antwort aufgreift.

In schalkhafter Weise wird ein heraufziehendes Gewitter zur Formung eines „Befehrungsversuches“ in dem folgenden Schnaderhüpfel benutzt:

Leutlen, bekehrts End
Die Welt hat a End
I hab' scho hör'n Trommelschlag'n
Am Firmament.

Die „Widerhaarigkeit“ des Dirndl's hat zur Aufhebung des „Verspruchs“ geführt. Mit verhaltenem Groll singt der Bursche:

Frische Buam hab'n Hunger,
Können Schuachnäg'l vertragen —
Hab di gern g'habt zum Fressen
Liegst mir iacht no im Mag'n.

Von einer „höheren“ Bildung eines Dirndl's gibt das spaßige Schnaderhüpfel Zeugnis:

An' Wald hun i eihg'schriern:
„Diabt mi mei Bui?“
Der Wald kun französisch
Und hat g'antwort't: „Wuil Wui!“

Eine urwüchsig und durchaus praktische Lebensphilosophie tut sich kund in den Zeilen:

Was nützt diar a Cheasen
Wenn't nit damit fahrst? —

Was tuast mit dein' Geld, Narr,
Wenn't allerweil sparst?

Dem falschen Gebiß des Dirndl's — übrigens
eine große Seltenheit im Hochland — sind die
spottenden Beilen „aufg'wichst“:

's Deandl hat Zahnaln,
So weiß wie da Schnee,
Sein alli z'samm' eing'setzt
Drum thean's ihr nit weh.

Sennerin und Jagersbua werden angezapft in
den Versen:

In da Almhütt'n oben
Geht woltern (stark) da Wind
Drum warmt si holt d' Senn'rin
Beim Jagersbuam g'schwind.

Treffender Wiß und rühmenswerte Schalk-
haftigkeit steckt in den Worten eines Deandl's, das
den „Hansel“ folgendermaßen ansingt:

Aus Lumpen, so sagen's
Da machen's Papiar.
Was weard denn da amal
Mei Hansl aus diar?

Eine sogenannte „Frozzelei“ eines täppischen
Soldaten, eines Tiroler „Klumpadatsch“, haben wir
vor uns, wenn es in einem Schnaderhüpfel heißt:

Da Tiroler Wastl
Mit'n Tschaf o
Fallt in'n Keller abi
Bricht si's G'nad o.

Ein guter Freund des gehänselten Vaterlands-
verteidigers antwortet vielleicht mit dem Truk-
g'sangsel:

Gear au mit dein Frozzen
Gear au mit dein Sag'n,
Sunst wirf i di außi
Beim Krips un beim Kragen.

Aufs „Frozzen“ ist auch die folgende Neckstrophe eingestellt:

Der Esel hat vier Füaß
Der Esel is dumm,
Esel mit zwoa Füaß
Daf'n a g'nua herum!

Der bei Gebirglern oft vorkommende Kropf gibt Veranlassung zu dem Schnaderhüpfel:

Die Zeisaln hab'n Kröpfaln
Do singan's darmit;
Mei Muatta hat an Kropf
Uba singan ku's nit.

Pastoral salbungsvoll hebt das folgende Schnaderhüpfel an, um dann mit jedem Satz der vierten Zeile lustig scherzend in die platte Alltäglichkeit zu hüpfen:

Gegrüßt seist du Bruadar
Da Gear ist mit Diar,
Du bist volla Gnaden —
Geah, zahl a Maß Diar.

Mit drastischer Offenheit, absolut ohne Feigenblatt vor dem Mund, singt ein jeder Bursche die spottende Weise:

Mein' Nachbar sei Tochter
War gar a liaba Schäß,
Wenn's an Buckel nit hatt
Und an Schnauzer wi a Raß.

Von der großen „Verwandtschaft“ der Köchinnen heißt es in launigem Sang:

Die Köchinna bringa
Die Gänß so gearn um,
Denn do gar groaß Bavondschafft
Dös war ihna z' dumm.

Selbst die Buchstaben des ABC dienen zur Bildung von Schnaderhüpfeln. So singt das Dirnlein mit schelmischem Sinn:

An „X“ und a „B“
Studenten sein nett.
A „B“ und an „X“
Aba taug'n thean's nix.

Überaus drollig trifft Franz von Kobell den Volkston in seinen humordurchwürzten Schnaderhüpfeln. So wenn er singt:

Der Gori so lüg'n
Wie niemd auf d'r Welt
Hat uns nachst von vier
Heiligi drei Kini verzählt.

Allerdings spuken die vier heiligen Dreikönige, fogar einzeln namhaft gemacht, auch schon in „Des Knaben Wunderhorn“ herum, wie denn auch Goethe in seinem Gedicht „Epiphania“ davon singt.

Ebenfalls echt volkstümlich singt Hans Grassberger sein Schnaderhüpfel:

Das Kackel thuet si waschen
Dö Sau liegt in' Dreck —
Wer nix af si holt't
Der wirft si leicht wed.

Ausklingen möge diese Blütenlese des Volkshumors aus der Alplerpoesie mit der Kennzeichnung, die Grassberger diesen volkstümlichen Liedern in seinem „Nix für unguet“ gibt, wenn er sagt: „In seinem erweiterten Wirkungskreise ist das vielnamige Schnaderhüpfel nun des Bauern Iyrisches Epigramm; es ist sein Liebeslied, seine Humoreske, seine Aufforderung zum Spiel und Kampf, seine Spruchweisheit. Das Schnaderhüpfel ist eine lebensvolle, gesunde und aufrichtige Poesie; es ist das selbstgeschaffene Baienbrevier unseres Bauernstandes.“ Der „Samur“ aber, der in diesem „Baienbrevier“ steckt, macht es doppelt lieb und angenehm.“



Römische Familiennamen.

Zweifellos liegt für manchen ein eigener Reiz darin, sich mit der Entstehung und Bedeutung unserer vielgestaltigen Familiennamen näher zu beschäftigen, zumal auch das Koboldtum des Volkshumors bei einer großen Anzahl von Familiennamen eine wesentliche Rolle spielt und ihnen mit dem närrischen Prägestock den Stempel des Komischen und Lachhaften aufdrückt. Dieser Schalkshumor des deutschen Volksgeistes offenbart sich bei der Namengebung in einer Menge komischer *Witz-* und *Spitznamen*, die man auch wohl als „Ekelnamen“ oder „Übernamen“ bezeichnet hat.

Das demokratische *Witziger* Wortverrenkungen und ursprünglich scherzhafter Bezeichnungen humoristisch-satirischer Art, womit der deutsche Volkshumor Personen und Dinge zum allgemeinen Gaudium zu salben liebte, ist bei unsern Familiennamen in großer Fülle vorhanden und taucht vor allem ganz besonders derb und rücksichtslos in dem überaus grobkörnigen Bauerntum des Mittelalters auf. Diese humorvollen Übermalungen von Menschen und menschlichen Zuständen, diese *Witz-* und *Spitznamen* ziehen sich wie rote Einschlagsfäden überall durch das bunte Gewebe deutscher Familiennamen. Selbst Fürsten, wie „Otto der Faule“, „Heinrich der Zänker“, und Herzog Heinrich XI. „Jasomirgott“, bekamen als Signum der wenig zimperlichen Vorzeit unserer Ahnen ihren „Ekel-“ oder „Übernamen“ fürs Leben angehängt.

Manche der oft sehr verwunderlichen „S a ꝑ - n a m e n“, wie beispielsweise der noch 1648 in Basel vorkommende Name „Dobleibichnicht“ und „Dschwadt“, „Blühimlande“, „Hilfmirgott“, wie auch die gröblich beleidigenden „Ekelnamen“: „Saumagen“, „Wanzenknicker“, „Kanalgeruch“, „Stinker“, „Säufer“, „Fresser“, „Taschengreifer“, „Grobekloß“, „Galgenvogel“, „Dumpe“, die als *S u d e n n a m e n* in Östereich vorkamen und unter Joseph II. (1782—83) den Israeliten zwangsweise aufgehängt wurden, sind größtenteils heutzutage wieder verschwunden. Aber unsere niederdeutschen: Puttfarcken, Swinekoben, Pantofen, Rattentit usw. sind auch heute noch lebendig. Dergleichen lächerliche und komische, teils aber auch anstößige und ehrenrührige Familiennamen gibt es noch zu Hunderten, wengleich auch die „Galgenstrick“ und „Totschläger“, die „Pulverbestandteil“ und „Maschinendraht“ jetzt so ziemlich von der Bildfläche verschwunden sein dürften. In den Werken von Förstemann, Eckart, Heinze, Pott, Abel, Stark, Andresen, Lobler-Meier, Wilmar und anderen findet sich aber die schwere Menge von Belegen dafür, wie das Schalksnarrentum der Komik und Satire in unseren aus dem Volkstum stammenden Familiennamen mitunter geradezu wahre Triumphe feiert. Namen wie „Nägenklau“, „Schietendübel“, „Blifernicht“, „Schnapsen“ sind noch lange nicht als die anzüglich-sonderbarsten zu bezeichnen.

Viele mittelalterliche Familienspitznamen, wie z. B. „Guttschebauch“ = Wadelbauch, entsprangen körperlichen Fehlern und Gebrechen oder entstanden aus der *S y n o n y m i k* des *L ä c h e r l i c h e n* in der Bezeichnung der Gewerbe. Die „Schnutenfeger“ und „Mehlhose“ waren Spitznamen des Mittelalters für den Barbier und den Bäcker. Die „Bratengeiger“ und die „Pinkepank“ deuten auf den Musiker und

Schmied hin. Ebenso soll der Spitzname „Rufwurm“ den schmutzig-schwarzen Zyklopen am Amboß oder auch den Schornsteinfeger bezeichnen. „Streckeweide“ und „Suchsbrot“, diese Imperativnamen, deren Zahl überaus groß ist, beziehen sich auf die Bäcker. Und wenn auch der „Enyrim“ aus Eitelkeit ein griechisches Mäntelein umgetan hat, so schimmert dennoch der Schuster als wohlbekannter Meister Anieriem daraus hervor. In dem Familiennamen „Pfefferfack“ hat man zweifelsohne den volkstümlich gekennzeichneten Großkaufmann zu suchen. Auch die „Binddenkübel“ wie die „Binddenreiff“ sind Handwerksnamen, während die „Drishaus“ und „Scheuchdenwagen“ das Bauerntum zum Gegenstande haben.

Die Familiennamen der „Schlapphose“, der „Roderhose“ und „Lumphose“ deuten ohne Frage auf nicht besonders gut gekleidete Träger dieser Kleidungsstücke hin. Aber nicht nur Gewerbe und Kleidung, sondern auch das ganze Getue und Gehabe der Menschen bot dem Volksgeist im frühen Mittelalter den Anlaß dar, daraus Wiß- und Spitznamen zu prägen und dadurch seinem Bedürfnis nach Komik, Drastik und Plastik des Ausdrucks nachzukommen. So hat nachweisbar ein Nürnberger Bürger wegen seines langsam bedächtigen Ganges den Beinamen „Pfauentritt“ erhalten, der später zum Familiennamen wurde. Auch die „Reisetritt“, die „Trampel“, die „Liefegang“ und „Liefer“ stellen Namen dar, die ursprünglich als Spitznamen anzusehen sind.

Liebingsworte und Beteuerungsformeln, die oft im Munde geführt wurden, verhalfen den „Dufendahler“, den „Warlich“ und „Fur“, den „Gottesbarm“ und „Hilfmitgott“ wie den „Robedanz“ und „Fleischundblut“ zu ihren gewiß recht sonderbaren Namen. Die „Eierkuchen“ und „Pfann-

fuch“, die „Brathering“ und „Blutwurf“ entstammen dem Meer der sehr zahlreichen Speise- und Tranknamen, wovon beispielsweise noch „Süßmilch“ und „Sauerwein“, „Käsebier“, „Sauerbier“ und „Zucker“ anzuführen wären.

Als besondere Kennzeichnung des wenig zartfühlenden Humors bei der Namengebung im frühen Mittelalter dient die Festnagelung von allerlei körperlichen Gebrechen und Eigentümlichkeiten durch Benennung mit Ekelnamen wie: Bullenhals, Langnese, Raizenwadel, Schweinerüssel, Köhrbein, Schmalbauch, Breitbauch, die derbste Rücksichtslosigkeit atmen, genau wie die Familiennamen der Schiefmaul, Rußmaul, Klumpfuß, Schieler, Kloß und Flegel. Der Träger des Namens „Unmaß“ wird wohl, wie der Frankfurter Heinrich Becherer, ein leidenschaftlicher Trinker gewesen sein. Ebenso haben auch die Herren „Schüttenwürfel“ und „Nüchterntrunk“ gewiß keinen Anspruch darauf gehabt, einen Ehrenposten im Verein der Abstinenzler zu bekleiden.

Manche seltsame Blüte des Volkswitzes spendet ihren komischen Duft in jenen verwunderlichen Familiennamen, die sich teilweise urkundlich nachweisbar als von ehemaligen Häusernamen abgeleitet erweisen. Dergleichen Benennungen haben sich aus praktischen Gründen noch heute bei Gasthäusern und Apotheken erhalten, kommen aber neuerdings in Großstädten bei Geschäftshäusern auch wieder mehr in Aufnahme. Vielleicht ist der Name des 1396 in der Bürgerliste aufgeführten ehrsamem Dresdener Bürgers „Wanzennest“ ursprünglich von einem ominösen Hausnamen abzuleiten, genau wie Heinz zur Guldentasche und Johann zum Frosch später durch Fortfall von „zur“

und „zum“ in „Heinz Guldentasch“ und „Johann Frosch“ umgewandelt erscheinen.

Vielfach gab des Leibes Nahrung und Notdurft, worin man im Mittelalter oft des Guten zu viel tat, Anlaß zu Namen wie „Bauchsorge“, „Räumbiekann“, „Sufgarus“, „Leerdiekandel“, „Schmeddielwurf“, „Rikepott“, „Füllenrüffel“, „Übelgespießt“ und ähnlichen Satznamen. — Mittelalterliche Kauflust ist dokumentarisch festgelegt in den Familiennamen der Zuckseisen, Schüttespeer, Fluibenschädel, Schnapphahn, Brenneschür, Würgenpauer, Stichenbuben, Lüfelbys, Dusenbüffel, Eylaufiestraß, Sackentüffel und anderen Imperativnamen, deren manche auf die edle Zunft der „Sackenreiter“ hindeuten.

Die meisten Imperativnamen haben ironisierenden Beigeschmack. Die „Vorgenicht“ und „Wärmsbett“, die „Schimmelpfennig“ und „Flugimtang“, die „Findefeller“ und „Feuerimdach“, die „Wecdenhahn“ und „Trittherfür“ haben ihre „Familiennamen“ ursprünglich als echte Spitznamen bekommen. Erst nach und nach ist ihr Begriffsinhalt bei ihren Nachkommen durch den beständigen, gedankenlosen Gebrauch des Namens allmählich verblaßt.

Viele dieser stark satirischen Ekelnamen sind im Laufe der Zeit wieder im Strom des flutenden Lebens versunken; denn bis gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts haften die Familiennamen teilweise noch nicht genügend fest. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden sie mehr und mehr wurzelfester.

Noch heute kommt es ja vor, daß der Träger eines wenig schmeichelhaften Namens alle Hebel in Bewegung setzt, um beispielsweise einen Namen wie „Swinefoben“ oder „Saumagen“, „Fettbauch“ oder

„Sühnemörder“ loszuwerden. So hat bereits 1489 z. B. Jakob Teufel in Dschaz laut urkundlichen Nachweises seinen etwas anrühigen Namen mit sinniger Anspielung in „Sorgenfrei“ umändern lassen, und die Familie „Thunichtgut“ bewirkte ihre Umtaufung in „Thugut“. Ebenso wurde aus „Fleischtreter“ in unseren Tagen „Fleisch“ und aus „Sühnemörder“ der „Sühne“.

Geradezu komisch wirkt die im Laufe der Jahrhunderte vielfach auftretende Formberänderung der Namen und ihre Sinnentstellung. Namentlich die Imperativ- oder Sagnamen werden häufig dadurch ganz und gar unsinnig umgemodelt. Aus einem „Zuckmantel“ wird im Laufe der Zeit der komische Name „Zuckermandel“, und aus einem „Schaffgang“ (Mache ganze Arbeit!) entsteht eine „Schaffgans“, also ein Fabelwesen à la Sphinx oder Centaur.

Tatsache ist, daß der weitaus größte Teil unserer Familiennamen ihrem eigentlichen Sinne nach unverständlich und rätselhaft ist, daß aber ein großer Teil deutungsfähig ist und wie ein Heer neckischer Kobolde in komisch-lächerlichem Gewande aufmarschiert. Wenn auch ein Familienname auf den ersten Blick wesenleer und bedeutungslos erscheint, so hat ihm doch in den meisten Fällen nicht absolute Willkür und eine Laune des neckischen Zufalls zum Dasein verholfen, sei er auch noch so spaßig, wie „Uffallenbieren“, „Stubenvoll“ und „Untenzu“, „Umundum“ und „Nimmerselig“. — Viele Namen bilden ein wahres Mixtum compositum aus Zeitalter, Mundart und Volkstum verschiedener Sprachen und erschweren dadurch naturgemäß ganz wesentlich ihre Erforschung nach Sinn und Bedeutung, zumal im Mittelalter die lächerliche Großmannsucht dazu führte, gut deutsche Namen zu latinisieren und zu gräcisieren. Das gab selbstverständlich zu allerlei

Entstellungen, Verstümmelungen und Sinnwidrigkeiten Anlaß. Die fadenscheinige Loga des „Gnyriem“ für den ehrfamen Meister „Anieriem“ ward schon ins rechte Licht gerückt, aber die fremdwortliche Entstellung und Verstümmelung hat es mit sich gebracht, daß dem Namensforscher gar oft die kritische Sonde nutzlos entsinkt. Trotz alledem haben wir in unseren Familiennamen einen sehr beachtenswerten Niederschlag des Volkstums, „aus dem wir“ — wie Wilmar sagt — „ein gutes Stück unserer Kulturgeschichte herausbuchstabieren können.“

Eine stark satirische Ader im Strom unseres Volkstums, angeborene, gutmütige Spottlust und Freude an der „Gänselei“ läßt geradezu bei uns Deutschen eine Hochflut von komischen Familiennamen aus den Quellbrunnen der deutschen Volkseele emporsteigen. Als vor etwa 4—500 Jahren jeder Erdenbürger sozusagen von Geburt an in seinem Namen eine gewisse „Abstempelung“ auf die Haut bekam, die er auf seiner Lebensreise zu Markte tragen sollte, geschah diese Abstempelung oft zum größten Leidwesen des Erdenpilgers. Ist es doch beispielsweise keineswegs angenehm, mit dem Familiennamen „Rozmaul“ durch die Welt zu wandern. In der Tat führte eine alte Freisassenfamilie in Freysa a. d. Schwalm diesen Namen. Heutzutage hat die Familie ihren Namen längst in „Rotsmann“ umändern lassen. Schon mancher Erdenpilger hat unter dem Fluche seines lächerlichen oder anrüchigen Namens geseufzt und mit Eifer darnach getrachtet, mitunter selbst einen Buchstaben daraus los zu werden. Gängt uns doch der Name wie Pech an unser Lebenlang! Muß nicht ein wohlbeleibter Herr mit dem widersprechenden Namen „Dünn“ oder „Magerfleisch“ unwillkürlich durch einen derart kontradiktorischen

Namen die Lachmuskeln in Bewegung bringen, wenn er sich in seiner ganzen Rundlichkeit als der vorstellt, der er nicht ist. Ebenso trägt auch eine Frau Schermbauch, Schmalbauch, Dünnbauch, Breitbauch ihren Namen gewiß nicht mit ungetrübtem Wohlgefallen am positiven oder negativen Fettgehalt des Kluges; gar nicht zu gedenken, daß ein Fräulein sich einem Herrn als Fräulein „Witendübel“ oder Fräulein „Ungeheuer“ vorstellen muß. Ebensovienig wird Herr „Klapperbein“, der sehr gut „Wadenstark“ heißen könnte, von seinem Namen erbaut sein. Auch der vielleicht spindeldürre Herr „Bierbauch“ wird mit der Ironie des Schicksals hadern, das ihm boshafterweise tatsächlich einen negativen Bauch verliehen hat und ihn infolge seines Namens bei seinen Mitmenschen ständig einem ironischen Lächeln aussetzt.

Nomen est omen! Das hat schon mancher Erdenbürger zu seinem bitteren Leidwesen erfahren müssen, wenn ihm nicht Mutter Natur eine gehörige Portion Galgenhumor als Patengeschenk mit in die Wiege gelegt hat, wie jenem Herrn „Haar“, der einen völlig glatten, glänzend polierten Billardkugel-Schädel besaß und dennoch voll Humor meinte, an den Haaren könne ihn zwar dereinst der alte Petrus nicht in den Himmel hineinziehen, wohl aber an dem Handtuche, womit er sich täglich zu frisieren pflege — Scheitel in der Mitte. — Lieber „Plato“ als „Pericles“ in der Welt! —

Wenn es in dem alten Volksliede heißt: „Soldaten müssen sein!“ so kann man ebenfalls sagen: „Namen müssen sein!“ Unsere immer vertwickelter werdenden gesellschaftlichen Zustände erheischen mit Naturnotwendigkeit eine ins Einzelne gehende Namengebung, schon allein mit Rücksicht auf die Ordnung von Rechtsverhältnissen. Zudem haben viele Familien in ihrem Namen ein gutes Stück Familien-

geschichte. Namenkunde und Volkskunde stehen in enger Wechselbeziehung zu einander.

Die — wie schon einmal erwähnt — etwa vor einem halben Jahrtausend allmählich schollensicher gewordenen Familiennamen zeigen oft in ihrem Gewande der Komik eine unendliche Mannigfaltigkeit von Lebenszuständen, von örtlichen und sprachlichen Verhältnissen, von häuslichen und geselligen Veranstaltungen und Gebräuchen, die uns heute zum großen Teil völlig fremd geworden sind. Daher ist die Loga des Namens für den Träger heutzutage nicht selten unbequem und oft geradezu verwunderlich und seltsam. Die „Gripenkerl“ und „Sackkerl“, die „Guckemus“ und „Supfuf“, die „Sauab“ und „Küßwieder“ sind etliche von diesen humorvollen Sonderlingen. Ihre Schar ist größer als man denkt, und sie beleuchten ein nicht unwesentliches Stück unserer Kulturgeschichte zumteil mit Brennspiegelstrahlen. Die „Störtebeker“, „Rideleder“, „Machemehl“ und „Springintgut“ (Lüneburger Bürgermeister) haben aus ganz besonderen persönlichen und lokalen Anlässen ihre sonderbaren Namen bekommen.

Wirkliche Personennamen, Eigennamen, die als sogenannte Vornamen noch heute gelten, fremde und einheimische, Wohnstätten und Abstammung, Herkommen, Handwerk und Gewerbe, Eigenschaften besonderer Art, Werkzeuge und Geräte in größter Mannigfaltigkeit, Tiere, Pflanzen, Speisen und Getränke, Kleidung und Gliedmaßen der Menschen und der Tiere nebst den Naturerscheinungen und Befehls- oder Satznamen — sie alle bieten in jeder Gruppe eine ganze Anzahl von Namen, die als Dokumente des Volkswitzes aufzufassen sind. Solche „Haulemännchen“ tummeln sich überall unter den Familiennamen umher. Doch ist — wie bereits

erwähnt — oftmals der Sinn und die Bedeutung sehr vieler Familiennamen leider vollständig verschwunden, da das Alter mancher Namen in den Mythennebel grauer Vorzeit zurückreicht. Trotz aller Forschung wird mancher Name rätselhaft und dunkel bleiben.

Aber nicht nur das Alter macht so viele Eigennamen hieroglyphisch und runenhaft „tunkal“; auch die mancherlei Dialekte der deutschen Zunge entstellen den ursprünglichen Sinn in arger Weise. Sehr viele plattdeutsche Namen wurden erst nach Luthers Bibelübersetzung dem hochdeutschen Lautsystem angepaßt. Das führte aber oft zu allerlei humoristischen Kapriolen und brachte Namen hervor, die halb hochdeutsch, halb plattdeutsch in der Form waren. Dahin gehört z. B. „Cassebaum“, d. i. Kirschbaum (vergl. „Cafzbeer“ und „Cafzboom“).

Bei der Verdunkelung und Sinnentstellung der Familiennamen spielen auch die mancherlei Redewendungen und Eigentümlichkeiten in der Bezeichnung der Gewerbe eine große Rolle; denn von ihnen sind viele Namen entsprossen und im Lauf der Jahrzehnte ganz bedeutend umgemodelt worden. Ebenso machen sich die vielen fremden Einflüsse auf deutschem Kulturboden — ehemals ein Tummelplatz fremder Völker — ganz wesentlich bei den Eigennamen bemerkbar. — In erster Linie ist der slawische Einfluß erwähnenswert. Infolge des Zuges nach Westen fand dieser Prägestock auch bei deutschen Familiennamen weitgehende Verwendung, ward doch der ganze Osten Deutschlands von den Völkerwanderungszeiten an durch den Slaven-Flutstrom überschwemmt. Dieser Flutstrom der slawischen Völkerwoge düngte bis zur Elbe und Saale den Boden deutschen Volkstums in der Namengebung mit dem Senfschlamm sprachlicher

Ablagerungsschichten. Polen und Littauer, Tschechen und südliche Romanen sind im Kranze unserer Familiennamen mit manchem Blättlein vertreten. Und da wirkt es entschieden komisch, wenn sich der ursprünglich biedere deutsche „Schulze“ und „Meier“ in slawischem Gewande zeigen. Dasselbe ist der Fall, wenn die leidige Großmannsucht der „Gräcomanie“ den „Kistenträger“ aus Dünkelhaftigkeit veranlaßt, seinen Namen als „Chesnecophorus“ weiter zu führen.

Alter der Namen und Entwicklung der Sprache, trübender Einfluß der Mundart und Mischung mit fremden Sprachelementen, Mißverständnisse und willkürliche Entstellungen, das sind die Elemente, welche sich einer sicheren Deutung der Familiennamen nach ihrem Sinne erschwerend in den Weg stellen oder gar eine Erklärung gänzlich verhindern und auf das schwankende Gebiet der bloßen Vermutung hinüberspielen. Doch die Neckbolde des Humors kommen bei den mancherlei dunklen Familiennamen trotzdem doch zu ihrem Rechte.

Ist es nicht neckisch und niedlich, wenn das zierliche „Nöldechen“ von dem großen und kraftvollen „Arnold“ seinen Ursprung herleitet und der Herr „Doll“ oder „Dolle“ zweifellos seinen Namen von „Berthold“ ableiten muß. Er braucht darum noch garnicht einmal ein waschechter Sachse zu sein, dem „b“ und „p“ in seiner „Sprachtiefe“ wie Kraut und Rüben durcheinanderkugeln. Der lächerliche Name „Döhsenkunz“, den im 16. Jahrhundert ein berühmter Musiker trug und ebenso eine bis 1584 in Erksdorf in Hessen erbgeessene Bauernfamilie, leitet seinen Ursprung von Kuonrad-Konrad-Kunz, d. i. der Kühne im Rat. — Demnach bedeutet Döhsenkunz der Kühne im Rate der Döhsen. Übrigens

heißt ab 1584 die vorhin erwähnte Bauernfamilie wieder schlechtweg „Dchs.“

Familiennamen, welche von der Wohnstätte ihren Ursprung genommen haben, dürften unzweifelhaft mit zu den ältesten Geschlechtsnamen gezählt werden. So hat die adelige Familie derer „von Lüder“ nachweisbar nahe an 1000 Jahre denselben Namen geführt, während andere Sippen, z. B. die „Schenke von Schweinsberg“, die ursprünglich „von Marburg“ hießen, wenig konservativen Sinn besaßen. Höchst sonderbar mutet uns der präpositionsgespickte Name der fränkischen Freiherrnfamilie derer „von und zu Aufseß“ an. Drei Verhältniswörter auf einmal! Das ist ähnlich stark lächerlich, wie „Freiherr auf von und zu Anpphausen.“ Ebenso erweckt es Lächeln, wenn sich die vormals holländische, jetzt hessische Familie der Freiherrn „Verschür“ nun auch „von Verschür“, also eigentlich „von von der Scheuer“ nennt.

Aus dem ursprünglichen Namen „am Thor“ macht der skrupellose hessische Pastor im Kirchenbuche nach der dialektischen Färbung der Aussprache des Namens einen „Amthauer“ und aus „am Rain“ entsteht sogar „Amrhein“ — also ein geographischer Wapfus auf volksetymologischer Grundlage. Aus dem niederdeutschen „Utermöhlen“, hochdeutsch „aus der Mühle“ — dieser Ortsbezeichnung — macht der Herr Pfarrer im Kirchenbuche einen „Ustermühler“ oder gar einen „Ustermüller“. — Von „auf dem Berge“ entsteht die Entstellung „Auffenberg“ und „Affenberg“, welsch' letzteres Wort entschieden eine urkomische Modulation volksetymologischer Wortassimilation klanglicher Natur mit begrifflichem Widersinn in sich schließt. Das Begriffliche hat dem Klanglichen bei der Ummodelung vollständig den Rücken gekehrt. — Manche eigenartige Namen haben

tatsächlich eine fast wunderliche Geschichte. So sind beispielsweise die Namen „Sarrazin“ und „Soldan“ (Sultan) in der Tat sarazenischer Abkunft. Auch der Name „Türk“ ist seinerzeit verschiedenen Kämpfern in den Türkenkriegen laut urkundlichen Nachrichten beigelegt worden. Den Namen „Mhsbahs“ aber wird man vergeblich zu erklären suchen. Die „Augenweid“ und „Ausderau“ wie auch der Karlsruher merkwürdige Familienname „Altergott“ stammen von den Hausnamen ab, ebenso der Züricher „Brotkorb“. Familiennamen, die von Wohnstätten abzuleiten sind, haben wir ferner vor uns in den Namen: „Dahinden“, „Daoben“, „Daobnan“, „Luginßland“.

Ganz ungeheuer groß ist das Meer der Gewerbe- und Ständenamen. Auch bei ihnen hat in der Taufhandlung oft der Humor Pate gestanden. In der Zeit, als die Familiennamen entstanden, hatte man für den verhältnismäßig seltenen Geschlechtsnamen „Schuhmacher“ in Mitteldeutschland die Benennung „Schuhwörchte“ oder „Schuhwürchte“, d. i. Schuhwirker oder Schuhverfertiger im Gebrauch. Daraus entstand später „Schuchhart“, „Schuchard“, ja „Schuhwirt“ und das komische Wort „Schuhwicht“. Später leitete man aus den vorgenannten Namen auch „Schubert“ und „Schubart“ ab. Auch die „Sultscher“, Sölscher, Silscher, Silger usw. haben ihre Vorfahren bei der ehrsamten Zunft der sogenannten „Holzschuhler“ oder Holzpantoffelmacher zu suchen.

In Erinnerung an das Sprichwort „Ne sutor supra crepidam“ — Schuster bleib bei deinem Leisten — darf erwähnt werden, daß die oberrheinische Bezeichnung „Suter“, Seuter, Sautner von dem lateinischen Namen „sutor“ ihre legale Ableitung gefunden hat. Die „Garnisfeger“ und „Schildwächter“

haben heutzutage weder Garnische zu puken noch Schilde zu bewachen. Höchstens, daß etwa der Bonner Nachtwächter „Schildknecht“ aufzupassen hätte, damit nicht durch Studentenulk den Kaufleuten die Ladenschilder vertauscht werden. So haben viele Träger eines Gewerbenamens heutzutage absolut nichts mehr mit dem durch den Namen ursprünglich angedeuteten Stande oder Gewerbe zu tun.

Der bekannte Dreschgraf „Bücker“, d. i. Bucker oder Buckelhauer, würde lieber seinen vielgeliebten intimen Feinden vom Stamme Israel den Buckel vollhauen, als etwa Buckeln in die Schilde klopfen, wie seine Vorfahren taten. Die „Platner“, „Armbröster“ und „Bünger“ haben als Waffenschmiede und Trommelschläger heute nichts mehr zu tun, ebensowenig wie die „Trümper“ oder „Trümpfer“ noch die Trompete zu blasen haben. Und der „Bogner“ macht höchstens noch Bogen auf der Straße, wenn er auf seinem „Kreuzzuge“ nach Hause wandt, weil er durch andauernde Sittsamkeit im Wirtshause zu viel Ballast in schiefer Ladung bei sich hat. „Sic transit gloria!“ heißt es auch von manchem alten Gewerbe, das nur noch als Familienname fortlebt. Der latinisierte „Sculdetus“ heißt heute umsonst und ganz zwecklos „Schultheiß“. Ebenso kann der „Kampfschulte“ ein sehr sinniger friedliebender Mann sein, den seine kampffrohe Frau wie weiches Wachs zwischen den Gardinenpredigerfingern zu kneten versteht. Wiederum freut sich der „Mannshaupt“ vielleicht nicht wenig, daß er des Weibes Haupt ist, nach Wunsch und Willen des Apostels Paulus, und daß ihm der „Weibezahn“ (wohl Wackelzahn) nicht wehtut.

Die „Pferdemenger und die „Ziegenmenger“ haben längst ihr Handwerk niedergelegt und nur die

„Weinmenger“ und „Mehlmenger“ betreiben auch heute noch ihr unlauteres Gewerbe als „Banscher“ und „Manscher“. Doch das Auge des Gesetzes wacht, und der Staatsanwalt steigt ihnen gleich dem „Leimdecker“, alias Schieferdecker aufs Dach. Der „Landschade“ darf nicht mehr auf Räubereien ausgehen und dem „Lämmermann“ die Erstlinge seiner Herde fehlen. „Leidecker“, „Ochsenhüter“ und „Schweine-schneider“ waren früher das, was ihr Name sagt, und der „Grapengießer“ befaßte sich als Töpfer mit der Anfertigung solcher Gefäße.

Merkwürdig sind auch die Geschlechtsnamen wie „Hühnerjäger“, „Krähenfänger“, „Hundemann“ und „Widemarke“. Es sind Namen, die sich auf Weidwerk und Waldwirtschaft beziehen.

Ergötzlich sind oft die mit Bauer, Meier, Schmied und Bäcker zusammengesetzten Familiennamen. Da gibt es einen „Magbed“ und einen „Eichelbed“, einen „Ritzebauer“ (Kleinbauer) und einen „Ledebur“ (Seidbauer), einen „Doppelmeier“ und einen „Bickenmeier“, ja gar einen „Dreckmeier“ und „Piepmeier“ (Meier an der Piepe, d. h. am Röhrenbrunnen). Man findet einen „Busterschmidt“ und sogar einen „Wurstschmidt“ mit und ohne „t“. Dabei hat man allerdings zu bedenken, daß im frühen Mittelalter schmieden und verfertigen gleichbedeutend waren, so daß auch der Name „Wurstschmidt“ und „Döppenschmid“, d. h. Topfschmied, durchaus zurecht besteht.

Gerade auf dem Gebiete der Gewerbe- und Ständenamen sind die Spott- und Spitznamen recht stark vertreten. Die „Angstmann“, „Speckfräter“, „Fleischfräter“, „Rindsraß“, „Herrenschwager“ und „Teufelskind“ erklären sich aus diesem Gesichtswinkel heraus als Ekelnamen. Recht sonderbar ist der Name eines schlesischen Adelsgeschlechtes, das sich „Pfortner von der Hölle“ nennt und bei Großglogau

erbgeessen ist. Die vormalig bei Homburg vorhandenen Namen „Gingant“ und Gaugengigl“ nebst „Giegengad“ bei Mendorf a. d. Werra waren ursprünglich ganz sicher Spitznamen für Bierfiedlerfamilien. Ebenso muß man wohl den Namen „Mägdefrau“ und den Familiennamen „Leichnamschneider“ unter die Spott- oder Ekelnamen zählen. Im Jahre 1775 gab es z. B. zu Wien einen Hof- und Burgpfarrer, der den sonderbaren Namen Joseph Leichnamschneider führte. Ob ein Vorfahr von ihm Anatom oder Schinder war, steht dahin.

An Zahl wesentlich kleiner als die Gewerbe- und Ständennamen sind jene charakterisierenden Familiennamen, die sich auf besonders hervortretende körperliche oder geistige Eigenschaften beziehen, auf sittliche oder geistige Gebrechen und Fehler, sowie auf allerlei auffällige Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten ihrer ersten Träger. Bei mancher Namenbildung dieser Gruppe hat ebenfalls Scherz und Spottsucht des Mittelalters mitgewirkt. Andererseits liegen vielen dieser aus persönlichen Eigenschaften abzuleitenden Namen auch volksetymologische Umdeutungen zugrunde, die in allerletzter Linie — wie Klee- mann in seinen „Familiennamen Quechlinburgs und der Umgegend“ meint — auf altdeutsche Rostformen zurückzuführen sind.

Schaut man auf Statur und Glieder, so gibt es da einen Kuhfuß, Hinfuß, Langbein, Breittritt, Dolenvot, d. h. Klumpfuß, Schweinefuß, Smerbus, Roggenbus, Pausebad usw. Der Wittkopf, Grotkopf, Hartkopf, Mohnkopf, Kahle, Krause, Strube, Gelhaar, Arummhaar sind nach Haupt und Haaren benannt. Dagegen beziehen sich Wurmstich, Pimpel, d. i. Schwächling, Krankschwager auf Gebrechen. Von Charaktereigenschaften sind entnommen die Familiennamen

der Wahnschaff, Unbehaun, Unbefugt, Frommknecht, Guthsmuths, Klaude, Schnuphase, Schimmelpfennig, Wucherpfennig, Theuerkauf, Duesebarth, d. i. Schlemmer u. dgl. m. Tageszeitennamen, wie Mittag, Langenacht, Feyerabend, Vesper kommen häufig vor. Wettermann, Bräutigam und Kinder- vater sowie Tochtermann sind Verwandtschaftsnamen. Eine seltsame metronyme, d. h. von der Mutter hergenommene Zusammenstellung liegt in Susenbeth (Susanna-Elisabeth) und „Susterdene“ vor. Zu den Zeiten des Mittelalters waren auch die Satznamen als Ekelnamen sehr beliebt. „Alles was in Spott und Hohn, in wilder Rauflust und frohem Beschü- bermute unsere Vorfahren sich gegenseitig vorwarfen, ist uns in ihnen erhalten.“

Merkwürdige Bildungen sind „Notepape“, (Triff den Pfaffen), „Medefindt“, Treffe den Feind, „Napf Silber“, „Wetebil“, „Schneidewind“, „Schützen- dübel“ u. s. f.

Die Namen „Spannuth“, „Schmedebier“ und „Slufebier“ sind wohl als ehemalige Hausnamen und zwar Wirtshausnamen anzusehen. Ebenso kommen „Sydekum“ (Siehe dich um) und „Ker- dichumb“ als Ortsbezeichnungsnamen öfter vor. „Baltzuweit“, „Wißtott“, „Leidenfrost“ sind auf Ausrufe zurückzuleiten. Charakterisierende Spott- namen sind Forneseist und Forneseft, Gindenquef und Gindentweiß, Untenzu und Gallwachs (Galb- erwachsen). Auch Oberstolzer, Frechen, Ungeheuer, Unflad, Uffallenvieren und Schmußiger waren ur- sprünglich nichts anderes als Ekelnamen.

Bei manchen sonderbaren Familiennamen haben die Zahlwörter bei der Bildung Pate gestanden. Es gibt Familien, die „Drei“, „Dreizehn“, „Sech- zehn“ und „Tausend“ heißen; auch Dreierlei und Drhschilling kommen vor. Noch pußiger sind die

Namen „Zweifleisch“, Bierheller, Siebenhaar, Siebenhühner, Siebenbeutel, Siebenkees und Siebentritt. Auch die Zahlwortnamen Hundertstund, Zehnaltekind, Dreißigmark, Hundertmark, Tausendschön, Dufentüfel, Dreißigacker sind gar nicht so selten anzutreffen.

Spaßig klingen auch die Namen mit adverbialen Sakellipfen, wie Butenschön, Mornhinweg, Mornzenacht, Aueseele, Auesorge, Baldhinweg, Galpabe, Bollinshaus, Hindennach und Süßengut. — In der Stadt Bern gibt es heute noch den sonderbaren Namen „Leibundgut“, wie es früher in Lüneburg den Bürgermeister „Springintgut“ und in Rotenburg a. d. Fulda den Namen „Fleischundblut“ gab. Die Greifdrauf, Gottbehüt und Gottseigeert nebst Gylaufiestraß sind Züricher Familiennamen, ebenso der ungewöhnliche Name Schladoth und Schöndufster, Rommallein, Lochstampfer und Kenngott.

Vielfach zeigen auch diejenigen Namen ein komisches Gesicht, welche von Geräten und Werkzeugen hergeleitet worden sind. Vor allem treten viel Küchengerätschaften als Familiennamen auf. Besonders häufig sind die Dreifuß, Feuerhake, Fett-hake, Schaumlöffel, Kesselhut und Gosewisch. Ebenso oft findet man auch die Kastenbein, Tischbein, Stuhlbein, Badehorn (Kriegshorn) und Bosse (Wüchse). Seltener ist schon der Wachtelsack und Schwedler (Jagdtasche). Auch Milchsack, Pfeffer-sack, Bier-sack, Butter-sack, Bauchsack, Strohsack erscheinen auf der Bildfläche. Der „Nagel“ macht sich bemerkbar in Pinternagel, Zinternagel, Stülp- und Wackernagel.

Zur Rüstkammer der Geschlechtsnamen steuern vor allen Dingen die Namen der Haustiere bei. In dieser Reihe marschieren die komischen Namen

der Ziegenspeck, Ziegenhahn (1), Zicklam und Schlachtschap auf. Letzterer war ein berühmter Wiedertäufer in Münster. Drollige Belege liefern ferner Namen wie Lammerschwanz, Offenkop, Kuhfuß, Kuhfittich (1) und Rindsmaul, ein Name, den ein österreichisches Grafengeschlecht führt. Bekannt sind auch Ochsenstirn und Sonnenkalb, Rohlhaas und Wiethaas (Waldhase). Auch die Namen Trielhaas, Hasenpoth, Hasenclever und Hasenfraß mögen aus der überaus großen Zahl von Hasennamen-Zusammensetzungen angeführt werden.

Den komischen Namen „Raxenbiß“ führt eine hessische Adelsfamilie. Auch „Maushund“, „Schweirüde“, „Niedesfel“ und „Gundebiß“ kommen häufiger vor. Ein Spottnamen ist „Lutenesel“; ebenso der Marburger „Schlauraffe“, d. i. Schlauder-aff = Nichtsnutziger Affe. Unter den hessischen Adelsnamen kommen auch „Seekatz“ und „Meerkatz“ vor. — Ferner sind Hahn und Huhn aus der Tierwelt recht häufig bei Familiennamen vertreten und zwar in unendlichen Zusammensetzungen. Zinkhahn, Speckhahn, Sinkelbein und Gaunergriepel seien hier genannt. Daneben erscheinen Küfenbieter, Wilgaus, Kiewitt, Spägel auf dem Plan. Selbst Vogelei und Dotterweich, Schwanenflügel und Kaulbars, Kittlaus, Floh und Bogge, Scharnweber (Mistkäfer) Schelm und Raib (Was) sind als Geschlechternamen in Hessen zu finden.

Hunderte von Familiennamen entstammen der Pflanzenwelt, doch sind Namen wie Tulpenbaum und Lilienstengel, Tannenbaum und Birkenbusch höchstens 200 Jahre alt, weil man früher derartige Zusammensetzungen nicht kannte noch übte. Frucht-bäume als Geschlechternamen sind älteren Ursprungs. Die Namen „Pfraumbaum“ und „Kerschbaum“ sind gut 300—400 Jahre alt, ebenso die „Blümke“. Bei

den von Speisen und Getränken entlehnten Namen erscheinen am häufigsten die Zusammensetzungen von Bier, Wein, Brot und Fleisch mit „sauer“. Namen wie Sauerbier, Sauerbrei, Sauermilch, Sauermost, Sauerwin treten häufig auf. „Gossenbrod“, das ist warmes mit Fett begoffenes Brot, ist man heute nicht mehr, aber der Geschlechtsname lebt noch. Ebenso ist's mit dem Speisennamen „Moros“. Seit dem 15. Jahrhundert weiß man von dieser Speise nichts mehr zu melden. Die Familiennamen Sittenfleisch und Rottfleisch bedeuten beide gesottenes Fleisch und haben mit „sizen“ oder „kurz“ nichts zu tun. Geußfleisch und Sötefleisch nebst Sötebier sind allbekannte Namen. Romisch klingt der Name „Puttkuchen“ und „Weinundbrod“. Sonderbar ist auch der Name „Aierstod“, der aber mit „Eier“ und „Stod“ nichts zu tun hat, sondern wahrscheinlich als Korruption aus Tocco, Sohn des Tring, abzuleiten ist, genau wie etwa Abendanz aus Danzo, Sohn des Abo entstanden ist und „Muggensturm“ weder mit „Mücken“ noch mit Sturmwind“ in Verbindung zu bringen ist, sondern sich als eine Ableitung von Sturm, Sohn des Muggo erweist.

Unter den Getränkennamen sind Dünnbier, Rösebier, Dotenbier (Patentbier) nebst all den anderen Bieren nicht gerade selten. Ja, im Darmstädter Dorfe Göringhausen führt der größte Teil der Dorfbewohner den Namen „Schluckebier“. — Die Milch- und Mehlspeisen nebst Fisch, Braten und Wurst liefern ebenfalls eine erkleckliche Zahl von Familiennamen. Ziemlich häufig sind „Brathering“, „Bratfisch“, „Blutwurst“ und „Wurststumb“ vertreten. Auch der Name „Kappesser“ kommt in Franken öfter vor.

Von den Familiennamen, die den Gliedern des menschlichen Leibes und den Bestandteilen unseres Körpers entnommen sind, mögen „Haar“, „Kopf“, „Langleib“ und „Seidenblut“ genannt werden. Selbst „Mollenkopf“, das heißt Grillenfänger taucht auf. Ein Bart, Schuddkopf, Stußkopf, Grottkopf usw. sind ebenfalls vorhanden. Halb hochdeutsch halb plattdeutsch präsentiert sich der komische Name „Danzfuß“. Jedenfalls aber war es kein „Dirschedel“ oder „Thumshirn“ (Dummkopf), der 1648 als sächsisch-ernestinischer Gesandter bei den Unterhandlungen zur Herbeiführung des Westfälischen Friedens mitzuwirken hatte, wenn er auch den zuletzt angeführten Namen „Thumshirn“ trug.

Der Träger des heutzutage ehrenrührigen Namens „Schuft“ hat seinen Namen ursprünglich von Schopf oder Haarbusch erhalten, wie denn auch „Guldenzopf“ und „Gelhaar“ auf Grund der Haarfarbe dem Urahnen den Namen prägten, genau wie „Rotbart“ und „Weißbart“ nebst allen derartigen Zusammensetzungen aus der gegebenen Tatsachenreihe heraus ihren Ursprung genommen haben. — Rußmaul, Lachmaul, Schmutzmaul, Roßmaul, Rinnbad und Spitznas, Langbein und Klapperbein, sie alle haben ihre Entstehung ganz bestimmten körperlichen Gebrechen zu verdanken.

Von Kleidungsstücken ist vor allem der Hut als Lieferant zahlloser Familiennamen zu nennen. Die Kappler und Mützenbecker, Wittvogel (weiße Vogel = cucullo), Linnenvogel und Reiffvogel stehen mit Kopfbedeckungen in engster Verbindung. Auch die Hofe muß vielfach zur Namengebung dienen. Allerdings wird sie vorwiegend zur Prägung von Spott- oder Ekelnamen verwendet. Mehlhofe = Müller.

Der Träger des Namens „Mau“ weiß in den seltensten Fällen, daß sein Name von einem über-

ziehärmel herstammt. Man hat aber noch heute das Wort „Maugen“ im Dialekt der hannoverschen Elbmarsch und sagt beispielsweise bei heftigem Wellengang der Elbe im Hinblick auf die weißen Schaumspitzen der Wellen: „De Elb hett Semd-
maugen an.“ Heute ist aus dem „Mau“ ein Muff geworden und der Name „Müffelmann“ hängt vielleicht noch damit zusammen.

Zahlreich sind auch die Zusammensetzungen mit „Kock“. Der Name „Badrock“ ist der Jetztzeit in seiner Bedeutung fast ganz verschwunden. Im steirischen „Pfaid“, d. i. Semd, hat er sich noch erhalten. Es war der „Pfaidrock“ nämlich ein linnener Überwurf. Auch der Familienname „Lepperock“ deutet ebenfalls auf einen Kocküberwurf in „Labardform“ hin. Den Kucksack, die Kuck- oder Kückentasche finden wir wieder in den Namen „Kuckdeschel“ oder „Kuckteschell“. „Maultasch“ ist auch als Familienname gerade nicht selten.

Wer heute den Namen Mangold liest und spricht, denkt nicht daran, das „a“ lang zu sprechen. Und doch hängt der Name mit „Mondgold“ zusammen und verdankt seine Entstehung wahrscheinlich der Spottlust früherer Zeiten, wie dies von den von Naturkörpern abgeleiteten Namen in vielen Fällen der Fall ist. Namen wie „Kiesewetter“, „Brausewetter“, „Mondschein“ und „Gauschein“ (Decolampadius!) sind diesem Sinn unserer Vorfahren entsprungen. Schneemilch und Nebeltau, Kaltschnee und Ungewitter, Stoffregen, Saufewind und Hagelstein fallen in dieses Gebiet der Namensgebung. Der sonderbare Name „Aha“ bezieht sich auf fließendes Wasser, „Blizen“ auf Gewittererscheinungen.

Auch die Tages- und Jahreszeiten fehlen nicht in der Vorratskammer zur Familiennamenprägung.

„Pfingst“ und „Fastelabend“, Mittag und Vormittag, Morgenrot und Abendschein fehlen nicht. Selbst Ausrufe wie „Kirieleis“ und „Melujah“ sind als Familiennamen anzutreffen, wie denn auch der Name „Herrgott“ und „Simmelsgeist“ vorkommen. „Dhrischall“, „Boller“ und „Kumpel“ sind Geschlechtsnamen, die von Tönen und Tonbezeichnungen hergenommen sind.

Von den bereits vorher erwähnten eigenartigen Imperativ-Familiennamen sonderbarster Art muß noch nachträglich bemerkt werden, daß Namen, wie z. B. „Fressenteufel“ in Wirklichkeit gar nicht so sonderbar in ihrer Bildung waren, da die noch nicht durch Bücherweisheit verdorbene lebendige Sprache in älteren Zeiten die Fähigkeit ausgebildet hatte, aus jedem Imperativnamen sofort ein Substantivum zu bilden. Diese Wandlungsfähigkeit der Sprache ist seit etwa 300 Jahren so ziemlich erloschen. Derartige Neubildungen sind „Wagehals“ und „Bergigmeinnicht“, „Saberecht“ und „Störenfried“, die als Familiennamen vielerorten bekannt sind.

Der aus dem 14. Jahrhundert stammende Name „Burneschur“ = Scheunenbrenner, soll sich wahrscheinlich auf einen Brandstifter beziehen, kann aber auch auf die Spottsjage bezug haben, wonach der Bauer meint: „Dat helpt för de Mäs, wenn de Schün brennt.“

Der komische Name „Findekeller“ deutet wahrscheinlich auf einen guten Zechbruder hin. Und der Herr „Füllekrus“ war jedenfalls auch nicht im „Verein für Verarmung der Gastwirte“, sondern im Gegenteil. Beweglichen Leibes müssen die „Gangauf“ und „Fuhrinsland“ gewesen sein, und den Herrn „Guckemus“ darf man zweifelsohne für einen sogenannten „Böttenkiefer“ halten. Für den

strafenden Arm der weitgreifenden Gerechtigkeit war mit Recht der Name „Griepenkerl“ angebracht, wie auch der Waffenschmied früherer Zeiten seinen Namen „Fliden Schild“ mit vollem Fug und Recht führte.

Wenn ein „Sedenreiter“ als „Saltaufderheide“, ein fauler Bauersmann als „Saxdenpflug“ und ein strenggläubiger Herr Pfarrer als „Saxdenteufel“ benannt wurden, so ist das zwar höchst komisch, aber ganz erklärlich. Gab es doch im Jahre 1580 in Weimar tatsächlich einen Hofprediger mit dem sonderbaren Namen „Sagenteufel“. Ganz bekannte und weitverbreitete Familiennamen sind „Sauto“, „Saudenrand“ und „Sauschild“. Ebenso gibt es Familien mit den Namen „Kloppedran“, „Klubenschedel“, „Kochwohl“, „Kaxleben“, „Kachsenicht“, „Liebetreu“, „Leberecht“, „Schlagintweit“, „Sparbier“, „Sparfäse“, „Springinsfaß“, „Kollwagen“ und „Zickenbraht“, wobei zumteil der geschäftige Volkswitz Pate gestanden hat, als die Namengebung vollzogen wurde.

Eine reine Namenmaske entstand im 16. Jahrhundert, wo im tollen Faschingstreiben aus Gelehrtenkünkel viele gute, deutsche Namen in lateinische oder griechische Maskenanzüge gehüllt wurden. Aus dem Bäcker machte man „Pistor“, aus dem Müller entstand der „Molitor“ oder „Mylus“. Aus dem „Mittelmüller“ entstand ein „Mesomylius“. Der Familienname „Koch“ wurde in „Magirus“ oder „Majerus“ umgewandelt. Der ehrsame „Kannengießer“ nannte sich „Stannarius“, der Kaufmann ließ sich „Merkator“ nennen. Der Schreiner mußte „Ascularius“ heißen, der „Holzmann“ = Zylinder, der Böttcher „Bietor“. Und wer Habermann hieß, nannte sich lieber Venarius. Ja, die „Sesenträger“ zu Frittlar in Hessen schrieben

sich im 16. Jahrhundert aus Dünkel „Trygophorus“. Ob der Familienname „Chesneophorus“ Risten-träger bedeuten soll, mögen die Götter und Germanisten wissen.

Wie albern und kindisch ist es beispielsweise, wenn ein „Lonzler“ sich aus leidiger Eitelkeit ein „ius“ anhängt und sich später gar „Lonzlerus“ schreibt. Er hat damit das Gesicht seines Namens gänzlich griechisch-lateinisch entstellt und in der Bedeutung des Namens eine völlige Umgestaltung vorgenommen. In Wirklichkeit wird man „Lonicera“ sowohl im griechischen als auch im lateinischen Wörterbuche vergeblich suchen, da das „Sedengeißblatt“ nachweisbar nach dem Professor Adam Lonicerus in Marburg seinen Namen bekommen hat.

Ebenso läppisch und albern ist die Umtaufhandlung der Familie „Eimer“, die sich später „Euhimerus“ nannte. Und geradezu borniert ist es, wenn der Herr „Hose“ sich umgrazifizieren will und sich den melodischen Namen „Disander“ beilegt oder sich etwa Desenius nennt. Ein Herr „Koch“ heißt auf diese Manier „Coccejus“. Später kehrte man von den lateinischen und griechischen Schrullen der Großväter und Väter, denen ein Plautarius, Sartorius und Pistorius lieber war, zu den gut deutschen Namen „Wagner“, „Schneider“, „Bäcker“ zurück. Dennoch tragen noch heute manche Gebatter Schneider und Sandschuhmacher die Narrenjacke aus griechisch-lateinisch gepuztem Flitter. Obschon sie ihr Brot gut deutsch backen und ihr Holz gut deutsch hacken, laufen etliche dennoch als Pistorius und Rylander durch diese Welt des Scheins und der Schellenkappen.

Wie ganz anders muten dagegen altgermanische Namenklänge an! Die uralten Namen deuten im Heroenkultus auf Wehr und Waffen und zeugen von Kampf und Krieg und Sieg. Sie bergen in sich die

erhabene Poesie des Kämpfens und Ringens um Ruhm und Sieg, um Haus und Herd. Eine derartige volksmundliche Namengebung ist aus dem innersten Kern und Lebensmark des Germanentums hervorgewachsen. Daher die zähe Lebenskraft und Unverwüstlichkeit unter den Gewitterstürmen der Völkerwanderungszeit und unter den Zeiten zunehmender Kirchenmacht. Unter der ziemlich durchsichtigen Schleierhülle christlicher Benennungen lebt das altgermanische Heidentum in tausend und abertausend Namen fort. Auch die starke Hochflut fremdsprachlicher Namen, die im 16. Jahrhundert das Zeitalter der Reformation brachte, hat sie nicht zu dämpfen vermocht.



Römische Straßennamen.

Bei der Deutung und Beurteilung von volkstümlich entstandenen Ortsnamen, Flurbezeichnungen und Straßennamen bilden innige Vertrautheit mit dem Volksmunde und zugleich Feingefühl für die Besonderheit topographischer Verhältnisse, an die sich der topographische Volkswitz und Volkshumor anlehnt, die wesentlichsten Vorbedingungen und unerläßlichen Voraussetzungen. In der Art und Weise eigenartiger Namenbildungen und Ortsbezeichnungen zeigt sich zumeist ganz nachdrücklich das Wesen und Walten des Volksgeistes, der vor allem volksetymologisch mundgerechte und zugleich bezeichnende Namen mit großer Treffsicherheit zu schaffen weiß und dabei nicht selten das gelentlich recht derb- und grobdrähtige Fähnlein gesunden Volkshumors lustig im Winde flattern läßt.

Des harmlos freisenden Drehstromes Getriebe im breit rauschenden Bett der volksetymologischen Umdeutungen ist meistens so offensichtlich und häufig, daß man auf besonders drastische Derbheiten der Quellenwerke gern verzichten kann und dennoch des humorvoll erheiternden Materials in Fülle und Fülle vorfindet. Wenn im weiteren Verlauf der Darlegungen der Versuch gemacht wird, auf die ohne Frage interessante Beurteilung und Deutung von mancherlei volkstümlich entstandenen Straßennamen, sowie von sonderbaren Orts- und Flurbezeichnungen aufmerksam zu machen, da sich auch aus dieser komischen Namengebung zweifellos ein gutes Stück Volkskunde herausbuchstabieren läßt, so muß vor

allem auf die sehr schätzenswerten und gründlichen Arbeiten von Oberstleutnant z. D. Heinrich Meier: „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig“, erschienen 1904 bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel und auf die nicht minder interessante Arbeit des Rostocker Stadtarchivars Karl Roppmann: „Die Straßennamen Rostocks“ (1902, Rostock, Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung) hingewiesen werden. Ebenso sollen die außerordentlich dankenswerten und sehr fleißigen Arbeiten von Rudolf Schnittger über „Hamburger Straßennamen“, veröffentlicht in mehreren Jahrgängen der Hamburgischen Schulzeitung (1896 und 1897) nicht unerwähnt bleiben.

Wie jeder Altertumsfreund und Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde weiß, ist die Art und Weise der Namengebung durch den Mund des Volkes, zumal wenn topographischer Volkswiß dabei eine wesentliche Rolle spielt, so außerordentlich verschieden und die Schreibung der Namen in den verschiedenen Stadien einer geradezu ungeheuren Willkür und Wandlungsmöglichkeit unterworfen, daß die Namen fast in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht zeigen. Es kommt demnach vor allem darauf an, das urkundlich erste Vorkommen des früheren und jetzigen Orts- oder Straßennamens festzustellen, besonders wenn die topographische Bezeichnung auf volkstümliche Weise im Munde des Volkes entstanden ist, wenn sie sich auf die Beschaffenheit des Bodens oder der Bewohner bezieht, oder wenn sie auf deren Gewerbe hinweist oder sonstige historisch eigentümliche Reminiszenzen enthält und volksetymologisch mehrfach umgemodelt ist. Naturgemäß geht dadurch sehr oft die ursprüngliche Bedeutung völlig verloren oder sie wird durch die Modulation und das fortwährende Schwanken des Wechsels zu

einem unlösbaren Rätsel, dessen anekdotenhafte Erklärung dem Kenner der primären Vorgänge bei der Namentaufhandlung nicht selten ein stilles Lächeln über die sancta simplicitas gelehrten Unsinn entlockt.

Sowohl in Kostock als auch in Altona gibt es eine „Papagoienstraße“ — im Volksmund „Papa-geienstraße“ —, die ihren Namen nachweisbar durch Umdeutung und Verdrehung erhalten hat; denn im 18. Jahrhundert führten diese Straßen den auf örtlichen Verhältnissen beruhenden Namen Pädagogienstraße. Es liegt nun wahrlich kein kleines Quantum unfreiwilligen Humors darin, wenn aus „Pädagogien“ ein „Papageien“ sich im Volksmund dreht und modelt. Ebenfalls recht lustig und interessant erscheint die Bonner Neubildung „Bivatstraße“, wenn man aus den alten Grundbüchern der Stadt Bonn erfährt, daß diese schmale Gasse in früheren Zeiten ein „Pfad für das Vieh“ — ein Viehpfad — gewesen ist. Vom „Viehpfad“ zum „Bivat“; wahrlich, ein kühner und lustiger volksetymologischer Clownsalto!

Ein stark anzüglicher Humor steckt in der alten Kostocker Straße „Sieden Büdel“, zumal wenn man weiß, daß diese Gasse im Jahre 1785 „Sanreystraße“ hieß und gewiß „Damen der Halbwelt“ beherbergte. Heutzutage wird diese Straße „Seidenstraße“ genannt. Der alte Name „Sieden Büdel“ gibt zu allerhand schalkhaften Kombinationen Veranlassung, gerade wie die „Ribbenibberstraße“ in Kostock und die Hamburger „Ribbeltwiete“, was auf das Ribbeln und Rabbeln der Weiber, die sich in hitzigem Wortgefechte dort öfter zankten, zurückzuführen sein dürfte. Die Stralsunder „platea Kypenibbe“, entstellt und umgemodelt in die heutige

„Riebenhieberstraße“, zeigt, daß es der keifenden Weiber auch am Strelasund nicht wenig gab.

Daß man aber die Klostoder Straße „Rammelsberg“ (vergl. Goslar) auf alten Stadtplänen „mons rammelorum“, mit „ram“, rambock = Widder; rammen=stoßen usw. in Verbindung bringen will und annimmt, auf der Gegend des „Rammelsberg“ hätten früher Freudenmädchen gewohnt, erscheint ziemlich gewagt und rein willkürlich angenommen zu sein aus Lust zum Fabulieren, zumal wenn man an den gleichnamigen „Rammelsberg“ bei Goslar denkt. Sollten auch dort vielleicht derartige Guldbinnen die Lannhäuser-Junggefallen in den „Venusberg“ gelockt haben? Meines Erachtens erscheint die Ableitung von einem Personennamen weit mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben. Übrigens ist die Hamburger Straßenbezeichnung „Venusberg“ eine lustige volkstümliche Verdrehung und Entstellung aus „Vendsburg“ = Feindesberg. Die Klostoder Straße „Specula“, alias „Speckuhl“, verdankt ihren sonderbaren Namen einem dort früher vorhanden gewesenen Observatorium.

Der eigentümliche Straßenname „Biergelindendamm“ in Klostod weist auf eine frühere Mühle mit vier Mahlgängen = Biergrinden, hin. Der Klostoder „Schilt“ bedeutet einen dreieckigen Platz. Die „Kaderei“ ist auf eine dort früher befindliche Abdeckerei zurückzuführen. „Kathagen“ als Katerfeld oder Katerstieg, „Am Bagel“ als bogenförmig, bucklig und „Am Sege“ als an der Seede erklären sich mühelos, genau wie das „Badstübertor“, da dort die früheren „Bader“, die heutigen Barbieri ihre Badestuben hatten.

Den sonderbaren Hamburger Straßennamen „Cremon“, der zuerst als „crimun“ auftaucht, wird man wohl schwerlich anders als anekdotenhaft leicht-

fertig mit der italienischen Stadt Cremona in Verbindung bringen, noch weniger aber auf die anekdoterige Erklärung von dem „krummen Mond“ hinweisen dürfen; ebensowenig wie man das flandrische Lehnwort für Ballast, was man in Rostock in dem Straßennamen „Große Lastadie“ findet, völlig einwandfrei als einen Ort deuten kann, wo man Schiffe baut. Für diese sonderbaren Namen soll die Erklärung noch erst gefunden werden, ebenso für „Rattrepel“ mit seinen verschiedenen Varianten.

Nachweisbar ist, daß die Rostocker „Eiselpföterstraße“ nach der dort früher ansässigen Familie „Eselbot“ ihren sonderbaren Namen führt, während die Braunschweiger Straße „Sutfiltern“ auf die ehemals dort wohnenden Sutfilzmacher zurückzuführen ist. In der Braunschweiger „Sedutenstraße“ haben wir eine Verkürzung des alten Kriegsrufes „thiod utel“ oder „diot ut“, d. i. Volk heraus! vor uns. Während diese Straße 1720 auf dem Braunschweiger Stadtplan als Sedutenstraße verzeichnet steht — aufgetaucht ist der merkwürdige Name zuerst im Jahre 1552 — finden wir sie sonderbarerweise im Jahre 1731, d. i. 11 Jahre später als „Gertrudenstraße“ wieder. Seit 1822 führt sie dann abermals ihren alten Namen, der 1798 in jetziger Form, 1813 aber wieder als „Sedutenstraße“ aufgezeichnet ist.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen hinreichend, wie wunderbar und teilweise auch stark komischer Natur die mancherlei Straßennamen sind, die im Volksmunde auf die verschiedenste Weise zum positiven Leben erweckt wurden, wenngleich sich bei der Um- oder Rücktaufe zuweilen Sinn und Unsinn ganz merkwürdig vermischte. In sehr vielen Fällen läßt sich, wie schon erwähnt, die ursprüngliche Bedeutung des im Volksmunde umgemodelten Namens absolut nicht mehr mit Sicherheit feststellen, da eben

die dokumentarischen Nachweise über das erste Auftauchen des Namens fehlen. Daher wird denn auch, abgesehen von vielem gelehrten „Unfinn“, wie beispielsweise Kathedraltreppe für „Kattrepel“, manches einfach à la Hamburger „Bür stäh“ auf dem sehr bequemen Wege der Sage, Schurre oder Anekdote zu „erklären“ versucht.

Von sonderbaren Pariser Straßennamen seien beiläufig erwähnt: Straße der guten Kinder, Straße der Frauen ohne Kopf, Straße Cherche midi, Rue de l'enfer, Ci git le coeur, Rue de jeûneurs, Rue de pet au diable. Deksterer Name setzt allen Sonderbarkeiten auch in bezug auf Drostik die Krone auf. In unserer Reichshauptstadt gibt es eine Straße mit dem sonderbaren Namen „Moabiterland“. In Nürnberg ist ein „Herzgässel“ und „Cappadozien“. In Wien hat man die komischen Straßennamen: Stoß im Himmel, Ofenloch, Rühfuß, Glend, Sauerkraut, Süßlocherl, Sechschimmelgassel und die „Gundsfofftgasse“. In der Stadt Kopenhagen hatte man bis 1818 sogar eine „Skidenstraße“, die aber jetzt den schönen Namen „Kristallstraße“ führt und damit alle Anrüchigkeit früherer Zeiten verloren hat.

Fast alle auf volksetymologischem Wege durch lautliche und teilweise auch begriffliche Assimilation entstandenen Straßennamen haben einen Stich ins Humorbolle, wengleich der Humor bei der Sache der Umtaufe sehr oft auch ein unfreiwilliger sein dürfte und oft im Kontrast von Namen und Sache seinen lustigen Auflösungsgrund findet. So ist beispielsweise außer der „Bivatstraße“ auch die Bonner „Sternenstraße“ aus „Bisternenstraße“ umgestaltet. Urkundlich nachweisbar ist, daß dort in älteren Zeiten ein „Bistorium“, d. i. ein *Bathaus*, gestanden hat. Auch die Bonner „Giergasse“ hat ihren

jetzigen Namen von einer ehemaligen Ziehbrücke (Gierponte) erhalten.

Der Bremer „Rattenpad“ (Ragenpfad?) und der Hamburger „Rattrepel“ (Rattremel? Rattregel?) sind vermutlich vor alten Zeiten schmale Gänge, sogenannte Schleichwege oder Ragenpfade gewesen, Orte, wo sich die Ragen umherbalgen. Lokale Umspielungen sind ja der volksetymologischen Namensgebung, Deutung und Umdeutung ganz besonders unterworfen. So hat die Kölner „Drususgasse“ mit dem alten Römerführer Drusus durchaus nichts zu tun. Noch im 18. Jahrhundert hieß diese Gasse nachweisbar die Drusen Johannesgasse. Auch hat die Kölner „Römorgasse“ in früheren Zeiten „Reimersgasse“ geheißen. Ja, in den ältesten Zeiten war es sogar eine „Rheinbachsgasse“, was sich aus örtlichen Umständen durch Vorhandensein eines Baches ergeben haben mag. Aber in Köln liegt es ja sehr nahe, derartige Römerbeziehungen bei ähnlich klingenden Lokalbegriffen anzuwenden. Dergleichen Volksmeinungen und Bezeichnungen ergeben sich oft aus den lokalen Verhältnissen ganz ungefüht von selber.

Die Baseler „Malzgasse“ muß nach Wadernagels Darlegungen fraglos mit der „Gasse der Ausfägigen“ identifiziert werden. (Mhd. = maláz, malát = ausfägig.) An Malz und Hopfen, als Bieringredenzien, ist absolut nicht dabei zu denken. Ebenso wenig hat die Hamburger Straße „Venusberg“ das allergeringste mit dem römischen Namen der Liebesgöttin Aphrodite zu tun. Durch volkstümliche Umdeutung aus Beesdeberg = Berg des Feindes, korrumpiert und lautlich assimiliert, ging die begriffliche Struktur des Straßennamens vollständig in die Brüche. Nur das klangliche Moment und etwaige sonstige kleine Nebenumstände waren

bei derartigen volksetymologischen Wortassimilationen maßgebend. So ist beispielsweise die Aachener „Trichterstraße“ eine verstümmelte „Mastrichterstraße“. Ebenso hängt der komische Name der Aachener „Marschierstraße“ und des „Marschiertors“ nicht etwa — wie behauptet ist — mit der französischen Stadt Mézières zusammen. Es läßt sich nämlich urkundlich nachweisen, daß eine Platea und eine Porta Borcetensis, eine „Borschierstraße“ und ein „Borschiertor“ vorliegt, was zweifellos dialektisch auf das benachbarte „Burtscheid“, das alte „Borcetum“, wohin Straße und Tor tatsächlich führen, hinweist.

Wie bereits gesagt, hat man bei volksmündlichen Verkürzungen — die liebe Bequemlichkeit der Sprachorgane spielt dabei eine nicht geringe Rolle — und bei volkstümlichen Umdeutungen die größte Vorsicht walten zu lassen, wenn man sich auf die eventuelle Deutung derartiger Namen-Glatteisbahnen begibt. Es kommt sonst gar leicht ein gelehrt klingender Unsinn zutage. Ja, wenn das Um- und Rücktaufen im Volksmunde nicht wäre! So hieß die Aachener „Edelstraße“ 1845 noch „Efelsgasse“. Aber nach einer Feststellung des Archivrats Bidt in Aachen lautete der ursprüngliche Name „ayßgasse“. (ayß = Achse.)

Aus dem, von dem Namen des Bürgermeisters Dahmen zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgeleiteten „Dahmengraben“ machten die höflichen Herren Franzosen 1792 einen „Quai des dames“. Und seitdem heißt die Straße ganz natürlich „Damengraben“ ohne „h“. Jedoch ist in jüngster Zeit das „h“ wieder eingeschaltet worden und so der Taufunsinn verständigerweise ausgemerzt. In Trier wurde die uralte Straße „Ad nudas“ in „Zum Semde“ umgetauft und dann wieder in

späterer Zeit als Straße „Ad canes“ von neuem lateinisiert. Porta alba ward gar in Altport verbößert und daraus wieder Porta alta gemacht. Vicus arctus benannte man statt „Enge Gasse“ ohne Skrupel mit dem schönen Namen „Engelgasse“.

Die jetzige „Schornsteinfegergasse“ in Frankfurt a. M. hieß früher komischerweise „Peterfilien-gasse“. Dieser Name ist korrumpiert aus dem Namen des dort früher ansässig gewesenen Bürgers „Peter Bilge“. Die sonderbare Hamburger Straßenbezeichnung „Raffamacherreihe“ hat ihren Namen von dort wohnenden Leuten, die „Raffa“, d. h. eine Art Taffet bereiteten. Heinrich Heine macht aus dem Straßennamen eine volkstümliche „Raffemacherei“, ob mit oder ohne Absicht, bleibe dahingestellt. Die Lübecker „Engelsgrube“ ist nicht etwa eine Grube für die gefallenen Engel, sondern hängt mit Engländern zusammen, die sich hier angesiedelt hatten. Von ihnen hat auch die „Engelswisch“ den merkwürdigen Namen erhalten. (Pratum anglicum.) Der sonderbare Name „Herzengrube“ in Lübeck stammt ab von „fossa ducis“, der früheren „Hartogengrube“. In Heidelberg gibt es eine „Ingrimstraße“, die nach ihrem ursprünglichen Bewohner „Ingram“ ihren Namen erhalten haben dürfte. Die Heidelberger „Semmelgasse“ ist nach ihrem Anwohner „Simmel“ so benannt. Der Halberstädter „Titusplatz“ wird im Volksmunde mit dem ungewöhnlichen Namen „Tittenklapp“ belegt. (R. G. Andresen, S. 208.) Die Langensalzaer „Rebellengasse“ hat von einem Manne namens Rebil ihren verdrehten Namen bekommen. In Mühldausen in Thüringen gibt es eine Straße mit dem komischen Namen „Wochenbett“. Vermutlich ist dieser sonderbare Straßename aus „Wadenbett“ = Steinbett entstellt. (mhd. wade = Stein.) Die heutige Linzer

„Salatgasse“ hieß früher Schlotgasse. Die Danziger haben aus ihrer „Professengasse“ eine neuzeitliche „Professorgasse“ gemacht. Aus der Moskauer „Olböterstrat“ (Altbüßer = Schuhflücker) ist die komische „Altebettelstraße“ und „Altebettelmöchstraße“ hervorgegangen. In Stralsund wurde komischerweise gar eine „Altböttcherstraße“ daraus, während die Silbeshheimer aus der ursprünglichen „Altebüßerstraße“ eine „Altepetristraße“ haben entstehen lassen. Die komische Stralsunder Straßenbezeichnung des „Blünnmarkt“ ist in den sonderbaren Namen „Apollonienmarkt“ verwandelt worden. Und doch hat auf seinen Gefilden niemals ein Apollo auf dem Postament gestanden. Die Nürnberger „Luder- oder Lottergasse“ hat nach den „Lodern“ oder Tuchbereitern ihren sonderbaren Namen; ebenso der Hamburger „Wandbereiterbroot“. In der Nürnberger „Trerergasse“ haben in früherer Zeit die „Trcher“ oder Weißgerber ihren Wohnsitz gehabt. Bremen hat den sonderbaren Namen „Kurze Wallfahrt“ aufzuweisen. Mittelalterliche Prozessionen sollen bei schlechtem Wetter sich durch diese Straße den Weg zur Ansgarikirche abgekürzt haben. Die Münstersche „Geiststraße“ hat mit dem „spiritus“ nichts zu schaffen, sondern entlehnt ihren merkwürdigen Namen von Geest, d. i. trockenes, sandiges Land. In Königsberg gibt es eine „Bullengasse“. Der Witz bei der Sache ist der, daß diese Bezeichnung im Volksmunde durch Entstellung aus „Bullatengasse“ entstanden ist. Laut Frischbiers Wörterbuch I, 117 a, haben hier nämlich in alten Zeiten die Mönche der Bullatenbrüder ihr Kloster gehabt. Lustig ist ferner, wie die Dresdener „Zahngasse“ durch Umbildung im Volksmunde aus einer „Sanitätsgasse“ entstanden ist. Ebenso ist aus dialektischen Gründen der Breslauer „Sintermarkt“ aus „Sühnermarkt“ hervorgegangen,

da der Schlesiener „Ginder“ statt „Gühner“ sagt. Ob der durch den letzten Wahlkravall wegen der „Schöpenstehlerei“ berühmt gewordene Hamburger Straßename „Schöpenstehl“ oder „Schöpenstel“ mit den Wörtern „schöpfen“ und „Stiel“ zusammenhängt, muß mit einem Fragezeichen versehen werden. Völlig einwandfreie Deutungen existieren zurzeit wohl noch nicht. Ebenso ist dies bei dem Hamburger Straßennamen „Kaboisen“ und „Klingberg“ noch nicht der Fall.



Romische Ortsnamen.

Um eigenartige Ortsbezeichnungen mit humoristischem Beigeschmack aufzufinden, braucht man gar nicht weit südwärts bis zu den bekannten Kriegsorten „Schweinschädel“ und „Sühnertwasser“ zu gehen. Auch die nördlichste Provinz Preußens, Schleswig-Holstein, hat allerlei topographischen Volkshumor aufzuweisen. Da haben wir beispielsweise im Kreise Stormarn den komischen Ortsnamen „Büchschinken“, „Fleischgaffel“ und die merkwürdige Imperativbezeichnung „Pacaff“. Da ist im Kreise Segeberg der komische „Fuhlenpott“, im Kreise Plön „Wibat“ und „Graps“, im Kreise Riel „Füerkik“. Bei Tdestedt finden wir „Ratt und Gund“, bei Hamburg-Horn den Namen „Sexter Seller“.

Aus der Reihe komisch gefärbter Imperativ-Ortsnamen sind zu nennen „Buddelhoch“ bei Kapeln, „Golbi“ zwischen Flensburg und Apenrade, „Zappup“ zwischen Uetersen und Altona. Bei Eckernförde und Husum ist der komische Ortsname „Riekut“ vertreten. Im Lande Angeln hat man ein „Riekinsdorf“, bei Londern, im Christian Albrechtskoog ist ein „Riekindiesee“. Bei Eckernförde gibt es ein „Arupunder“, bei Husum, Windeby und bei anderen Orten ist ein „Lurup“ zu finden. Auch der Ort „Passup“ ist mehrfach vertreten. Bei Lübeck existiert ein „Pacan“; bei Zevenstedt im Kreise Rendsburg liegt ein „Spannan“. Bei Lübeck ist ein „Schlutup“ zu finden, das in ältesten Zeiten „Slufup“ geheißsen hat. Bei Offenbüttel liegt

„Stahfab“, bei Gaffkrug und bei Binneberg findet sich der merkwürdige Ortsname „Stahwedder“. Bei Lükenburg in Holstein ist ein „Schwartbut“ und ein „Wittschaap“ zu finden, bei Rogel gibt es ein „Schlaput“. Auch der Hamburger „Rehrwieder“ fällt in das Gebiet der komischen Imperativ-Ortsnamen, in denen sich durchweg etliche Strahlen des Volkshumors widerspiegeln. Bitterer Ernst aber ist es mit dem bekannten Namen „Nimmerfatt“, dem nördlichsten Orte in der Provinz Ostpreußen, während uns „Schweinfurt“ schon ein Lächeln ablocken kann.

Vor allem hat der Volksmund vielen Wirtschaftshäusern und Tanzlokalen allerlei komische Spitz- oder Ekelnamen gegeben. Der Name „Blauer Lappen“ im Kreise Steinburg, die Bezeichnung „Bültenkrug“ bei Wiemerskamp, sowie der „Scheebe Stebel“ und der „Süße Krinkel“ bei Bahrenfeld sind einige Zeugen dieser volkstümlichen Taufhandlungen im Zeichen des Volkswitzes. Mancher spätere Ort hat auf diese Weise von einem einzelnen Hause, das vermutlich zuerst ein Gasthaus war, seinen sonderbaren Namen erhalten. Das trifft ohne Zweifel zu bei „Holstil“ (Salte still) auf der Insel Nordstrand und „Kugenhandschen“ bei Lensahn.

Wie viele Namen von Burgen, Dörfern und Städten sind nicht im Volksmunde aus Schalkheit oder aus Unkenntnis und sprachlicher Nachlässigkeit — die bekanntlich eine sehr große Rolle spielt — einem komischen Umbildungsprozeß unterworfen worden! Neben bewußter Absichtlichkeit oder auch purer Nachlässigkeit sprachlicher Natur kommt vor allem bei diesem volksethymologisch interessanten Umbildungsprozeß bei der Umtaufung die lautliche Wortassimilation in Frage. So, wenn aus dem dänischen „Roeskilde“ auf Seeland durch vollstän-

dige begriffliche und teilweise lautliche Assimilation das „Rottchild“ entstand. Ebenso hat man bei dem Orte „Winkel“ im Rheinland vermutlich an den „vini cella“, den Weinkeller, zu denken. Durch derartige Strukturveränderungen infolge lautlicher oder auch begrifflicher Assimilationen bekommen die volkstümlich geprägten Namen sehr oft einen Stich ins Humoristische. Das assimilierend Klangliche veranlaßte auch den Bischof Dietrich von Trier nach seiner Rückkehr von Palästina im Jahre 1217 den Ort Gumbach in Anlehnung an den mons Tabor in „Montabur“, heute „Montabaur“ umzutaufen, wie Rehrein S. 238 in seinem „Nassauischen Namensbuche“ angibt.

Romisch mutet es an, wenn Zänicke in den „Niederdeutschen Elementen“ S. 34 darlegt, daß „Buckstehude“ aus den drei Wörtern „buck“, „Este“, „hude“ zusammengesetzt sei. Wenn man auch geneigt ist, ein großes Fragezeichen dahinter zu machen, so klingt es doch ganz annehmbar und plausibel, daß Buckstehude Landungsplatz (hude) der Fahrzeuge (buck) auf der Este bedeute. Förstemanns „Bocsetahude“ gibt dem vielleicht lächelnden Leser wiederum eine andere Gedankenrichtung.

Der merkwürdige Ortsname „Königswinter“ am Rhein hat so gut wie sicher mit „Winter“ gar nichts zu tun. Vermutlich deutet der Name auf den Weinbau und Weinstock, heißt doch im Gotischen der Weinstock „veinatrin.“ Römische Patronymialbildungen sind die Ortsnamen „Geißelhering“ und „Steinhering“, die von Geißelher und Steinher abgeleitet sind. Die Orte „Gundstall“ und „Dreßnach“ hießen früher „Gunoldstal“ und „Drachenach“. Aus „Kaisermarkt“ entstand der römische Ortsname „Käsmark.“ Der Ort „Feuchtwangen“ leitet seinen Namen her von „Fichtenkamp“. (Fichtin-

wanc.) Tigerfeld in Württemberg hat niemals einen blutdürstigen Tiger beherbergt. Es leitet seinen Namen von dem plattdeutschen „deger“ = groß ab.

Ein verwunderliches Schütteln des Kopfes könnte der Name des Dorfes „Essig“ bei Bonn hervorrufen. Auch dieser Name erklärt sich — wie so viele — durch Patronymie und steht im Zusammenhang mit „Essingob“, d. i. „Gau des Ezzo“. So ist auch der merkwürdige Ortsname „Buttelsiedt“ bei Weimar abzuleiten von der ehemaligen „Stätte des Baldo.“ Der Ort mit dem anrühigen Namen „Bissenheim“ bei Bonn leitet seinen Ursprung vom Heim des Biso oder Bisinheim ab. Der Ort „Besenhaujen“ ist niemals ein Ort gewesen, an dem etwa eine hervorragende Besenindustrie zu finden war; vielmehr hieß der Ort früher „Bisihusen“. Die seltsam benannten Orte „Hühnhahn“ a. d. Gaun und „Hellenhahn“ hießen ursprünglich „Sunheim“ und „Sildenhagen“. Der Ort mit dem sonderbaren Namen „Ehrlich“ gründet sich wohl mit Bestimmtheit auf Erlaha, d. i. Erlensbusch.

Die Altenburger Dorfnamen „Schwanz“ und „Ratersberg“ hießen früher „Schwanditz“ und „Rarsdorfsberg“. Der Name des Dorfes „Rufloch“ bei Seidelberg ist aus „Rufloh“ (Rufwald) entstanden. Ob des holsteinische Dorf „Willensharn“ ursprünglich „Villa Ansgarii“ geheißten hat, muß mit einem sehr großen Fragezeichen versehen werden, ebenso wenn behauptet wird, „Boggenbarg“ habe seinen Namen von einer dort früher stehenden Bogelschußstange und zwar in Anlehnung an „Papagoienbarg“. Daß die Altonaer bereits früher erwähnte Straßenbezeichnung nach dem „Goyenschäten“ oder Bogelschießen erhalten haben

folll, wie Schützes Idioticon anführt, erscheint auch recht fraglich.

Wie die „Willensharn“- und die „Boggenbarg“- Erklärung m. E. zu dem gelehrten Unsinn gezählt werden müssen, so auch die Zurückführung des ursprünglich keltischen Namens „Bacharach“ auf „Bacchi ara“, d. i. „Altar des Bacchus“. Die Namen-sonderlinge „Sterbfritz“ und „Merkfritz“ gehen zurück auf „Starcfrides“ und „Erchinfredis. Ja, der Ortsname „Gethsemane“ ist aus dem Personennamen „Gösmann“ abgeleitet. Das eigenartige „Reihgestern“ präsentiert sich ursprünglich als „Reitcastrum“. Der sonderbare Ortsname „Lämmer-spill“ entwickelt sich ganz eigenartig assimilatorisch in klanglicher Beziehung aus „Limar's bühel“, d. i. Anhöhe des Limar. Aus Hermannsbüchel wird sogar „Hermanns Spiegel“ und aus Marienau wird „Morgenua“ bei Breslau und „Morgentau“ in Hessen.

Der Thüringer Ort „Magdala“ an der Madel hat mit dem biblischen Magdala durchaus nichts zu schaffen. Er fußt vielmehr auf dem alten Ortsnamen Madahalaha, wie Förstemanns Namenbuch 2, S. 965, ausführt. „Lannebrunn“ entstand aus St. Anna-Brunn, „Samarierkirchen“ aus St. Marien-Kirchen. Für das bereits erwähnte „Slutup“ bei Lübeck weist Mantels Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung nach, daß der noch ältere Name als „Slutup“ urkundlich „Fretup“ geheißen habe. Gewiß ist dabei an ein ehemaliges Wirtshaus mit diesem scherzhaften mittelalterlichen Namen zu denken.

Der bekannte Ort „Fröschweiler“ hat nichts mit einem Ruhesitz der Frösche zu tun, sondern er ist vielmehr aus dem Namen Frotfindis umgemodelt. Ebenso hat der andere Schlachtenort „Elfsachsen“

eine interessante und belustigende Wandlung aus Ezzilo über Felshausen, wie es früher hieß, durchgemacht. Der Schweizer Ortsname „Unwillen“ entstand aus dem Namen Obvile. Der Tiroler Ort „Lannberg“ aus Fontanaberg. Beide Ortsnamen sind demnach lateinischen Ursprungs mit ganz besonders ausgeprägter Umdeutschung. Aus dem Slawischen stammt der komische Ortsname „Himmelwitz“. Er ist abgeleitet aus der slawischen Benennung für Mispel (jemela). Ebenfalls aus dem Slawischen umgedeutet sind „Schweinebraten“ und „Mehlsack“. Dahin gehören auch die sonderbaren Ortsnamen „Dürrmaul“, „Fitzlaus“, „Rottwurst“, „Unwürde“ und „Derehzig“, die Milosich in seiner Schrift über „Slawische Ortsnamen von Appellativen“ in eingehender Weise behandelt hat. „Dümük“ und „Stolzümük“ sind ebenfalls Namensonderlinge, die aber mit einer „Mütze“ keine Beziehungen haben, sondern mit der slawischen Bezeichnung für Brücke zusammenhängen. Ebenso ist der komische Ortsname „Dummerwitz“ kein dummer Witz, sondern er existiert tatsächlich und ist abzuleiten aus Dumbravice. Höchst sonderbar ist der Ortsname „Mannpferd“, aus „Mons fortis“ entstanden; wiederum ein Beweis dafür, daß im Volksmunde das begriffliche Element der fremden Sprache bei der Umwandlung die klangliche Rippenstruktur behält, aber diese sprachlichen Rippen mit einem ganz anderen Sprachinhalt gefüllt werden, um volkstümliche Verständlichkeit zu gewinnen. Das Wort ist dem Manne aus dem Volke durchaus kein leerer Klang. Und wo es das ist, füllt er diese Leere nach seinen Begriffen mit lebendigem Wortinhalt aus, der dadurch häufig einen Stich ins Humoristische erhält.

Land und Leute im Volksmunde.

Wie über Stand und Beruf im besondern, so schwingt der Volkshumor auch über Land und Leute im allgemeinen seine schalkhafte Britsche, um lächelnden Mundes der Wahrheit eine Gasse zu bahnen oder seine harmlosen Neckereien und lustigen Wortspiele im nachbarlichen Gepläntel und den kleinen Scharmügeln des beliebten Neckrieges anzubringen. „Lassen wir den Schalk die Britsche schwingen,“ sagt W. Blaut in seiner reichhaltigen Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten, die er als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes herausgegeben hat*), „lassen wir den Schalk die Britsche schwingen, die Schläge verwunden nicht, und vergessen wir nicht, daß die Wahrheit oft nur aus solchem Munde uns offenbar wird.“

Zwar klingt uns aus dem Volksmunde gar manches recht berbe und auch wohl manches oft recht unangebrachte Wort entgegen, das keine Verallgemeinerung erträgt, sondern auf einen speziellen Fall gemünzt war, aber wenn es im Gewande des Humors auftritt, so wird uns auch ein solches Wort keinen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge zurücklassen. Da in den Äußerungen des Volksmundes „Anschauungen, Urteile, Ansichten, Irrtümer, Erfahrungen, Lehren der früheren Geschlechter aller Bildungsstufen und Berufsclassen“ niedergelegt und wiedergegeben sind, so geben auch die grobdrähtig derben und teilweise durchaus ungerechten Hänseleien und Redensarten über deutsches Land und

*) Ferdinand Girt, Breslau 1897, „Deutsches Land und Volk im Volksmund“.

Volk dennoch die ergänzenden Striche zu dem Wesen — und Charakter der einzelnen deutschen Volksstämme. Volksmund und Volkshumor rücken deutsches Land und Volk unserem Herzen näher, und manche mitunter recht scharf und boshaft scheinenden Auslassungen sind oft gar nicht so böse gemeint, wie es auf den ersten Blick erscheinen will.

So dürfen wir beispielsweise die Sache nicht zu tragisch nehmen, wenn wir im 5. Band von Wanders Sprichwörterlexikon die sarkastischen Worte lesen: „Der Deutsche liebt das Bierglas, der Franzose das Weinglas, der Russe das Schnapsglas. Der alte Deutsche Völlerei, der Italiener Verräterei, der Spanier Dieberei sind unfehlbar alle drei“. Oder wenn es in Berckenmeyers Sammlung „Vermehrter curioser Antiquarius“ heißt: „Für der Deutschen Saufen, der Spanier Kaufen, der Italiener Liebestreiben lassen sich keine Gesetze schreiben“. Das sind eben Urteile, die nur in bedingter Weise Geltung haben und mit „Humor“ betrachtet sein wollen, gerade wie jenes humorvoll verlängerte Sprichwort aus Simrocks Sammlung: „Gott verläßt keinen Deutschen, hungert ihn nicht, so friert ihn doch.“ Die deutsche Vorliebe für Knödel und Sauerkraut, wie sie namentlich in Süddeutschland, vor allem in Bayern anzutreffen ist, wird dokumentiert in den Zeilen: „Wenn's nicht geht an's Sauerkraut, ist Deutschlands Ruhe nicht bedraut.“ Oder: „Der Deutsche nichts lieber kaut als Bratwurst und Sauerkraut.“ „Will man keine Prügel han, muß man dem Deutschen Knödel und Sauerkraut lan.“ Drollig nimmt sich die Äußerung eines Böhmen aus, wenn er sagt: „Woß sein de Deitschen für dumm Volk, bin uf zehn Johre hier un verstehen sie mir no nit.“ Ja, die Deutschen sind gar eigene Käuze. Sagt doch ein alter Spruch:

„Ein Mann von guter deutscher Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt,
Und friert's dann noch und kommt noch Schnee,
So trägt er'n auch bis Barthol'mä.“

Was Sachsen, Bayern, Schwaben, Franken und
Hessen vor allem lieben, kündigt der Volksmund in
den Sprüchen:

„Drei Dinge liebt der Franke wie der Hesse:
Lange Bratwurst, kurze Predigt, schnelle Messe.“

„Sachs, Bayer, Schwab und Frank
Lieben allesamt den Trank.“

Etwas weitere Kreise umfaßt der Reimspruch,
den Muerbach in seinem Volksbuch anführt. Er
lautet:

„Einen Schwaben, da man Sträubele hat (Mehlspeise)
Einen Walen zum Salat,
Einen Schweizer zu einem Käse,
Einen Tiroler zu Nudeln und Nocken (Klöße)
Einen Agäuer zu süßer Milch und Brocken,
Einen Sachsen zu Speck und Schinken
Darfst nit viel bitten und winken.
Zulezt wollen alle saufen und nit trinken.“

Derartige Reime zeigen, wie Volksmund und
Sprichwort es lieben, das in beschränktem Sinne
Wahre in unbeschränkter Weise auszusprechen, weil
volkstümliche Äußerungen weit davon entfernt sind,
sich mit lästigen Ausnahmen und Bedingungen ab-
zugeben.

Außerordentlich groß ist das Gebiet der so-
genannten „Lokalspöttereien“. Jede preußische
Provinz liefert umfangreiches Material zu dieser
Art von Hänselei. Weil beispielsweise die Stadt
Allenburg am Einflusse des Schweinebaches in die
Alle liegt, sagt der Volksmund, wie Frischbier in

seiner Sammlung preußischer Sprichwörter berichtet: On Allenborg wåre de Kinder môt schwinschen Wåter gedèpt.“ Um die Dummheit der Kassuben zu verspotten, heißt es im Volksmund: „Ein einäugiger Pommer sieht mehr als drei Kassuben.“ Raucht einer schlechten Tabak, so wird der „Wohlduft“ dieser Sorte aus der Udermark gekennzeichnet durch die volkstümliche Redensart: „Das riecht wie der Knaster vom pommerischen Paster.“ Eine ganze Blütenlese gegenseitiger Ver-spottung pommerischer Orte führt Schmidt in seiner Jubelschrift zum 25jährigen Stiftungsfest der Friedrich-Wilhelmschule in Stettin an. Aus dieser Schrift: Die Bedeutung der pommerischen Städtenamen, erschienen in Stettin 1865, mögen als Beispiele für Lokalspöttereien angeführt werden: „In Stettin is't nett un fin, doch in Penkun hängt de Gunger up'm Lün. Up'm Rieth is he nich wit, in Warp is he scharp, in Wehr lang dürt he en Zohr lang.“ Die Wolliner sind Stintköppe, die Camminer Flunder- oder Blunderköppe, die Gollnower Pomuffelsköppe (Dorsch). Um ein langes oder mißrißiges Gesicht zu verspotten, wird die Redensart gebraucht: „Er macht ein Gesicht, wie der Weg von Kummelsburg nach Stolpe“. Zudem haben die Kreise Bütow und Kummelsburg gemeinsam nur eine Lerche, die morgens in Bütow, nachmittags in Kummelsburg singt, und „Stolpe ist eine Stadt, Lauenburg noch wat, Bütow is en Fleck, Deba is ein Dreck“ und „Rassow was so, is so un blimwt so“. Zu den Sprüchen, mit denen sich die Kleinen pommerischen Städte gegenseitig zu necken pflegen, gehört auch die volkstümliche Antwort auf die Beschwerde eines Kamminer Kaufmannes über Wein, den ihm ein Stettiner geliefert hatte. Sie lautet: De Herrn von Cammin ät' Res tum Win,

un de Win von Gammin schmeckt so god as de Win in Stettin. Oder: De Win von Gammin is vör de Swin. Von den Anklamern gilt im Volksmund der Spitzname „Schwinetrekker“, weil sie einem pommerschen Herzog, der Schwäne von ihnen haben wollte, Schweine brachten.

Aus der Provinz Posen sei als Beleg für die überall üblichen Ortsneckereien der Vers angeführt:

„Vor Schroda, Breschen, Pleschen, Schrimm

Bewahr mich Gott in seinem Grimm.

Schönlanke — schrecklicher Gedanke;

Samter ist noch verdammtter;

Aber Rogasen — das ist zum Rasen.

Ziemlich bekannt dürfte sein, daß die Schlesier den Eselnamen „Eselstrescher“ führen, weil nach einer alten Sage eine Eselin von ihnen für einen großen Hasen angesehen und verspeist worden sein soll. Von dem hochgelegenen Schreiberhau sagt der Volksmund launig: „In Schreiberhau ist noch kein Winter verdorben.“

Sind die Schmiedeberger Höhenzüge frisch beschneit, so heißt es im Hirschberger Tal: „Der Schmiedeberger Bleicher hat wieder frisch aufgebreitet.“ Auf das Dorf Zätschau bei Glogau stichelt die Redensart: Vor der Ernte haben zwei Zätschauer auf einem Stuhle Platz, nach der Ernte braucht ein Zätschauer zwei Stühle“. Ein drolliges Scherzwort sagt: „Strehlen hat 18 böse Geister“. Es gab nämlich ehemals in der Diözese Strehlen drei Lehrer mit den Namen Ahtzehn, Böse, Geister. Ein ähnlicher Volkswitz kursiert von Militsch. „Wer in Militsch einen Prozeß gewinnen will, muß sich hinter den Strauch stecken, Luchsaugen haben und bar bezahlen“. Der Stadtrichter hieß nämlich Strauch und zwei Justizräte führten den Namen Lur und Wahr.

Die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die Provinz Brandenburg, kennzeichnet der Volksmund, wenn er sagt: Kartoffeln und Grütze, Kieselstein und Sand, das sind die vier Elemente im Brandenburger Land. — De märkische Sand, dat ös good Land, dat lätt söck licht handteern, dat plögt söck good, dat öggt söck glatt, wenn't good gerät, gewt doch nech wat, dat wat mi keene lehren. — Staub, Sand, Heide sind des Märkers Freude; Staub, Heide, Sand, sind sein Vaterland, führt Hummel in seinem Hilfsbuch für den Unterricht in der Erdkunde an. Weil das Glockenspiel in Potsdam die Mahnung: Üb immer Treu und Redlichkeit erklingen läßt, heißt eine scherzhafte Redensart: „In Potsdam kommt kein Pferdehandel zu stande.“ Als Gottfried Kinkel 1850 bei Nacht und Nebel aus Spandau entflohen war, ward die sprichwörtliche Redensart geprägt: „Vor Spandau nimm dich wohl in acht, dort kommt man fort nur bei der Nacht“. Auf ein früher tatsächlich bestehendes Mißverhältnis zwischen Rock und Schürze hinzuweisen, sagt der Volksmund: Die Schürze ist länger als der Rock, das Mädchen kommt aus Züterbogk. In der Sprichwörterammlung von Reinsberg-Düringsfeld findet sich hierzu die Variante: „Das Mädchen kommt aus Züterbogk, das Hemd ist länger als der Rock.“ — „Die Stiebeln von Kale — sagt der Volksmund von dem bekannten Kalau, wo viel Schuhmacher wohnen — von der Weichsel bis zur Saale. Oder: die Schuster von Kale sehen auf die andern schale (scheel). Vom Spreewald heißt es recht anzüglich: „Wer in den Spreewald fährt, sucht eine Amme“, da die Ammen in den Städten der Mark Brandenburg tatsächlich ein vielbegehrter Artikel sind. Besonders in Berlin findet man viel echte und „nachgemachte“ Spreewälder-Ammen. Von Reiß,

einer kleinen, in sumpfiger Gegend gelegenen Stadt des Rottbufer Kreises, geht der Neckvers: „Zu wohnen in Peitz — selbst Gott gereut's.“ — Für Seelow und Bernikow, zwei hochgelegene, wasserarme Orte, hat der Volksmund den Vers bereitet: „In Seele und in Berniko löscht Fürer man med Strau un Stroh.“ — Vom Kreis Rossen sagt man: „Knödel-land, nichts als Sand.“ — „In Schwiebsen — mehr Rübsen als Wiebsen (Weiber). — Der armen, aber zufriedenen Bevölkerung des Kreises West-Sternberg gilt das lobende Wort: „Viel Singen, wenig Schlingen, das ist die Art von Ziebingen.“

Auch die Provinz Sachsen ist nicht arm an volksmundlichen Äußerungen über Land und Leute, die zum Teil des Witzes nicht entbehren. So hat beispielsweise Halle drei Arten von Einwohnern, nämlich: Hallenser, Halloren und Halunken.“ Von den Bewohnern behauptet der Volksmund ferner noch: „In Halle saufen sie alle.“ — „Hall' hat die Schönen überall.“ — Zu Halle in dem Sachsenland und Montpellier im französischen Land ist der schönste Weiberstand“, sagt ein altes Sprichwort. — Wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens in der Umgegend von Wittenberg geht das Sprichwort: „Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken, wenn ich dich arbeite, so bist du licht, wenn ich dich egge, bist du schlicht, wenn ich dich meie, so find ich dich nicht.“ Von dem Städtchen Aken im Regierungsbezirk Magdeburg sagt der Volksmund: „In Aken is nig tau maken as Bundholz und Staken“, da der Holzhandel hier die Haupterwerbsquelle der Bewohner ist. Auf die rechte Elbseite des Regierungsbezirks Merseburg ist das Wort gemünzt: „Hier ist das gelobte Land: Weht der Wind, so fliehet der Sand.“ Auf das Dorf Pfingsten bei Erfurt bezieht sich die rätselhafte Scherzrede: „Die Erfurter Osterglocken hört man bis Pfingsten.“

Oder: „Wenn die große „Susanna“ ihr Osterlied singt, es bis zu Pfingsten dringt.“ Die Armllichkeit auf dem Höhenzug „Die Finne“ kennzeichnet der Volksmund durch den Spruch: „Auf der Finne gibt's große Schüsseln und wenig drinne. Das klingt ähnlich jenem Sprüchlein: „In Hessen gibt's große Schüsseln und nichts zu essen.“ — In Polen ist nichts zu holen als ein Paar Stiefel ohne Sohlen.

Um anzudeuten, daß fast alles in dem einen Orte ist wie im anderen, gilt von Göttingen und Einbeck das Sprichwort: „Sau as in Einbeck de Sunne bellt, so bellt in Göttingen de Lewen (Hündinnen).“ Derb drastisch ist der Spruch von dem Goslarischen Bier, welches nach dem Flükchen „Gose“ seinen Namen erhalten hat und früher von durchschlagender Wirkung gewesen sein muß. Der Volksmund prägte darum den Vers: „Es ist fürwahr ein gutes Bier, die goslarische Gose, doch wenn man meint sie sei im Bauch, so ist sie in der Gose.“ Auf zwei Ortschaften südlich von Aurich bezieht sich die Redensart: „Timmel liggt midden under dem Himmel, Fell liggt midden boven der Hell.“ Einem sogenannten „Dösbartel“ oder „Döskopp“, womit man den Dummkopf bezeichnet, ruft man in Schleswig-Holstein zu: „Ga hen na Sostrup un lat di de Dös ut-schniden.“ Die Eulenspiegeleien und gegenseitigen Neckereien mancher Dörfer in Schleswig sind besonders durch die launigen Gedichte von Kopisch bekannt geworden. Von Pinneberg berichtet Schüze im 3. Band seines Holst. Idiotikons: „Wer gern stelen mag un will nig hangen, de ga na Pinneburg un lat sich fangen.“

In Westfalen spottet der Volksmund der Sauerländer über die Christlichkeit der Attendorner, denn es heißt von diesem kleinen Städtchen: „Der einzige Christ in Attendorf ist der Jude Moses.“ Auf die

unergiebigen Verleburger Bergwerke beziehen sich die Spottverse: „Auf der Linden war nichts zu finden, vor der Lause, da blieb's auße, in Verlebach, da kriegt's den Krach, auf der Löße, da blieb's öffe.“ — Ironisch sagt der Volksmund von Dortmund: „Westfalens schönste Ecke ist Dortmund an der Leckenbede.“ — Die Grobheit des Westfalen kennzeichnet das Wort: „Der Westfale spricht nicht, wo er schlagen kann.“ Von Bigge im oberen Ruhrthal sagt man: „Die Leute von Bigge essen mittags Schlippermilch, danach stehen sie an den Türen und stochern sich die Zähne, als ob sie Fleisch gegessen hätten.“ Weil es keiner in Brilon aushalten kann, sagt der Volksmund: „In Brilon stirbt kein Bürgermeister oder Pfarrer, es sei denn, daß er durch die Bodenlufe falle.“ Da es in Hessen-Nassau recht ärmliche Gegenden gibt, so sagt der Volksmund sehr bezeichnend: „Im Lande Hessen gibt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauren Wein, wer möchte wohl in Hessen sein. Wenn Schleh'n und Holzäpfel nicht geraten, haben sie nichts zu fieden und zu braten.“ — „Ist in Hessen nichts mehr da, ziehn wir nach Amerika“, beleuchtet die Auswanderungslust der Hessen. Etwas dunkel sagt der Volksmund von dem Frankfurter: „Der Frankfurter ist ein Christ, wenn er im Dufel ist.“ Vielleicht bezieht sich das Sprichwort auf den großen Wohltätigkeitsfönn der Frankfurter und ein nicht seltenes „Angefäufeltfein“ von „Appelwein“.

In der Eifel sagt der Volksmund: „Wenn die Eifler den Hafer rupfen, essen die Moselaner Weinsuppen.“ — Einem etwas knidrigen Menschen gilt das rheinländische Sprichwort: „He is van Cleb, he hätt leber, als dat he geef.“ Clebe und kleben, festhalten wird hier volksetymologisch verwendet. Von dem rauhen Klima des Westerwaldes berichtet der

Volksmund: „Im Westerwalde brauchen die Kirichen
zwei Jahre zum Reifen: Im ersten Jahre werden
sie auf dem einen, im zweiten auf dem andern
Bachen reif.

Vom Reichtum des Mecklenburger Landes zeugt
das Sprichwort: „Mecklenborg is en Mehlfack, je
duller man kloppt, desto duller stööst dat“. Vom
Schilda Mecklenburgs, von Teterow, sagt der Volks-
mund: „De Teteromer Stückchen darf man in
Teterow nich vertellen“. — Ein stolzes Wort sagt der
oldenburgische Marschbauer in seinem Düffel, wenn
er spricht: „Süh Jung', hier is de Masch, un de ganze
annere Welt is man Geest.“ Von Bremen heißt es
in einem alten Torspruch: „Bremen, wäs bedächtig,
lat nich mehr in as du büst mächtig.“ — Das be-
kannte Braunschweiger Bier „die Mumme“ wird ver-
herrlicht in:

Dat Brunswyfesche Mummelet. (1718).

Brunswyfk, du lebe stat vor vel dusent steden,
De so schone mumme hat, dar ik worst kann freten.
Mumme schmeckt noch mal so fyn as Tokay un
Moslertohn,

Slackworst fullt den maghen.

Mumme settet nyrentald, kann de winne ut dem bald
As eyn snaps verjaghen.

Wenn ik gnurre, kybe, brumm, slepe mid mit sorgghen
Ey, so gest mid gude mumme bet tom lechten morgghen.
Mumme un eyn stumpel worst kann den hunggher
un den dorst

Of de Venusgrillen, kulk, podal un tenepgh

Sup id teyn halfftobeken in.

(Aliballe) Alibelle stillen:

Sinrik mach de boggel vangghen, droffen, artsen,
bincken,

Lopen mit der Iymenstangghen: id will mumme
drinken.

Vor de Sackworst lat id stan synen besten uerhahn.
Kann id worst ghenehten, kyt id mid na nist mer
um,
Lat darup vyf stobeken mumm dorch de Khele fleyten.
Auf ärmlische Verhältnisse deuten die Vers-
zeilen:

„Wer in Wirbach sich will nähren,
Der muß suchen Geidelbeeren,
Kann er sich darein nicht finden,
Muß er lernen Wesen binden.
Wer dazu besigt kein Reis,
Stiehlt's in Hainberg. — Kyrie Eleis!

Von der Nette, einem Zufluß der Innerste, sagt
der Volksmund: „Wenn de Nette werd wie 'ne Nius,
dann bleiw'n jeder de Nius.“

Die Thüringer werden wohl Heringsnasen ge-
nannt, denn: „Dem Thüringer der Hering gefällt,
weil er'n für einen Schinken hält.“

Ein Spottvers auf die Mädchen der Hefberger
Gegend bei Hildburghausen lautet:

„Die Hefberger Mädle troagen Zeacken (Spitzen)
onn Frisur
Enn fressen die Erdäpfel mit soammet der Montur.“

Den Jungfern in Jena wird übel mitgespielt,
wenn der Volksmund sagt:

Wißt ihr nicht wo Jena liegt?
Jena liegt im Tale.
Sind so viele Jungfern drin,
Als Walfisch in der Saale.

Ebenso liest man bei Hefekiel (Stadt und Land
im Volksmund) von den Jenaer Mädchen das Wort:
„Wenn's Kirschfuchen regnet und Bratwürste schneit,
Dann werden die Senaschen Mädchen geseit.“

Und wiederum: „In Jene lebt sich's bene!“ —
„In Jena preßt man Trauben aus und macht sogar

noch Wein daraus.“ — „Jena's Schönheiten liegen vor den Thoren.“

Zum volkstümlichen Sprichwort ist jener Vers aus dem alten reußischen Gesangbuch geworden, der in seiner Verlängerung den Partikularismus und die Engherzigkeit der kleinen „Vaterländer“ verspottet, wenn es heißt:

„O Herr, gib Regen und Sonnenschein
Für Reuß-Greiz-Schleiz und Lobenstein!
Wollen die andern auch was ha'n,
So mögen sie's dem Herrgott selber sa'n.“
Ein Spottspruch auf mehrere kleine Ortschaften des Orlagaaues und Bogtlandes lautet:

„Durch Adams Fall is Triptis verderbt
Und Numa liegt daneben,
In Weida ist kein Heller Geld
Und Neustadt kann nichts geben.“

„In Ziegenrück ist große Not
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und Hausa ist die Schwester.
Sind das nicht leere Nester?“

Von der bekannten sächsischen Mundart handelt die sprichwörtliche Redensart: Ist einer aus Sachsen, so ist ihm auch der Schnabel darnach gewachsen. — Die üppigen Schwelgereien unter den sächsischen Königen in Polen bezeichnet das Wort: „Unter den Sachsen laß dir den Bauch wachsen.“ Im Erzgebirge, sagt der Volksmund, kocht man dünne Suppen. — Geithain (im Kreis Leipzig) hat zwei Seiten, in der Mitte einen großen Plan, und hinten und vorn ist nichts dran. — „Wenn die Würzener zur Kirche gehen sollen — lautet ein Sprichwort — laufen sie zum Thor hinaus,“ denn die Kirche stand außerhalb der Stadttore. Ein altes Volksrätsel besagt deshalb: Rat, wenn du raten kannst: Wo ist solche Stadt, die weder Schmied, noch Schul, noch

Kirch, noch Pfarrer hat? — Alles war nämlich außerhalb der Stadtmauern.

Bayerisches Phlegma kennzeichnet das Sprichwort: Wenn man dem Bayer nicht auf den Bauch tritt, rührt er sich nit. — Drei Dinge hat der Bayer in seinem Panier: Paternoster, Würstel und Bier. — „Der Bayer ohne Bier ist ein gefährlich Tier“, denn in Bayern ist das Bier gleichsam „das fünfte Element“, wie man denn auch vom „Münchener Element“ spricht. Von den Franken sagt der Volksmund: „Wir guten Franken, wir loben und danken, daß wir nicht sein wie die Groben am Rhein.“ Auf der Rhön ist's $\frac{3}{4}$ Jahr Winter und $\frac{1}{4}$ Jahr kalt. Deshalb wird dort am Tage vor Johanni zum letztenmal und am Tage nach Johanni zum erstenmal geheizt. Von Weingartsgraben am Ostabhange des Steigerwaldes sagt der Volksmund im Hinblick auf den dort gebauten Wein: „In Weingartsgraben muß man die Hosen in Händen haben.“ Von einem bairischen Eulenspiegel gilt das alte Wort: „Einfach wie Bamberger Zwiebel.“ Ein humorvolles Wort besagt von dem Charakter der Bayern: „Was der Bayer an Höflichkeit zu wenig hat, das hat er an Grobheit zu viel“. Als die drei Wahrzeichen Bayerns gelten: „Schlegel-, Brust- und Nierenbraten.“

Um auf die Verschiedenheit des Dialektes bezüglich e und a in dem kurmainzischen und würzburgischen Speffart hinzuweisen, heißt es im Volksmund: „Bis Lohr (am Main) geht der Nebel, dann fängt der Nabel an.“ Die als grob verschrieenen Frankenhäuser haben das Sprichwort: „Es muß uns Gott gnädig sei, sonst schlage mer mit Prügel drei.“ Wegen der vernachlässigten Schulbildung auf den Weilern und Einzelhöfen des südlichen Berglandes von Mittelfranken sagt der Volksmund:

„Af'n Weilern gib't's scheane Rinder, aber dumme Rinder.“ Eine gute Kennzeichnung dreier bayrischer Städtchen liefert der Volksmund durch den Spruch: „Wer durch Gundelfingen geht und sieht keinen Holz tragen, wer durch Lauingen geht und sieht keinen Mistwagen, wer durch Dillingen geht und hört nicht läuten, der erlebt bessere Zeiten.“ — In Lauingen ist auch das Wort gang und gäbe: „Wer über den Kirchhof geht ohne Wind, durch die Markt-gasse ohne Kind, an der Meßg vorbei ohne Spott, der hat große Gnad vor Gott.“

Am Zusammenfluß des großen und kleinen Regens liegt im bayrischen Wald die Stadt Zwiesel (gegabelter Ast = ahd. *zwifila*). Von dieser Stadt sagt der Volksmund: „Zwiesel ist ein klein Parisel.“

Von der durch ihren Hopfenbau bekannten Landschaft Gallertau, die zwischen Ingolstadt und der Ampermündung liegt, sagt das Sprichwort: „Die Sölladau fängt da an, wo die gescheiten Leute aufhören“. Vermutlich soll auf die mangelnde städtische Bildung in dortiger Gegend hingewiesen werden. Da der alte Straubinger Stadtturm fünf Spitzen hat, sagt das schalkhafte Sprichwort: „Die Straubinger lassen fünf gerade sein.“ „Im Allgäu hat das Brot ein Ende“, sagt der Volkswitz. Es wächst dort nämlich, Hafer ausgenommen, kein Getreide mehr. An einen alten Brauch in Berchtesgaden knüpft der Volksmund, wenn es heißt: „Die Berchtesgadener muß man preisen, sie fressen den Esel bis außs Eisen, und aus dem Eisen haben sie's Opfer gemacht.“ Man opfert nämlich dem Schutzpatron der Vieh- und Pferdezucht, dem heiligen Leonhard, die Hufeisen der kranken Pferde, die er heilen soll in natura oder in Wachs. So hängt die Leonhardskapelle auf dem Schellenberge in Berchtesgaden voll von diesen Opfereisen, an die der Volkswitz anknüpft.

Ein alter Spruch sagt von Nürnberg: „Wer einmal nur in Nürnberg war, der kam gern wieder jedes Jahr.“ Ebenso: „Nürnberger Land (Spielzeug) geht durchs ganze Land.“ Ein niederdeutsches Sprichwort, das nach Schütze in Hamburg scherzweise bei Regenwetter gebraucht wird, lautet: „It mak et as de Nürnberger, id gâ darünner weg.“ „Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor“, ist ein sehr bekanntes Sprichwort. Veranlassung dazu soll der Ritter Eppelin von Gailingen gegeben haben. Er sollte gehenkt werden, durfte aber vorher noch eine Bitte aussprechen. Da bat er um die Erlaubnis, sein treues Roß noch einmal besteigen zu dürfen. Raum war das geschehen, so setzte er mit gewaltigem Sprunge über den Burggraben und entkam glücklich. Infolgedessen entstand das bekannte Sprichwort. Auf die vormalig in großartiger Weise betriebene Bienenzucht der Nürnberger weist der Volksmund hin durch das Wort: „Nürnberg ist des heiligen römischen Reiches Bienengarten.“ Von München, dieser schönen Stadt, die auf einer unfruchtbaren Fläche des Alpenvorlandes liegt, sagt der Volksmund: „München ist ein goldener Sattel auf einem mageren Pferde.“ Früher sagte man auch: „Wenn man in München gut essen will, muß man nach Augsburg fahren.“ Den ziemlich starken Lokalpatriotismus des Müncheners kennzeichnet das Wort: „Das Münchener Kind kennt keinen höheren Turm als den Frauenturm.“ Die Bierliebe des Müncheners wird drastisch kund getan in den Worten: „Wenn der Münchener morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, wenn er abends zu Bett geht, ein Faß Bier.“ Von den Bürgern zu Speier in der Pfalz heißt es: „Sie taumeln auf dem Gänsefuße.“ So heißt nämlich ein dort in der Nähe wachsender Rotwein. „In Speyer ist alles teuer“, sagt der Volksmund. „In

der Hardt sind auch die Schubkarren närrisch“, spottet der Volkswitz in Folge mancher Eigentümlichkeiten. Das Wort: „In Tggelheim weiß der Zehnte nicht wie sich der Elfte ernährt“, bezieht sich auf die Armllichkeit dieses Ortes.

Auf den ausgedehnten Schuhwarenhandel in Birmasens weist der volkstümliche Vers hin:

„Das Schlappemensch von Bermesenz
(Schuhwarenhändlerin)

Des laßt noch itwig die derkisch Grenz.“

Um die Wanderlust der Schwaben zu schildern, heißt es im Schwabenspiegel, einer lateinischen Handschrift des 13. Jahrhunderts:

„Wenn der Schwab das Licht erblickt,
Wird er auf ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm sein Mütterlein
Und der Vater hinterdrein:
So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst du sehn,
Dann magst du zu Grabe gehn.“

Ein auf der sonderbaren schwäbischen Aussprache beruhender Volkswitz sagt: „Die Württemberger haben den Himmel (Hammel) im Stalle, und die Engel im Gemmel (Engel im Himmel).“

Vom großen Durst der lieben Schwaben redet der Volksspruch:

„Supten (tränken) die Schwaben nit so sehr
Die Rheinleut wären längst nit mehr.
Sehr boshaft bemerkt ein Spruch:

„Wenn dem Schwaben die Frau am Charfreitag stirbt, so heiratet er noch vor Ostern wieder.“

Von Stuttgart heißt es:

„Wollten die Stuttgarter ihre Trauben nicht lesen, so wären sie im Wein längst ertrunken gewesen.“

Da die Stadt Ludwigsburg früher nur aus einer Reihe von Häusern bestand, hieß das Sprichwort:
Zu Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken.

Den Reichtum der badischen Landschaft kennzeichnet der Spruch:

„Wenn der Markgräfler zehn Jahre Frieden behält,
So fährt er mit silbernem Pfluge ins Feld.“

Ein schalkhaftes Wort verkündet von Heidelberg:

„In Heidelberg lebt sich's angenehm, wenn man nicht dort ist.“

Von Ladenburg bei Mannheim sagt der Volksmund:

„Reest mer dorch die Welt derdorch,
's gibt keen zweetes Laddeborg.“

„Mannheim hat sieben Wunder“, beruht auf einem Volkswitz. Es sollen nämlich dereinst sieben Männer dieses Namens in Mannheim gewohnt haben.

„Die Schötter sind Spötter“, heißt es von den Bewohnern des Städtchens Schotten im Vogelsgewirge, wo nach dem Volksmund der Tag dreierlei Wetter hat.

„Im Dorfe Heidenheim im Vogelberg gehören drei Mann zu einer Pelzmütze: einer, der sie trägt, und zwei, die sie halten“, sagt der Volksmund von dieser überaus windigen Gegend, wo es bekanntlich dreiviertel Jahr Winter ist und man das andere Vierteljahr auch wenig Wärme spürt.

Ein böhartiges Sprichwort behauptet vom Lothringer, daß er Gott und seinen Nächsten verrät.
„Der Elsäffer Wein macht den Kopf schwer und den Beutel leer.“

Infolge des ungeheuren Holzreichtums des Landes versteht man das Sprichwort:

„In den Vogesen ist das Holz so teuer wie Wasser aus dem Fluß.“

Die schöne Lage Straßburgs rühmt der Volksmund, wenn er sagt: Wäre Straßburg vom Himmel gefallen, es hätte nicht besser können zu liegen kommen.“

Über die schmalen Appenzeller Straßen spottet der Volksmund: „Die Appenzeller Straßen sind so schmal, daß eine Kuh mit zwei Hörnern nicht durchkommen kann.“

Die Redensart: „Er kommt wie der Appenzeller“, nämlich hintennach, bezieht sich darauf, daß der Kanton Appenzell der letzte war, der in den Schweizer Bund aufgenommen wurde. Sehr bekannt ist der Schweizer Spruch:

„Bei dreien Städten ging zu Grund
Dein' Pracht, Fürst Carol von Burgund:
Murten fraß die Leut', Granson das Gut,
Bei Manzig lagst du selbst im Blut.“

Ein launiges Wortspiel besagt: „Zwischen Zug und Schwyz sterben die meisten Menschen.“

Weil auf dem Portale der Wiener Hofburg die Bokale A. G. S. O. U. stehen, die etwa gedeutet werden: Alles Erdreich ist Österreich untertan, so sagt der Volksmund: „Auf dem Wiener Portale stehen nur Bokale.“

Von den Wiener Gesetzen verkündet der Volksmund: „Wiener Gesetze dauern von 11 bis Mittag.“

In Mähren ist man nicht gut auf die Böhmen zu sprechen, sagt doch der Volksmund in Mähren: „Von Böhmen kommt kein guter Wind, geschweige denn ein gutes Kind.“ „Böhmische Lieb' und Treu' zerstiëbt in der Luft wie Spreu.“

Ein drolliges Wortspielrätsel steckt in dem volkstümlichen Satz: „Krems und Stein sind drei Orte.“

Zwischen Krems und Stein liegt nämlich das ehemalige Kapuzinerkloster „Und“.

Von der Pinzgauer Bäuerin sagt Fischart: „Gätt' eine Binger Bäuerin keinen Kropf, so glaubte ihr Mann, er sei an einen Gänsefragen verheiratet und sie habe nit alle Glieder.“

Da es in Salzburg so häufig regnet, ist der Stoßseufzer wohl zu verstehen, in welchem es heißt: O Salzburg, wunderschöne Stadt, wenns einmal ausgereget hat.

Wenn der Österreicher bei Laibach über die Sau nach Krain kommt, so sagt er: „Mit der Sau beginnt die Sauerei.“ Das konservative Element des Ungarn in bezug auf seine Sitten kennzeichnet der Spruch: „Der Ungar tritt nicht einen Schritt aus seiner ungarischen Sitt.“

Als gegen 1730 ganz plötzlich die Schiffsbohrwürmer auftraten, die Wände der Schiffe und die Pfähle an den Dämmen durchbohrten, herrschte große Besorgnis, denn man kannte kein Vertilgungsmittel gegen diese Plagegeister. Man befürchtete, sie würden die Pfähle angreifen, auf denen Amsterdam ruht. Doch nach einigen Jahren verloren sich die Würmer in einem strengen Winter. Daran knüpft das ostfriesische Sprichwort:

Amsterdam, du grote Stadt
Büist gebaut up Pahlen,
Wenn du nun ins umme fallst
Wer fall dat bitalen?

Mit Stolz verkündet der Volksmund von Antwerpen: „Die Welt ist ein Ring und Antwerpen der Diamant darin.“

Von Schöppenstedt, dem allbekanntesten Abdera Braunschweigs, gilt das Wort: „De Dummen wært nich alle; in Scheppenstidde het se all wedder en Morgen esaiet.“

Ein arger Vers sagt von den Frauen zu
Näbke i. B. böswilligerweise:

„Wer ne Frú út Näbke hat
De brúket keinen Sund
(Un wenn de Frú nich bellen deit
Denn is se nich gesund.)“

Ein lobender Zusatz zu diesen Reimpaaren be-
zieht sich auf die Frauen aus Delm und besagt:

„Un wer ne Frú út Delm hat,
De koket guën Klump.“

Die Einwohner von Hedeper gelten als „Heper-
sche Grötsnüten“.

Die Esbeder galten bei den Büddenstedtern als
„Mauskempen“, weil in der zwetschenreichen Ort-
schaft viel Zwetschenmus gegessen wurde.

In diesen Dorfneckereien gilt für Schoppau die
Redensart: „Et geit up de rê'e as in Schoppau et
Gaufemelken.“ Gemeint ist die vergebliche Aus-
führung von etwas Unmöglichem.

Bekannt ist auch die Redensart: „Dörch de
Emmerstedter Blaume.“ Ein Gastwirt soll nämlich
in Emmerstedt bei Helmstedt den Bauern „fein durch
die Blume“ zu verstehen gegeben haben, daß sie die
Regelbahn verlassen sollten, damit Helmstedter Stu-
denten dort regeln könnten. Dabei habe er die
Worte gebraucht: „Bengels, schéert sich herut.“

Spottverse und Dorfneckereien wie: „Wahle un
Cramme, Lesse un Lamme, dat sin de ruchlofesten
Dörper im brunswickschen Lanne“, hat D. Schütte
eine große Anzahl für Braunschweig gesammelt und
im Braunschwg. Magazin 1898, S. 94 u. f., 1900,
S. 126 veröffentlicht, doch ist in diesen öden Reime-
ereien wenig Geist und Wiß zu spüren. Auf's
R e i m e n kommt dabei fast alles an. Man urteile:

In Schandeln is nich tau handeln.

In Lesse da sin der Schelme fesse.

Scheppau löppt kein Sund up tau.
 In Driitte da frät't se vel Grütte.
 In Beshela da is de Weg tau smäl.
 In Wendeburg da sin de Mäkens snurr'g, (1)
 In Wendezelle da sit de halwe Hölle.
 In Denstorp da backet se guen Lorp.
 In Wedtlenstedt da sin de Mäkens nett.
 In Thune sin se düne.
 In Wenden het se dicke Lenden usw.

An Scherz- und Spottreimen auf verschiedene
 Stände leben im Bauerntum der niedersächsischen
 Landschaft noch allerlei Überreste aus vergangenen
 Zeiten. Bekannt ist beispielsweise der Abzählvers
 niederdeutscher Kinder:

„Edelmann, Bädelsmann, Köster, Pastor,
 Krämer, Randiter, Soldatenmajor.“

Vom Fuhrmann singen die Dorfkinder:*)

„Johann, spann an,
 De Ratten vöran,
 De Müse vörup
 Nah'n Blocksbarg hen'up.“

In einem herb-späßigen Singsang wird der
 Schäfer angefangen:

„Schaper, Schaper dudelbei
 Söt Schapsrosinen ut de Heil
 Söchst du se nich rein herut,
 Krigt du keene Jungfer Brut.“

Oder es tönt dem „Schaapmester“ entgegen:

„Ufe Schaper het dat god
 Krigt up't Johr en neen Got,
 En Poor hölten Schoh
 Un en linnen Büx dorto,

*) Vergl. G. Müller, Suderburg: „Sang und Klang
 in der Lüneburger Heide“, Niedersachsen, 11. Jahrg.,
 Nr. 16.

En Gimpten Din in'n Feld
Un sin tein Dahler Geld;
Get sin Slapstä in'n Raben,
Sinen Lehnstohl bi'n Aben
Un sin Bank bör de Dör —
Wat will en Schaper mehr?"

Vom griesgrämlichen Bauern heißt es in einem
bekannten Verse:

„Worüm süht he so sur ut, so sur ut, so sur?
So süht he von Natur ut, Natur ut, us' Dur!
Kantüffelsupp, Kantüffelsupp,
Den ganzen Dag Kantüffelsupp
Un Sünndags is se noch nich up.“

Dem Schuster Hans, der im (am) Schornstein
sitzt, erklingt die Weise:

„Hänstken seet in'n (an'n) Schosteen
Un flicke sine Schoh,
Keem ent wafer Mäken
Un seeg so nippe to:
Hänstken, wullt du frien, so frie du nah mi,
Ich heff en blanken Dahler, den'n will ich
geben di! —
Hans nimm se nich, Hans nimm se nich
Se hett en scheewen Foot! —
Hans, nimm se man, Hans, nimm se man,
De ward woll wedder god!“

Ein altbekannter Spottreim auf den Müller
lautet:

„Müller, Möller, Maler
Sin Deerns köst en Dahler,
Sin Jungens köst en Sadelpeerd,
Dat is keen dree Gröfchen wert.“

Das Bum, bum, bum bei des Böttchers Hammerschlag gab Veranlassung zu den spottenden Zeilen:

„Dat Böttjermiew, dat Böttjermiew,
Dat fritt den suren Kuhl in't Lij.“

Der Hammerschlag des Schmiedes klingt parodistisch in den Versen wieder:

„Pintpinkpank, Pintpinkpank!
Dree Gröschen de Nagel, dree Gröschen de Nagel
Un en Dahler dat Rad, en Dahler dat Rad:
De ohle Pinkersmed is pikenswatt.“

Dem Küster gelten die Spottverse:
Himmel hammel beier
De Koster mag keen Eier.
Wat mag he dann?
Speck in de Hann!
Is en ollen Leckermann.

Vom Orgeldreher lautet die Variante des Singsangs:

„Vierendreier mag keen Eier
Mag anners nix as Speck in de Hann
Is en ollen Leckermann.“

Dem schlechten Anstreicher und Maler gelten die Worte:

„Gaten un Staken kann he woll maken,
Uhlen un Kreihn kann he woll dreih'n.“

Den kühnen Besenbinder kennzeichnen die Verse:

„Besenbinner schön sin Wor
Kin nah Hamborg up sin Kor.
Get sid up'n Marktplatz stellt:
„Hier sünd Bessen, hier sünd Bessen!
Hamburg, heft du Geld?“

Zu dem sehr umfangreichen Thema „Land und Leute im Volksmunde“ mögen auch noch aus der 1869 von W. G. Kern und W. J. Willms herausgegebenen Sammlung „Ostfriesland, wie es denkt und spricht“, einige Beispiele angeführt werden. So heißt es dort beispielsweise:

„Gest du Dörst?

Denn gah nah Collenhörst,

Dar is'n lütjet Gundje

Dat p di wat in't Mundje.“

Collenhörst ist durch volksetymologische Umwandlung aus „Colonie Horst“, jetzt „Collinghorst“, entstanden, und mit dem kleinen Gundje ist wahrscheinlich ein Brunnen gemeint.

„Dat was een funder Steen“, sä de Fehling (Dummling aus Westfalen) do harr he 'n Snigge daalslaken vor 'n Blum.

Geerd, hebben de Blumen of Been? Anners hebb ic — straf mi Gott — en Bogge daalslaken, harr de Fehling seggt.

NB. Die „Fehlings“ spielen in ostfriesischen Sprichwörtern und Erzählungen die Rolle der Schildbürger.

Auf die schräge Fläche der Felseninsel Helgoland bezieht sich das neckische ostfriesische Sprichwort:

„Et hangt in de Kant
As't Hilgenland.“

Stark satirisch kennzeichnet das ostfriesische Sprichwort die Wasserscheu des Juden, wenn es sagt: „Wenn de Jud up't Is geiht, denn möten dor all Pierappel up liggen.“

Ein allerdings sehr derb-draстisches Beispiel für viele sogenannte apologetische Sprichwörter, in denen eine allgemeingültige und tiefere Wahrheit auf einen in der Situation ganz besonders komischen Fall

angewendet wird und dadurch das Gepräge einseitiger Bedeutung und den Stempel derbster Realistik erhält, ist die ostfriesische Redensart:

„Eif Ding hett sien Wetenschap“ (Wissenschaft)
fä Engelmö, do puzde se't Rucht mit de Meers ut.“

Übrigens spielen die Posteriora auch in Ostfriesland im volkstümlichen Sprichwort keine geringe Rolle, wengleich Ostpreußen — wie man sich aus der Sammlung Frischbiers überzeugen kann — ihm darin den Rang abläuft.

Oft wird durch unerwarteten Schlußreim — gerade wie bei den Schnaderhüpfeln — auch im Volkssprichwort die komische Wirkung hervorgebracht. Derartige Schluß-Platzpatronen wendet der Volksmund sehr gern beim humoristischen Bogelschießen an. Als Beispiel diene:

„M mit der Tied,
Dar könt je driest up reken
Kummt Jann in't Wamms
Un Gretje in de Wäfen.



Stand und Beruf im Volksmunde.

Im Hinblick auf Stand und Beruf der lieben Mitmenschen ist im Volksmunde gerade kein Mangel an humoristisch-satyrischen Äußerungen und mancherlei drastischen Verhöhnungen. Will der Volksmund beispielweise den „Giftmischern“, d. h. den Apothekern eins anhängen, so behauptet er stracks: „Apothekerflaschen geben dem Tode zu naschen.“ — „Je mehr Apotheken, desto mehr Leichensteine.“ Ferner heißt es: „Dei Apteiker hett den richtigen Stötel tau de Achterpoort.“ — „Apotheker sind die größten Wucherer. Sie geben ein Abführmittel für eine Mark und nehmen die Wirkung nicht für einen Pfennig.“ Das sind einige wenige Apothekershänseleien. Ihre Zahl ist aber noch recht groß. —

Ebenso müssen die „Rechtsverkehrten“, d. h. die Advokaten stark herhalten. Auch sie dienen dem Humorbolzen des Volkswitzes als sehr beliebte Zielscheibe. „Ap de Bigelin lett sik good spälē“, säd de Affat — heißt es im Volksmunde — doar freeg hei en Schinken.“ Zweifellos hat das „Donatus“ dem „Sus“ bei den Richtern in früheren Zeiten sehr häufig den Hals gebrochen, und die Söhne Elis sind nicht die ersten und auch nicht die letzten Rechtsbeuger infolge von annehmbaren Geschenken. — „Das Gedränge der Advokaten zum Himmel“, sagt der Volksmund, „ist so groß, daß die meisten „auf den breiten Weg“ kommen. Ein altes Sprichwort sagt ferner: „Juristen han Odem warm und kalt, können reden, wie's ihnen eben gefällt.“ Mönche und Pfaffen kommen im Volksmunde insofern schlecht weg, als

sie gar vielerlei Reibflächen für den Volkshumor darstellen. „Die Mönche“, heißt es, „studieren mehr in Bechern als in Büchern.“ Und: „Wer'n Papen brüden will, mutt'n Papen mitbringen. Die Pfaffen bebauen den Ader Gottes, die Ärzte den Gottesader. Folgt der Arzt dem Leichenwagen seines Patienten, so geht die Wirkung der Ursache voraus. Ferner sagt der Schelmenmund des Volkshumors:

„Pfarrerfinder und Müllerküh'
Geraten selten oder nie. —“

„Probst und Bader
Laffen beid' zu Ader.“ —

„Rüfter und Paster
Rauchen einen Kanaster.“ —

In derb-draftischem Chynismus schreiten die folgenden Reimpaare einher:

„De Bur, de Ds un de Preefter
Dat sünd de grötsten Beefter.“ —

„Pfarrer, Bauern und Schweine
Bilden eine Gemeine.“ —

Vom Maurerschweiß sagt der Volksmund, daß ein Tropfen davon zehn Taler gilt. Ein Merkspruch über Zimmerleute und Maurer aber lautet:

„Die Zimmerleut' und Maurer,
Das sind die ärgsten Lauerer.
Während sie essen, messen und sich befinden,
Ist der halbe Tag von hinnen.“ —

Die größte Anzahl von Aussprüchen des Volkshumors über „die Helden der Nadel“ haben durchweg Hohn und Spott zu ihrem Gegenstande. Schalkhaft harmlos, aber sehr bezeichnend ist der Ausspruch: „Gottseligkeit is to allen Dingen nütze, seggt de Snieder, aber en Mantel lett sich nich dorut

maken.“ Stark ironisierend ist das dem Schneider in den Mund gelegte Wort: „Wenn't kümmt, denn kümmt up'n Guupen, seggt de Snieder, doar freeg hei twei Boar Strümp up'n mal tau fliden.“ Ebenso: „Et treedt sid all na't Lief seggt de Snieder, doar jett'e hei den Armel in't Taschenloaf.“ — „Den Snieder frust noch Pingsten up'n Disch!“ — „Schneider und Scher (Barbier) lügen sehr, aber die Schuster lügen noch mehr.“ — „Dat sammelt sid as bi'n Sniederjungen de Ohrfiegen.“ Dem „Knierieminalrat“ alias „Bechhengst“ gilt das Wort: „Jede Pichgingst (Schuster) schelt up sienen Pichdraht.“ — Der Schornsteinfeger ist im Volksmunde mit dem Sprichwort vertreten: „Schosteenfeger mußt warden, Jung, denn brufft di nich tau waschen.“ — „Min Dochter will hoch rut mit ehren Mann, seggt de Mudder, doar heirat't dei Dochter en Schosteinfeger.“ — In ähnlichem Sinne äußert sich der Volksmund, wenn er sagt: „En Graf mutt et sien, seggt dat Mäken, wenn't of man en Photograph is.“ —

Den allgemeinen Satz: Jeder bleibe bei seiner Arbeit, drückt der Volksmund in ganz konkreter Denkweise folgendermaßen aus:

„Der Schreiner führe den Hobel,
Und der Kürschner verarbeite Hobel.
Der Zimmermann führe die Sack',
Und der Müller fülle den Sack.“ —

„Der Gäfner (Töpfer) so den Lehm nicht tritt,
Verfertigt keinen Topf damit.“

Ein etwas „blutiger“ Humor liegt in dem volkstümlichen Aussprüche über das bekannte Weberelend, von dem es heißt:

„Handwerk hett goldenen Bodden, seggt de Bewer, doar schient em de Sün in den' leddigen Brotbüdel“. — „Die Leineweber nehmen keinen

Jungen, der nicht sechs Wochen hungern kann.“ — „Ein Weber und ein Gas ist ein unglücklich Mas.“ Das sind Volksprüche, die leider mit bitteren Wahrheitsfarben in den grauen Grund der Wirklichkeit gemalt sind.

Auf ein lustigeres Gebiet bringt uns der volkstümliche Spruch, der dem vergeßlichen Zimmermann gewidmet ist. Er lautet:

„Datt 's en Meisterstück! säd de Zimmermann, har en Sonnenhütt bugt un datt Doß vergeten.“ —

Die gänzliche Nebensächlichkeit von rein äußerlichen Dingen kennzeichnet der volkstümliche Spruch: „Wenn't up Boart ankem, wör de Regenbuß König.“

Einige der nachfolgenden Sprichwörter mögen vor allem als Illustration dazu dienen, daß dem Volksmund in ganz eminenten Weise plastische Denkart und Ausdrucksweise entströmt. So heißt es von jemand, der ratlos und betrübt dasteht: „Gei süht ut as Moder Marie, bei datt Gold affleit is.“ — Eine oft geübte Kunst wird treffend gekennzeichnet, wenn der Volksmund sagt: „Datt kann bei Röster utwendig, as de Sahn datt Kreigen.“ — Sehr plastisch und drastisch heißt es ferner im Volkspruch: „Datt is so dichtung bi, as Hochtied un Rinnelbier.“ — „Datt is nich all Bodder, watt de Rauh gift! seggt jenet Mäken, doar peddt se in'n Sünnbackskaufen.“ — „Wat gahn den' Buß de Lämmer anl säd de Bur, as hei dat Kind weigen süll.“ — „Wat doh id mit de Mannsbüß, säd de Deern, wenn doar nig in is.“ — Dieser letzte Ausspruch steht schon auf der Seite jener sehr verbreiteten aber stark bedenklichen Äußerungen des Volkstums, die sich fast immer auf den ziemlich ungenierten Verkehr beider Geschlechter auf dem Lande beziehen. Aus der Unzahl derartiger Sentenzen mag als ein Zeugnis der humorvoll trockene Ausspruch angeführt werden:

„Dat Bieslaapen deiht et nich, jä de Deern, sünnern dat Biewaafen.“ — Harmlos drollig heißt es im Volksmunde: „Mit leddigen Darmen is nich good larmen.“ — Sehr bezeichnend ist die Redensart: Dörch de Kehl kann vel, jäd de Schipper, doar harr hei en Dreimaster versapen.“ — Der Betrunkene wird uns leibhaftig vor die Seele gemalt, wenn der Volksmund von ihm sagt: „Sei swimmt dörch 'n Maanschien.“ Das Sprichwort: „Watt wet de Buur von Gurkensalat! Sei frett em mit de Meßfork!“ hat heute bereits völlig seinen realen Hintergrund verloren. Der mit einer bösen Frau „beglückte“ Ehemann wird vorzüglich gekennzeichnet durch eine Redensart, die in Mecklenburg dem Schäfer in den Mund gelegt wird. Sie lautet: „Frieg man ierst, jäd de Schêper tau sienen Kötter, nahsten fast 'n Stêrt woll hängen laten.“ — „Dei smitt dat Suus tau'n Finster rut!“ sagt das Volk von einem Menschen, der in blindem Wüten nicht weiß, was er tut. So beweist jeder Ausspruch die absolut konkrete volkstümliche Denk- und Ausdrucksweise, in der Drastik und Plastik sich in schönster Mischung paaren.



Volkshumor in Volksetymologien.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor.

Gräbt man auf dem Boden des Volkstums nach etymologischen Findlingen, die von der schmückenden Patina des Humors umhüllt erscheinen oder gar funkelnde Witzfunken sprühen, so findet man vieler Orten oft gar seltsame und zum Teil recht scherzhafte Namenverdrehungen und Namenverrenkungen. Jedoch stehen die literarischen Volksetymologien in einem starken Gegensatz zu den sogenannten vulgären. Der reiche Quellstrom der letzteren sprudelt sorglos und belustigend, zum meist mit unfreiwilligem Humor, während die sogenannten literarischen Volksetymologien in bewußt witziger Absicht erzeugt und erdacht sind. Vulgäre Volksetymologien — Wortassimilationen lautklanglicher Natur mit direkt begrifflicher Verrenkung und Verdrehung, wie sie vor allem die Synonymtabellen der Apotheker auf dem Lande zeigen — sind meistens aus Nachlässigkeit oder harmlos dumm aus dem Unverständnis hervorge sprossen. So wird das „Oleum petrae“ zum Dien Peter oder Peteröl, die bekannte Salbe „Unguentum Neapolitanum“ zum umgewend'ten Napolium; Salmiakgeist verwandelt sich im Volksmund in Sackengeist, Ochsenkrautpflaster, Ochsenkreuzpflaster, ja sogar Ochsenkreditpflaster wird von dem Landapotheker gefordert, wenn „Emplastrum oxycroceum“ gemeint ist. Statt Arkebusade — Arnikatinktur — wird Aderpuffade oder gar Aderpoffaune verlangt. Auch alte Puffade

findet man wohl angeführt. Aus Chloralhydrat wird das scherzhafte Cholera-Draht. Für Goulardsches Wasser wird Sulatſchwasser oder Ruhlatschenwasser reklamiert. Durch sonderbare Verdrehung entsteht Eiteressig aus Essigäther, Silberbalsam aus „Balsamum sulphuris“. Eine recht scherzhafte Wortassimilation ist Galoppulver für Galappenpulver, wofür der Pharmz. Kalender für das Deutsche Reich auch Lappenpulver angibt. Aus dem „Extractum Saturni“ macht der gemeine Mann den Extradorner oder auch starken Saturn. Das drastisch wirkende, stark durchschlagende Gummigutt wandelt sich witzig in Rommhurtig; Mercurialsalbe wird zu Materialsalbe. Enzianwurzel entpuppt sich als Arzneiwortel oder Indigowortel; Betonicatee wird zu Antoniusstee, Refina Galappi in Rosinengalapulver umgemodelt, Koloquinthen wird in Kalte Quinten verdreht *). Die von H. Schrader in „Der Bilderschnud der deutschen Sprache“ angeführten „Umgewend'te dicke Stiefel“ für Unguentum digestivum, und gar das „Doppelfohlenkäuende Nashorn“ für „Doppelkohlenfaures Natron“ muß man wohl als Volksetymologie mit einem großen Fragezeichen versehen. Ähnlich ist es mit der scherzhaften Verdrehung für Sassafras Sarsaparilla in „Saß und fraß“ oder „Satt un fratt und Aprilwurzel“. Die Scabiosa wird lustig in Schapschöse verwandelt und Isländisch Moos wird zu Ausländisch Moos. Sanikel verwandelt sich in Saunikel, Rajaputöl in Raputöl oder Sabakuföl und Sagebuttenöl. Anstatt Unguentum griseum wird Unkengries gefordert und Spießglanz wird in Spießglas ver-

*) Vergl. R. G. Andrefen: Deutsche Volksetymologie. S. 142—144.

dreht. Statt Ammonium — Hirschhornsalz — wird Harmonium gefordert, statt Katchu wird Katzen Schuh verlangt. Stanniol wird öfter zu Stangenöl und die Salpetersäure oder Spiritus nitri wird zu Spiritus niedrig gemacht. Melilotenpflaster wird in Lottenpflaster umgetauft. Aus Species lignorum, dem Holztee, entsteht die scherzhafte „Spitze Lenore“. Für Stincus marinus erfand der Volksmund als Namengeber die „Stinkmarie“, Stolze Marie, Stelzenmarie oder Stenzelmarie. Das Karlsbader Salz tritt sogar als Kalbsledersalz auf. Bergamottöl wird entstellt zu Perlmutteröl, Myrrhentinktur wird verdreht in Myrtentinktur und Ricinusöl zum Rhinocerosöl oder „Ritzigem Öl“.

Überall tritt bei diesen Entstellungen das Bestreben zutage, die unbekanntem Begriffe nach dem kloßen Klange an bekannte Wörter anzulehnen. Wenn der Niederdeutsche den Drogisten den „Drögrapher“ nennt, oder wenn für Symphe wohl Smpfe gesagt wird, so zeigt sich, daß dem „Volke“ in seinem meist ganz konkreten Denken das „Wort“ kein leerer Klang ist. Sein kindliches Sprachbewußtsein sträubt sich sozusagen vor allem leeren Wortwerk, bei dem es sich nichts denken kann. Es interpoliert häufig eine besondere „Bedeutung“, wo oft gar keine ist, um so viel als möglich eine zweifellose Verständlichkeit anzustreben. Auf diese Weise sind gleichsam die instinktiven und naiven Kräfte der Volksseele sprachschöpferisch in der Brunnenstube des Sprachgeistes tätig und zwar ohne lange Reflexionen über Art und Weise des Schöpfens. Diese Ausschaltung reflektorischer Kräfte der Seele beim naiv empfindenden Mann, der, durch sprachliche Sachkenntnis völlig unberührt, einen Neolo-

gismus gebiert, ist in der Natur der Sache begründet. Fast könnte man sagen, daß oft der Zufall und launige Naturanlage beim Manne des Volkes die Geburtshelfer oder auch die Gebattern am Taufstein etymologischen Volkshumors darstellen.

In geradezu sorgloser Hingabe begnügt sich die volkstümliche Assimilationskraft sehr oft durchaus mit dem sprachlichen Gleichklang oder der lautlichen Ähnlichkeit bei der Vornahme der Neubildung oder Umbildung. *) Allerdings muß die wissenschaftliche Sprachforschung und Sprachgeschichte mit ihren glänzend scharf geschliffenen Sonden und Klängen Ausschreitungen oder Täuschungen und „gemachten“ Dingen scharf zu Leibe gehen; denn es ist lange nicht alles „Gold“ des Volkshumors, was anfangs lebhaft glänzend so zu scheinen sucht. Auch auf diesem Gebiete gibt es der Talmiware gar viel.

Spricht man von vulgären Volksetymologien und betrachtet sie vom Gesichtswinkel des kaustischen Wizes oder dem Sprudelquell des Humors, so muß man sich immer vergegenwärtigen, daß der Begriff „Volk“ nicht etwa wegwerfend auf einen niedrigen Standpunkt eingeschätzt werden muß. Zeugnisse für die kindliche Anschauung des Volkes über die Sprache, harmlose Äußerungen humorvoller Natur, die unmittelbar aus dem Volksmunde entsprossenen sprachschöpferischen Zeugnisse verlangen Beachtung, denn diese naiven Äußerungen der Volksseele bieten dem kundigen Fachmanne und Sprachforscher willkommenen Bausteine um — wie Firmenich wünscht — einen Stein nach dem andern zu dem stolzen, himmelanstrebenden Dombau der deutschen Wissenschaft und Sprachforschung hinzuzufügen. — — —

*) Siehe: Magnesiumpulver = Kolonäsenpulver.

Magnum bonum = Manke Bohnen.

Mercurialsalbe = Graumarforalsalbe.

Vergl. Niedersachsen. VIII. S. 120.

Und wenn einerseits der Fachmann willkommene Stoffe für seine Folgerungen und teilweise zweifellos wertvollen Schlüsse in Äußerungen des Volkshumors auf Grund von Volksetymologien, Redrätseln, Wortspielen, Scherzfragen usw. vorfindet, so legt diese Seite des Volkstums durch die reiche Fülle seiner Äußerungen unzweifelhaft davon Zeugnis ab, daß bestimmte, im volkstümlichen Sprichwörtertschatz gleichsam kristallinisch geschliffenen Kundgebungen der Volksseele trotz mancher „Stammeseigentümlichkeiten“ weit verbreitete fundamentäre Ansichten über Sitte und Brauch, über Land und Leute, Stand und Gewerbe in unseren deutschen Stämmen dokumentieren und dadurch das Interesse jedes Gebildeten wachrufen, doppelt wachrufen, wenn sich im Volksmund Wit und Humor als Naturanlage offenbaren.

Was aber unter „Volk“ und „Volksmund“ sowie „Volkstümlichkeiten“ zu verstehen ist, das hat Professor Bolle in seinem lesenswerten Buche: „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ in eine recht glückliche Definitionsform gegossen. Er sagt: „Wer das Wort ‚volkstümlich‘ gebraucht, versteht unter Volk denjenigen Teil der menschlichen Gesellschaft, der im Gegensatz zu den sogenannten Gebildeten nicht eine berechnete, nach Grundsätzen geregelte oder gar wissenschaftliche Bildung genossen hat.“ Damit kann man sich völlig einverstanden erklären, wie auch der Satz Bolle's unbedingt richtig ist: „Wer keine fremde Sprache kennt, weiß nichts von seiner eigenen“, vorausgesetzt, er gehört nicht zu jenen eminent spekulativen Köpfen wie der Nürnberger Schuster und Poet Hans Sachs und sein ehrfamer Handwerksgenos, der Philosoph Jakob Böhme. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. So auch in diesem Falle.

Dem naiven Manne aus dem Volke, der volkstümlich redet, fehlt im Gegensatz zu dem sogenannten Gebildeten die gewisse Schulung des Denkens, die mitbestimmend für das menschliche Wollen und Handeln ist und wovon unser Fühlen und Empfinden suggestiv beeinflusst, ja geradezu oft beherrscht wird. Die qualitativ und quantitativ unendlich verschiedene Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften und Künste beeinflussen die Art der Betätigungsweise des Gebildeten in den verschiedenen Lebenssphären des Menschengeistes ungleich weit mehr und intensiver nach anderer Richtung, während die Natur und die Umwelt in erster Linie richtunggebend für den einfachen Mann des Volkes ist und bleiben wird.

Daß aber in jedem Kreise der Betätigung des Menschengeistes originelle Köpfe ihre eigenen „Sonderwege“ gehen, weitab von der gewöhnlichen Heerstraße unseres leider so stark nivellierenden modernen Lebens, dazu braucht man nicht lange Beweise vorzubringen. Ohne Zweifel beruht das Denken des Mannes aus dem Volke zum größten Teil auf seinem ihm angeborenen Mutterwitz, der in Bürgers „Gans Wendig“ eine so köstliche Verkörperung gefunden hat. Das Leben ist bekanntlich die beste Lehrmeisterin — auch dem mit Mutterwitz und Humor begabten Manne aus dem Volke, der mitunter sogar — auch Goethe erkennt es an — im wogenden Rhythmus des in Daktylen dahinhüpfenden Hexameters redet und dessen „Weisheit auf der Gasse“ sich nicht selten epigrammatisch geschliffen im klassischen Lakonismus unter ganz prägnanter Form offenbart.

Nicht nur in niederen Schichten des Volkes, nicht nur in dem erbgeessenen Bauern- und dem Bürgerstande kleiner Städte ist „Volkstümlichkeit“ zu

finden. Auch in den Kreisen der Oberschichten hört man gelegentlich echt volkstümliche Äußerungen; wie denn auch unsere Dichter — je nach ihrer Naturanlage und Umwelt — es nicht verschmäht haben, volksetymologische Wortassimilationen in klanglicher Beziehung zu gebrauchen, um humoristisch-satirische Wirkungen dadurch zu erzielen. In dieses Gebiet des Literaturgartens fällt auch das wortspielerische Epigramm Schlegels auf Grillparzer. Es lautet:

„Wo Grillen mit den Bärzen sich vereinen,
Da müssen graue Trauerspiel erscheinen.“ —

Auch Rückert bewegt sich auf diesem öfter betretenen Pfade, wenn er in einem literarischen Wortspiele sagt:

„Ich kost' im Rosgarten
Schon matt von Matthiffon“

Die „Millionärrin“ des großen Spötters Heine gehört ebenfalls als literarische Volksetymologie hierher, ebenso seine „famillionäre“ Behandlungsweise von Rothschilds Diener. Eine literarische Volksetymologie ist auch die witzige Bemerkung Heines, daß in Hamburg besonders der Geist „Bancos“ umgehe. Und wenn man — wie Leo Halle — einen Demokraten nach seiner Gefinnung als „demokrätzig“ bezeichnet, so ist diese etymologische Verdrehung à la Heine eine scharfbissige Bemerkung, genau wie durch die Neubildung des Wortes „Aufklärächt“ für Aufklärung nach dem Analogon „Auskehrächt“ die verächtlich heruntersetzende Seite in den Arbeitsergebnissen und Darbietungen der sogenannten „Aufklärungsapostel“ gekennzeichnet werden soll.

Als literarische Volksetymologie historisch interessant und zugleich lehrreich in bezug auf Zeitgeist und Zeitströmung ist die Anmerkung bezüglich Herweghs, der 1848 den berüchtigten „Krafehler“ herausgab und als „Dr. Herr — weg“ unterzeichnete.

Diese Wortumformung wirkt zweifellos ein grolles Schlaglicht auf Zeit und Menschen des „tollen Jahres“.

Das umformende Wortspiel Klaus Groths als Entgegnung auf das uralte: *Frisia non cantat* oder *Holsatia non cantat*, woraus er launig und treffend den scherzhaften Dialektsspruch: *Solsteen kann datt! bildet*, trägt m. E. den Stempel volkstümlicher Prägung und scheint blitzartig geboren zu sein. Fast niemals oder doch nur in seltenen Fällen artet die Sprudelkraft des Volkshumors, wie z. B. bei Heine und Rousseau, in bloße Wortwitzeleien und spitzfindige Listeleien aus. Der „Mutterwitzige“ findet gleichsam blitzartig für seine Ideen den passendsten Ausdruck und die humorvoll schädelichsten Bilder in trefflicheren Worten.

Meistens sind sogenannte „Witzblätter“ nur in seltenen Fällen eine Fundstätte für „Volkshumor“. Sie liefern durchweg keinen Charakterspiegel für Volks- und Stammeseigentümlichkeiten, zumal wenn sie auf niedere Instinkte spekulieren und Pornographie und Zotologie in Bild und Wort sich darin volksbergiftend breitmachen. Leider ist das eine Tatsache, die im Interesse der Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechtes auf das Tiefste zu bedauern ist. Das Wort: „*Aliud legunt pueri, aliud viri, aliud senex*“ Anders lesen Knaben, anders Männer, anders der Greis — bleibt ewig wahr und unanfechtbar. —

Zwar offenbart sich auch in sogenannten vulgären Volksetymologien der Volkshumor bei seinen sinnentstellenden Wortverdrehungen sehr oft recht grobdräftig und auf gewissen Gebieten geradezu „saurmächtig“, zumal wenn er aus längst entschundenen, derberen Zeiten stammt. Wer wollte das leugnen! Aber andererseits fehlen neben der Kesselpaule und

dem Brummbaß auch nicht die feinen und zartabgestimmten Glockenspieltöne in den Äußerungen des Volkshumors. Im Hinblick auf Witzbolde, die nur die „Sauglocke“ am Schwungseile des Mutterwizes schwingen lassen, schrieb der alte Kästner in das Stammbuch eines Literaten, das fast nur Sauglockentöne des Humors erklingen ließ, den treffenden Bibelspruch: „Herr erlaube mir, daß ich unter die Säue fahre.“ —

Im übrigen läßt sich leider die Tatsache nicht wegleugnen, daß die vulgärsten Äußerungen des Volkshumors bei sehr vielen Menschen, die durchaus den Anspruch auf „Bildung“ machen, die bereitwilligste Aufnahme finden und verständnisinniges Schmunzeln erregen, wenn sie sich — wie so häufig — auf erotisch-sexuellem Gebiete bewegen. Doch soll man, unter Berücksichtigung von Ort, Zeit und Umständen etwaige „Bierbankferkeleien“, die der Lust am cynischen Sarkasmus entspringen, weiter nicht tragisch nehmen, denn die Sauglocken- und Glöckchen, die Boten und Bötchen bilden nur eine der vielen klingenden Saiten, aber beileibe keinen Grundakkord in dem Melodienreichtum des Volkshumors. Manchem elend verloddernten Cynisten gebührte allerdings mit Recht die Grabinschrift:

„Hier liegt ein Mensch, der, eh' er starb,
Unmenschlich viel Papier verdarb.

Er war ein Lump; er schrieb auf Lumpen
Und sog sein Gift aus vollen Gumpen.

Nun liegt er hier

Das Glück ist schuld daran, daß man

„Hier baumelt!“ leider Gotts, nicht sagen kann.“

Weder saumäßig grobe Eindeutigkeiten noch feinausgeflügelte Listeleien und Spitzfindigkeiten offenbaren die wahre Seele des Volkshumors. Sie spiegelt sich aber volksetymologisch natürlich und

ungefünfelt wider, wenn uns p. e. in älteren Schriften der Bißhof als Weißschaf oder Weischaf oder Bißschaf entgegentritt, und Luther den Bißhof oder Weischaf als denjenigen bezeichnet, der bei den Schafen sein soll; oder wenn der Berliner „Ziehjarn“ (Zigarren) raucht und radikal mit „rattekaßl“ bezeichnet. Die Unbefangenheit, mit welcher das schöpferische Sprachgenie des Volkes in dieser Beziehung arbeitet, ruft nicht allein unser Erstaunen hervor, sondern entzündet in uns, wie jeder echte Volkshumor, geradezu oftmals ein wärmendes Gefühl von Gemütlichkeit und Behaglichkeit. Viele Wörter und Ausdrücke der vulgären Volksetymologie haben kulturhistorischen Wert und bergen häufig einen eigenen Reiz in sich, zumal wenn sie unfreiwillig humoristisch klingen. Beispiele dafür sind Frißgar für Fiskal, Süßgarüs (Sausß ganz aus) für Suffraganeus, Postbort für das französische passeport und Knopflauch für Knoblauch. Aus den einleitenden Worten: „in nomine domini“ entstand nach Wackernagels Wörterbuch nummerdumen oder nummerdumm als Ausdruck der Verwunderung. Der Kapaun (capo) verwandelt sich volksetymologisch in Kapphahn und die Baganten des Mittelalters in Bacchanten. Aus Golgatha macht der Volksmund ganz unbekümmert Galgenberg und der Ellbogen wird zum Entelbogen. Aus dem zungenbrecherischen Namen des Steuer-Peraequators in der Wetterau entstand der anheimelnde Steuerbater oder Steuerquaker. Lustig klingt auch, was Handelsmann in seinem Topographischen Volkshumor anführt (S. 16), daß nämlich in einem nord-schleswigschen Liede die Bucco (Muhkuh) von Halberstadt in einen „Kuckud“ von Halmstadt in Schweden umgemodelt wird.

Scherzhaft klingt es ferner, wenn für „zu Bette gehen“ gesagt wird: „Nach Bethlehem gehen“, nach „Bettingen“ gehen (Dorf bei Basel), nach Ruhland gehen, nach Bosen reisen (Federposen). Ebenso ist es volkstümlich, wenn man von einem Geizhals sagt: „Der ist aus Anhalt, vom Stamme Nimm, der stammt nicht von Schenkendorf ab; der ist aus Greifswald.“ — Einen Aufdringlichen läßt die Volksetymologie aus Anklam sein. Das auf den Freiersmann wartende junge Mädchen sitzt nach dem Volksmunde „auf der Wartburg“. Der dumme Mensch stammt aus „Borneo“ oder „Dummsdorf“ in Sachsen. Der braune Kohl muß nach Blankenburg, d. h. er muß so gefettet werden, daß er blank aussieht.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde führt Dr. Wossidlo eine ganze Reihe von Volksetymologien an, die von den Mecklenburgern gebraucht werden, wenn sie von Tod und Sterben sprechen. So sagt man z. B. von einem Todkranken: „De kümmt of bald na Frdmannsbörp.“ „De kümmt of bald na Madenhof.“ „De het all lang bi Badder Frdmann slapen“, heißt es, wenn von einem längst Verstorbenen die Rede ist. Eine sonderbare Etymologie ist der „Bivlandsche Ap“ für „Licentiat“. So pflegte der Hamburger Böbel nämlich nach Handelmann in seinem „Topogr. Volksh.“ (S. 35) früher die Licentiaten zu nennen.

Drollig ist, wenn in Aachen, wo das Butterbrot, wie auch sonst in der Rheinprovinz, „Botteram“ genannt wird, die Knaben ihre Botanisierbüchse, in der sie auch ihren Mundvorrat mitnehmen, die „Botteramisierböß“ nennen. — Als man sich seinerzeit in Gessen für die Polen begeisterte, pflegte man dort, wie Prof. Creelius in Elberfeld behauptet, zu singen: „Polen macht sich frei, bricht die Türen

ei(n)" anstatt „Tyrannei“. „Rogebues Werke herausgeben“ ist eine bekannte Bezeichnung für das Erbrechen, ebenso „Balbu3“ oder „Barbu3“ für Barbier. Durch scherzhafte Buchstabenversetzung entsteht der Gladôt aus Soldat und aus Mirafel oder Wundererzählung wird ein „Schmirafel“. Für Regen gebraucht der Volksmund scherzhaft den Ausdruck „Rassauer“. Derselbe Ausdruck wird aber auch für einen Menschen gebraucht, der gern auf anderer Leute Kosten trinkt.

Nach Richen, Hamburger Idiotikon S. 139, führten die Currentknaben im vorigen Jahrhundert den Namen „Krintenjungen“, auf Hochdeutsch „Korinthenjungen“. Manche Leute, die an „treten“ denken, sagen Trittoir für Trottoir. Bekannt ist auch die Berliner „Banktippe“ und der „kategorische Imperativ“ wie die „Mehlkutsche“ für „mailcoach“ und die „Patronatsdamen“, nämlich Frauen, die „Patronen“ anfertigen. Auch „Ziehbock“ für das türkische „Tschibuk“ gehört hierher. Das begrifflich-klangliche Element und das Suchen nach einem „verständlichen“ Ausdruck, nach begrifflichem „W o r t i n h a l t“ bildet das wesentliche Moment bei der Bildung derartiger Volksetymologien.



**Niederdeutsche Volksreime und
Volkslieder.**

Fast alle Volkslieder, die heutzutage einzeln oder im Chor gesungen werden, sei es in Stadt oder Land, sind durchweg hochdeutsch. Man muß annehmen, daß sie als ursprüngliche Fremdlinge von außen eingewandert sind, wenngleich sie vielfach örtliche Färbung angenommen haben und in mancherlei Varianten auftreten. Im 15. und auch noch im 16. Jahrhundert ist das Volkslied, besonders das historische — so sagt Gassebrauf, Volkslieder des braunschweigischen Landes, im Braunschw. Magazin 1897. No. 9 — noch fast rein niederdeutsch; im 17. Jahrhundert überwiegt schon das Hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwicklung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letzteren sich mehr und mehr dem Charakter der dialektischen Kunstpoesie anpassen. Da nun diese von Lauremberg bis zu Klaus Groth vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im wesentlichen auf das humoristische Genre. Ein Knecht, der die Ziehharmonika spielt, begleitet den Gesang. Die Pausen zwischen den gesungenen Liedern werden durch Redreden und Redreime zwischen Burschen und Mädchen ausgefüllt. Ein Beispiel dazu führt Andree S. 477 an. *)

*) Braunschweigische Volkskunde.

Die Neckverse lauten:

„Dit un dat is üte,
Lät't iisch mal na Greitchen gân,
Dat måkt ne dicke snute,
Da lät't iisch mal upflân.“

Die allerdings nur noch in Nesten erhaltenen
Tanzweisen werden fast immer niederdeutsch
gesungen. B. B.:

Gans hett 'n dicken, Gans hett 'n dicken,
Gans hett 'n dicken Pietschenstel.
Greeten hett ne ruge, Greeten hett ne ruge
Greeten hett ne ruge Müß up'n Kopp.
(Hannover.)

Oder:

Mit den Fäuten geiht dat trapp, trapp, trapp,
Mit'n Gänn'n geiht dat klapp, klapp, klapp.
Passe mal up, passe mal up
Wat du noch slä'e fri'en wut.

Weitere Proben sind:

Dat mine Fru nich danzen kann,
Dat maßt ehr lahmen Weinen.
Un wenn se mit mi danzen fall,
Denn fangt se an tau weinen.
(Mecklenburg.)

Sehr bekannt ist:

Lott is dod, Lott ist dod,
Zule lie't in'n Keller,
Hat en lütjen Jungen fre'n
Up en hölten Teller.

Variante:

Lott is dod, Lott ist dod,
Zule liggt in'n Starben.
Dat is good, dat is good,
Denn kann ick noch wat arben.
(Büddenstedt.)

Aus Helmstedt stammt:
Danzbodden hat 'n Doß,
Timmermann hat 'n Bloß.
Wi wilt na 'n Timmermann schicken,
De fall usen Danzbodden flicken.

Tanz mit mir, tanz mit mir,
Hab 'ne feine Schürze für.
Mit mi ôß, mit mi ôß
Mine is von Kammerdoß.

Unter den Volksreimen und Tanzliedern ist sehr weit verbreitet das in den verschiedensten Lesarten gesungene Lied: „Vom Pastorn finer Kau“. Auf hannöverschen Dörfern dürfte die folgende Lesart viel gesungen werden:

E i n z e l n :

Kennt ji all dat nei'e Leed, nei'e Leed,
Wat dat ganz Dörp all weet, von'n Pastorn fin Koh.

C h o r :

Hollala, hollala, von'n Pastorn fin*) Koh ja, ja,
Hollala, hollala, von'n Pastorn fin Koh.

Gistern wör se diß un prall, diß un prall,
Güt, do liggt se dod in'n Stall, uus Pastorn fin Koh.
Hollala, hollala, uus Pastorn fin rode Koh,
Hollala, hollala, uus Pastorn fin Koh.

Röfter fin ol lange Frik, lange Frik,
Makt sich eine Piepenspiß von'n Pastorn fin Koh.
Hollala u. s. w. im Chor.

Dei Burmeister, diß un idel, diß un idel,
Makt sich einen Tabakbüdel, von'n Pastorn fin Koh.
Hollala u. s. w.

*) (fin rode Koh) = Variante.

Un de Wiver of nich fuul, of nich fuul,
Slögen sich woll um dat Muul, von'n Pastorn sin Roh.
Hollala u. s. w.

Un de grote Herr Schandarm, Herr Schandarm,
Kreeg en Stück von'n Achterdarm, von'n Pastorn
sin Roh.

Un de Ratt spring öbern Lun, öbern Lun,
Harr en grotes Stück Kaldun, von'n Pastorn sin Roh.

Un de Deinstmagd Emma Smitt, Emma Smitt,
Krigt dat ganze pissewissewitt, von'n Pastorn sin Roh.

Aus dem braunschweigischen Orte Etzum
stammen noch folgende Verse:

Un de Deinstmagd Frida Reufe
Krigt de Mul- un Klauenseufe
Von'n Pastor sine Rauh.
Mulala, rulala, von' Pastor sine Rauh, jau, jau,
Mulala, rulala, von' Pastor sine Rauh.

Un dei Deinstmagd Emma Schuppe
Kofet sik ne Ortelsuppe (!)
Von' Pastor sine Rauh u. s. w.

De Melkemäken stredden set
Wol iim dat betten Blüdefett
Von' Pastor sine Rauh u. s. w.

De Swinehère Sagebiel
Krigt en nien Tabaksbü'l u. s. w.

Irvinianer Bärenbeeder
Krigt en nien Overtreeder u. s. w.

De Katte kift wol ebber de Dör,
Ob nich noch wat ebbrig wör u. f. w.

Fiken tritt mit ehren Gaden
In en groten Dunnerfaden u. f. w.

In der Schlacht bei Marathon
Gab es einen dumpfen Ton u. f. w.

In der Schlacht bei Austerlitz
Hat's gedonnert und geblitzt u. f. w.

In der Schlacht bei Waterloo
Hatte Blücher einen Floh u. f. w.

Napolion kef de Truppen an
Sei hat en Par nie Steweln an u. f. w.

Auch aus Klein-Schöppenstedt führt Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde ein halbes Duzend variierender Verse mit der Anmerkung an, daß damit aber auch noch nicht der vollständige Text dieses weitverbreiteten Dorfliedes vorliegt. Jeder witzige Dorfs poet wird eben seine „Lokalverse“ hinzudichten.

Ein Lied in niederdeutscher Mundart, das abwechselnd im Chor- und Einzelgesang mit begleitenden Gesten gesungen wird und sich ebenfalls einer ziemlich weiten Verbreitung erfreut — namentlich in den Hansestädten — ist das „Dammerstraat-Deed, von den Mann, de sich wat maken kann“. In Paul Conströms Verlag, Hamburg, Neuerwall 40, ist es sogar im Einzeldruck mit Illustrationen erschienen. Es lautet:

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Rammer-Rammerstraat, he kann maken wat he will, he kann maken wat he will. Un man jümmer-jümmer still, un man jümmer-jümmer still.

1) Un da maak he sid en Geigefen, Geigefen, perdoog! „Bigolin, bigolin!“ jä' dat Geigefen. Un vigo-vigolin, un vigo-vigolin, un sin Deern de het Katrin! un sin Deern de het Katrin! un sin Deern de het Katrin! ;:

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Rammer-Rammerstraat, he kann maken wat he will u. f. w.

2) Un da maak he sid en Hollandsmann, Hollandsmann, perdoog! „Gottsverdori, Gottsverdori!“ jä' de Hollandsmann, „Bigolin, bigolin“ jä' dat Geigefen, un vigo-vigolin, un vigo-vigolin, un sin Deern de het Katrin ;:

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

3) Un da maak he sid en Engelsmann, Engelsmann, perdoog! „Damn your eyes, damn your eyes!“ jä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottsverdori!“ jä' de Hollandsmann, „Bigolin, bigolin“ jä' dat Geigefen, un vigo-vigolin usw.

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

4) Un do maak he sid en Spanischmann, Spanischmann, perdoog! „Caracho! Caracho!“ jä' de Spanischmann, „Damn your eyes, damn your eyes!“ jä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottsverdori!“ jä' de Hollandsmann, „Bigolin, bigolin!“ jä' dat Geigefen usw.

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

5) Un da maak he sid en Napolejon, Napolejon! perdoog! „Ja' bün Kaiser! Ja' bün Kaiser!“ jä' Napolejon, „Caracho! Caracho!“ jä' de Spanischmann, „Damn your eyes, damn your eyes!“

fä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottsverdori!“ fä' de Hollandsmann, „Vigolin, vigolin!“ fä' dat Geigefen usw.

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Rammer-Rammerstraat usw.

6) Un da maak he sich en Hanseat, Hanseat, perdoog! „Ila em dod! Ila em dod!“ fä' de Hanseat, „Ick büin Kaiser! Ick büin Kaiser!“ fä' Napolejon. „Caracho, Caracho!“ fä' de Spanischmann, „Damn your eyes, damn your eyes!“ fä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottsverdori!“ fä' de Hollandsmann. „Vigolin, vigolin!“ fä' dat Geigefen! Un vigo-vigolin, un vigo-vigolin, un sin Deern de het Katrin! Un sin Deern de het Katrin! Un sin Deern de het Katrin.

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Rammer-Rammerstraat, Rammer-Rammerstraat, he kann maken wat he will, he kann maken wat he will. Un man jümmer-jümmer still, un man jümmer-jümmer still, un man jümmer-jümmer still.

Es ist das ein Lied, das in feucht-fröhlicher Stimmung mitunter mit einer Hingebung und Begeisterung gesungen wird, die eines besseren Textes würdig wäre. Aber — wenn man in „Stimmung“ ist, was kommt's da auf den Text an, und sei er noch so fragmentarisch-dunkel. Da geht's nach dem plattdeutschen Sprichwort: „Et kummt up 'n Hand vull Noten gor nich an, wenn't man klinget.“

Unter den wenigen plattdeutschen Liedern, die wohl heute noch gesungen werden, wie beispielsweise das vorstehende „Rammerstraatlid“, verdient auch das „Wanderlied eines Schuhmachersgefallen“ der Vergessenheit entzogen zu werden. Bietet dieses humorvolle und witzige Lied doch in seinen vielen Strophen und Varianten ein Zeitbild von dem Einst vor 50 Jahren und berichtet in platt-

deutscher Rede: „Wat en Schoftergesell vör föftig Jahr von sin Reis in Sleswig-Holsten vertellt.“ Der größte Teil der nachfolgenden Lieberverse ist zuerst 1859 in Dörres plattdeutschem Kalender abgedruckt und zwar unter der Überschrift: „Krischan sin Reis int Holstenische.“ Gandelmanns „Topographischer Volkshumor“ gibt nur eine Auswahl nebst einigen Varianten. Die „Heimat“ 1902 bringt Seite 22 u. 23 eine ziemlich umfangreiche Zusammenstellung von F. Prange, der die folgenden Strophen entnommen sind:

Riks för ungod, wat if ju vertell —
 Bün man Schofter, seggt he, un Gesell.
 Schofter of woll mal en Vers tau hopen —
 Is he slecht, seggt he, lat em lopen.

Dags vör Pingsten, seggt he, trök if ut —
 Bun min Dlen, seggt he, un min Brut.
 Nehm de Steweln, seggt he, un de Got —
 Un ganz slecht wer mi doch to Mot.

Ne, mi düch nu bald, dat if dröm —
 As if middags all in Kiel anköm!
 In de Harbarg 's obens bi de Frünn'
 Wer't all beter, seggt he, mit't Besinn!

Och! in Kiel, seggt he, wer if gern —
 Old un Sunf, seggt he, geit spazeren.
 Old un Sunf snackt di dar as Böker,
 Un de ganze Welt is nich klöker.

Mit Studenten is dat nich mehr wichtig,
 Mit't Studeren awers geit dat düchtig!
 Un de Koplüd, seggt he, de sünd flau —
 De Berkehr, seggt he, is man flau.

Is man flau, seggt he, dat wet Gott!
Doch dat beste, seggt he, sünd de Sprott!
In de Stadt, seggt he, „ist nich viel“,
Düsterbrook, seggt he, dat is Kiel.

Un en Universität is in Kiel,
De Pedell, seggt he, de heet Viel,
Un de Rektor, seggt he, wesselt af;
Mal weer't Fald, seggt he, mal weer't Pfaff.

Ellerbek liggt an de Eller,
'n Duzend Klümp pugt se weg von'n Teller,
Un drinken dot se ok na Wunsch,
Beer mit Syrop, seggt he, nennt se Wunsch.

Un von Kiel kannst du gahn na Brees,
Wenn du ankummt aber, seggt he, sweet'st:
Die Fräuleins wahnt dar in dat Kloster,
Jeder drütte Mann dar is en Schofter.

Un en Sloß, seggt he, heff ik sehn!
Un en Stadt dorbi, de het Plön.
Mit de Seen, seggt he, ist 'n Brack —
Awers Mal gib't dor jeden Dag.

Andere Lesart:

Un en Slott, seggt he, is in Plön,
Un de Dag geit dor hen mit Klön'n.

Un in Lütjenborg maakt se Röm
Un to Bett gaht se dor Kloß söhn!
Un Kloß fih staht se wedder op —
Un dat Rathaus fallt en oppen Kopp! —

Oldenburg is en grote Stadt —
Wenn dat regent, ward man ari natt,
In de Børs drinkt se Beer un Win —
Awers Schofter mugg ik dor nich fin!

Seilgenhaben is denn of nich Lütt.
Un de Kathusdör, dar hangt ne Bütt.
Un se hanneln, seggt he, dar mit Macht,
Sebbt twee Böt, seggt he, un een Nacht.

Un in Nistadt harrn se 'n Thorn trechtbut —
Bun de Fern seg he garnich slecht ut.
Doch tolekt, seggt he, maken se 'n Wisz —
Setten en Galfmaand op de Spiz.

Un in Segbarg is en Seminar.
Och, de Kalk ward dar nümmer rar!
De Semnaristen awers, de sünd klof,
Rönt di snaden, seggt he, as en Vof.

In Dlsloe, seggt he, maft se Solt. —
Löppt dat Water nübli dörch dat Solt.
Un wer will, seggt he, kann dar baden,
Awers jeden is dat nich to raden.

Nu na Altna, dach if, „mußt du gehn!“
Kriggst du Hamburg of doch mal to sehn!
Un de Bahnhof, seggt he, west du wat?
Siggt en Mil', seggt he, vun de Stadt.

Altna, seggt he, is en Supen Hüf',
Wo dar Rotten sünd, dar sünd keen Müf',
Un wo Geld is, gelt keen Kunst;
Ss ja doch man, seggt he, blauen Dunst.

Na, if weet of, wat to Wandsbeß gelt,
As dat hergeit in de grote Welt!
Bi den Ort seech if di en Kenn'n
Un en Kirchthorn an'n verkehrten En'n.

Doh, in Bramstedt, seggt he, op de Straten.
Mugg ik mi wull ins begraben laten.
Op de Steen, seggt he, kannst du meihn,
Un de Roland, seggt he, de is fein.

'n schöne Lag, seggt he, hett Miemünster;
Alle Näslang kift mal en ut't Finster,
Un de meisten, seggt he, wev't dar Dof,
Wer dar Geld hett, seggt he, is of klof.

Bun dat Rendsborg, seggt he, is veel Snackn,
Is en grote Stadt un vull Baracken!
Nehm to Hülp noch twee gode Frünn'n —
Kunn de Festung awers nich mehr finn'n.

Rendsborg liggt an de Eider,
Weer en Festung, seggt he; aber leider!
Wo de Wall weer, is nu en Graben
Un dat Ünnerste, dat liggt nu baben.

En Munjement hebbt se in de Heid,
Un de Mark, dat is ehr Stolz un Freud,
Un rech hoch geit't dar jümmers her!
Grote Möhlen sünd dar kriiz un quer.

Un in Lunnen drinkt se flitig Thee —
Awers Büsum liggt di an de See —
Bele Döntjens givt dat bun den Ort;
Wör de Floten, seggt he, lep ik fort!

Bun Besselburn seg ik blots en Thorn,
Un de Heid is jüm öwer worn!
Junge, wer in Burg wahren kann,
Rift de Sweiz, seggt he, nich mehr an.

Doh, in Marne, seggt he, is dat nüdlich,
För Lofredne is't dar hel gemütlich.
Un bi Brunsbüttel is en Waterpol —
För de Fräuleins of en hoge Schol.

Un in Meldörp hebbt de Herrns ehr Scholen,
Un de Karf hört di to de olen!
Na, en Stadt kunn dat sachens fin,
As de Kremp, seggt he, un Eutin.

Au, in Glückstadt, seggt he, op de Steen —
Wer dar Glück hett, bricht dar man en Been!
Un in't Luchthus sitt en böse Brut —
Awers mennig en knippt di ut.

Andere Lesart:

Un in't Luchthus hebbt se vel tohopen
Awers lat' se jümmers wedder lopen.

Mit de Wilster Karf, dat is en Staat —
Rike Börgers brüft sik op de Strat,
Wer dar einmal is an den Ort,
Ne, den'n lett de Masch nich wedder fort.

(Un in Wilster, seggt he, gift't wat God's,
Un de Masch lett een'n nich wedder los.
Wer in Borg, seggt he, wahren kann,
Rickt de Sweiz, seggt he, nich mehr an.)

In Sijhoe, seggt he, an de Stör,
Sitt de Lüüd 's abens vör de Dör,
Un de Ständ', seggt he, op de Bänk,
Kriegt di Eten, seggt he, un Gedränk.

Kellinghusen, seggt he, is en Flecken,
To en Stadt will dat noch nich recken,
Un de Gegend, seggt he, de is schön!
Nix as Bütt friggst du dar to sehn.*)

Wers Barmstedt, seggt he, mußt du weten,
Sarrn se bi de Bahn ganz vergeten.
Un en Bahn hett de Ort nich kregen,
Doch de Schofteri is jümmers stegen.

In Elmshorn, seggt he, set en Bann,
Dreb ehr Wesent mal im ganzen Lann'!
Grote Wertshüs givt dat in Elmshorn,
Un de Park, seggt he, hett ken Thorn.

Wers Utersen, dat söcht fins Glikken,
Sett en Kloster un en Barg Fabriken!
Ohm un Meddersch wahnt dar Dör an Dör,
's morgens sprekt se bi enanner bör.

Un bi Pinnbarg, seggt he, höllt de Bahn
Meern in't gröne Holt jümmers an.
Dat's en Leben! Geist du dar ins fort —
Anner Jahr find'st du dar en anner Ort.

Un tonachers güng ik op Chauffee
Un ik freu mi, as ik Quickborn seech;
Denn na Quickborn heet en fein Gedicht.
Wat dat heten sall, dat weet ik nich.

Un in Tönning, seggt he, is en Haven,
Von de Landlüd' hört man em woll laven;
Doch de Dampers kamt dar op den Strand
Un de Offen drievt wedder an dat Land.

*) Tonfabrik: Fernsicht.

Un bi Sleswig keem ik of vörbi,
Liggt dar lingelangs an de Eli,
Is en ganz verdammt langes Nest;
Un de Dom, seggt he, is dat Best.

Kappeln, seggt he, is en Flecken,
Lo en Stadt will dat noch nich redden,
Un de Häringshandel is dar stark
Un en Häringshöker op de Karf.*)

Un in Flensburg, seggt he, hebbt se Geld,
Liggt an de Ostsee, seggt he, nicht an'n Belt;
Un de Lüüd' sünd dar swinpolit'sch,
Welf sünd dän'sch, seggt he, welf sünd düütsch.

'n Schelm, de mehr seggt, as he weet —
Un to Enn' is nu Keis un Seed.
Un wer klof is, seggt he, markt woll Müf' —
Nix för ungod, seggt he, un — Adjüs!

Ziemlich bekannt und weit verbreitet ist auch das alte niederdeutsche Warnungslied: „Min Mann is to Sus.“ Bei Firmenich findet es sich in „Germaniens Völkerstimmen“ mit dem Anfang:

„Wat du vör'n dummen Deubel bist.“

Bei Hoffmann von Fallersleben ist es unter den „Findlingen“ anzutreffen. Der Inhalt ist kurz folgender: Die Frau hat in Abwesenheit ihres Mannes, der zur Stadt gehen wollte, ihren Liebhaber zu sich bestellt. Dieser erscheint auch und die Frau, deren Mann wegen eines plötzlich eintretenden Regenwetters gar nicht zur Stadt gegangen ist, warnt ihren Liebhaber in ihrer Angst und Verlegenheit durch das nachfolgende komische „Wiegenlied“, das

*) Die Wetterfahne ist eine Figur mit einem Fisch in der Hand.

bei Hoffmann v. Fallersleben in nachstehender Fassung erscheint:

Wat du bör'n dwatschen Düwel bist,
Rümst ümmer, wenn myn Man in ist.
Myn Man is to Gus, ,:
Myn lebe, lebe Man is to Gus.

Wenn dat regent, denn is dat nat,
Denn is myn Man nich in de Stad.
Myn Man is to Gus, ,:
Myn lebe, lebe Man is to Gus.

Darauf sagt der Mann:

Wyf, wat singest du? —

Die Frau antwortet:

Kan ic nich singen wat ic will?
Sünst is my ja dat Kind nich still.
Myn Man is to Gus, ,:
Myn lebe, lebe Man is to Gus.

Ziemlich erheblich ist die Zahl alter niederdeutscher Tanzweisen. In früheren Zeiten tanzte man nämlich nach ganz bestimmten Singweisen, die tief im Volke eingewurzelt waren, Reigen oder „Singetänze“, wie „Säwensprung“, „Lustig bör'n Disch“, „Rehr ut“, „Sandango“, „Windmöhl“ usw. Man sang dazu Tanzlieder wie die folgenden:

As use Grotbader de Grotmudder nam,
Do weer de Grotbader de Brödigam,
Un use Grotmudder de Brut!
Wat wippelt ehr de Ünnerrock,
Wat wippelt ehr de Rock!

Wenn hier en Pott mit Bohnen steiht
Un doar en Pott mit Brie,
So lat ic Pott un Bohnen stahn
Un danz mit min Marie.

Gistern Abend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da, da, da.
Gistern Abend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da.

Buß wol över de Gussdör stieg'n,
Künn sien Been so hoch nich krieg'n.
Gistern Abend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da.

O Hollannerdeern, o Hollannerdeern,
Wat bewert di de Buß.
Dat deiht de dicke Bottermelk,
Dei will doar wedder rut.

Schurf en beten wieder, schurf en beten wieder
Un denn stah still, un denn stah still.
Dreih di mal rum, dat is nich dumm!
Schurf en beten wieder, schurf en beten wieder
Un denn stah still.

Eine alte Tanzweise war auch:
Datt du min Schättchen bist,
Dat id woll weet.
Kumm düssen Abend, kumm düssen Abend,
Seeg mi Bescheed.

Ein ähnliches „Scherz-Wiegenlied“, wie das
vorhin erwähnte „Myn Man is to Guss“, lebt im
Volksmunde und berichtet, daß eine Frau mit ihrem
Liebhaber schön tut und von ihrem Manne über-
rascht wird. Schnell muß ihr Schatz in eine leere
Holzkiste kriechen. Dabei hängt ein Rockzipfel
etwas heraus. Die Frau sieht es, deckt die Kiste
mit dem Rücken und singt dem Kinde das nach-

stehende Wiegenlied zur Warnung des Liebhabers
vor:

Jochen, sin Schluppen hängt ut de Bank,
O Jochen sin Schlipp, o Jochen sin Schlipp.

Der Liebhaber hört die Warnung und bringt
den Zipfel in Sicherheit. Die Frau fährt in ihrem
Singsang fort, in dem sie die Wiege schaukelt:

Gott sei Dank, Gott sei Dank,
Jochen sin Schluppen is in de Bank.
O Jochen sin Schlipp, o Jochen sin Schlipp.



Berliner Witz und Volkshumor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der spezifisch berlinische Volkswitz des eingeborenen Spreatheners seine ganz charakteristischen Besonderheiten hat. Die sogenannte „Schnobderigkeit“ der Berliner „Schнауze“ ist ja bekanntlich geradezu sprichwörtlich geworden. Daher sollen dem Berliner Volkswitz und Volkshumor auch besondere Darlegungen gewidmet werden. Es reizt der Versuch, die stark hervortretende humoristisch-witzige Ader des Urberliners in ihrer originellen Urwüchsigkeit zu kennzeichnen und durch treffende Beispiele die Eigenart der berüchtigten „Berliner Revolver-schnauze“ zu belegen. Allerdings muß man mindestens fünfzig Jahre zurückgehen, wenn man die mit Recht gefürchtete Schlagfertigkeit des Berliner Volkswitzes in ihrer schonungslosen Schärfe kennen und verstehen lernen will. Die heutige Weltstadt Berlin mit ihrem modernen Getriebe bietet keinen Nährboden mehr für die früheren „Originale“ des Spießbürgertums. Auch der „Mob“ ist heutzutage ein ganz anderer als früher. Der alles nivellierende Zeitfortschritt setzt mehr und mehr die sogenannten „Charaktertypen“ fort. Aber ganz und gar hat auch die moderne Zeitströmung den spezifischen Berliner Volkswitz nicht fortzuschwemmen vermocht. Der alte Volkswitz lebt auch heute noch in seiner Sonderart. Und noch manchen Trunk wird man aus dem Brunnen des Berliner Volkswitzes schöpfen können, ohne daß man zu befürchten braucht, der Quellstrom möchte nur „Kälauer-Schlammwasser“ liefern.

Nach dem entschieden maßgeblichen Urteile des lachenden Philosophen Demokritos sind Wiß und Laune bekanntlich die beiden Haupthebel in der Welt des Lächerlichen. Der unverfälschte „Spreeathener“ hat von diesen reifen Früchten einer leichtflüssigen Einbildungskraft ein gut Teil aus der gütigen Hand der Mutter Natur erhalten und läßt auch überall in der Welt — sei es auf dem Gipfel des Besubs oder in der Nähe des Nordpols — gern und unbekümmert seinem launig-witzigen Redebedürfnis die Zügel schießen. Er muß „Bemerkungen“ machen, „damit de Zunge nich einfriert“.

Zwei besonders scharf und mitunter auch unangenehm hervortretende Wesenseigenschaften des Urberliners sind die weitverbreitete und tiefgewurzelte kritische Nörgelsucht des Besserwissens und Besserkönnens und eine gewisse G r o ß m ä u l i g k e i t, eine allerdings oftmals auch harmlose „Schnodderigkeit“, die aber häufig des „Gämschen“ nicht entbehrt und in den tiefsten Schichten des Berliner Volkstums zu der schon erwähnten „Revolverschнауze“ wird. Bei der gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Neigung zur satirischen Kritik und „Verulking“, bei der ausgesprochenen Vorliebe des Berliners für Situationskomik, für die er einen ungemein scharfen Blick besitzt, ist vor allem seine f e i n e N u a n c i e r u n g s k u n s t im Tonfall und trefflicheren Ausdruck seiner von Mutterwitz und derbem Volkshumor durchtränkten Meinungen und Empfindungen zu rühmen.

Drastik und Plastik des Ausdrucks stehen dem Berliner „Jargon“, dieser typischen Ausdrucksweise des Berliner Volkstums, in seltenem Maße zu Gebote. Der Urberliner verfügt in der eigentümlichen Art und Weise sich auszudrücken über eine recht große und ausgedehnte Synonymik des Lächerlichen. Sein

ganzer Habitus drängt oft dazu, seine mokanten Gedanken zu scharfen Pfeilen zu gestalten, die mühe-los und witzig, seiner schlagfertigen Zunge entschlüpfen. „Berliner Witz ist ebenso beliebt wie gefürchtet, jedenfalls aber bekannt und anerkannt“, sagt der ehemalige Prediger Carl Wilhelm Eduard Kollak (1820—1890), der die ersten eingehenden Studien über die Berliner Volkssprache veröffentlicht hat. Der Volkshumor läßt seine Funken auch heute noch mitunter wie ein Brillantfeuerwerk in der Reichshauptstadt sprühen und hat in reichem Maße Synonyme des Lächerlichen geprägt. Wer kennt nicht das „Fannkuchenjesicht“ oder den „Mujust mit de Zewitterbacken“, den Mund als „Menagenklappe“ oder „Speiseanstalt“, den rothaarigen Kopf als „tornisterblonden Demel“ und den „mit's Jesicht uff'n Rohrstuhl jesessenen“ Bodennarbigen, die Handschuhe als „Pfortenfutterale“ und die Beine als „Zebrüder Beeneke“, die Hände als die „Potentaten“, den Krämer als den „Seringsbändiger“, den Barbier oder Stuger als „Bomadenhengst“ und „Patentfakke“. Derartige Ausdrücke gebraucht der Berliner Volkswitz zu Hunderten. Namentlich die „Aleedaje“ ist reichlich bei dieser Synonymik des Lächerlichen beachtet. Die „Affenjacke“, „Bratenstipper“, „Schwalbenschwanz“, „Bunschlinke“, „Dreck- und Kennsteinstipper“ sowie „Fummel“ und „Bivilhelm“ sind ganz bekannte Ausdrücke aus diesem Berliner Prägestock.

Vor allem huldigt der vielseitige, geist- und humorbegabte Spreethener dem Standpunkt des „Nil admirari“. Ihn wundert nichts, oder er tut wenigstens gern so, weil er es liebt, eine gewisse Großspurigheit — andere sagen Großschauzigkeit — zur Schau zu tragen, wenn er sich anderswo aufhält. Im Hochgefühl und Bewußtsein vielseitig ge-

reifter Lebenserfahrungen denkt er stolzgeschwellt: „Uns kann keener!“ Meint er doch sehr oft, daß er als Berliner allen anderen Menschen in Europa und Umgegend weit voraus sei. Er hat meistens schon längst gelegen, wie die andern erst fallen. Dieses „Uns kann keener!“ scheint m. E. der Schlüssel zum Wesenskern des Urberliners zu sein.

Im Grunde ist der geistig überaus regsame und sehr scharf beobachtende Berliner gutmütig, bei all seiner Spottlust. Aber er ist stark selbstbewußt und in seinen meistens sehr ironisch-satirischen Bemerkungen und „bedrohlichen“ Äußerungen nicht selten ungenießbar. Zuweilen ist der Sprosse der Reichshauptstadt eine geradezu pietätlose Natur. Nur um einen sogenannten „schnodderigen“ Witz zu machen, gießt der mit Spreewasser getaufte „Zeitjenosse“ die scharfe Lauge seines Spotts selbst über die heiligsten Dinge aus, sofern sie nur irgendwie zur Situationskomik neigen. Ob Moral oder Religion darunter leiden, kümmert ihn nicht, er macht seinen „blutigen“ Witz.

Da das Berliner Idiom mit im Niederdeutschen einen nährkräftigen Wurzelboden hat und im Lauf der Jahre ständig durch die zugewanderten „Provinzpflanzen“ bedeutend von ihm beeinflusst worden ist, wird manches aus den nachfolgenden Proben nicht als ganz streng spezifisch Berliner Volkstum anzusehen sein. Manches assimilierte und berlinisch umgemodelte Wort, das man zu den „geflügelten“ rechnet, wird auch anderswo im deutschen Vaterlande als stehende Redensart im Schwange sein. Es hält in sehr vielen Fällen überaus schwer, den eigentlichen Mutterboden für volkstümliche Redensarten und Sprichwörter mit untrüglicher Sicherheit nachzuweisen. Die Priorität bei volks-

mundlichen Äußerungen ist sehr häufig durchaus zweifelhaft.

Aber dennoch bleiben dem Berliner Witz und sehr modulationsfähigen Volkshumor eine große Menge ureigenster Redewendungen, die dann später in mancherlei verschiedenen Prägungen als blankte Wortmünzen durch die deutschen Gauen reisen. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß manche dieser Wortmünzen aus der Reichshauptstadt sich als bloßes „Knallgold“ erweisen. Es ist das übrigens eine erbfindliche Belastung des Volkshumors durch Witzbolde und „Komiker“ von Beruf, die überall vorkommt.

Nur in ganz seltenen Fällen ist mit dem spezifischen Berliner Witz auch Tiefgefühl verbunden. Auf goldklaren, gemüts tiefen Humor ist der Hauptseelengehalt des Urberliners nicht abgestimmt. Der Gang zum „Berulken“ liegt dem Spreathener zu tief im Blute. Fast könnte man behaupten, daß sich im wurzelechten Berliner „Zargon“ fast gar keine seelenvollen, gemüts tiefen Töne anschlagen lassen. Am allerliebsten plätschert der Berliner Witz und Volkshumor im seichten Bach des ulkigen Unsinns umher. Das ist im besonderen sein ureigenstes Fahrwasser, worin er sich heimisch wohl und behaglich fühlt.

Sehr gern frönt der Berliner bei jeder sich anbietenden Gelegenheit seinem Gang zur ulkigen Übertreibung, ja zum blanken Unsinn des bloßen Wortverdrehungswitzes. Solcher Ulkunsinn offenbart sich, wenn er sagt: „Es 'n scheener Abend heute morjen! Die Nacht meecht id' mal bei Dage seh'n.“ Das ist kindliche Ulkstimmung, in deren wortspielrischem Unsinn aber dennoch als verborgener „Sinn“ des „Unsinns“ die drastische Darstellung des durchaus Absurden steckt. Um absurde und drastische

Vergleiche ist der mutterwitzige Berliner überhaupt nicht verlegen, hat er doch — wie jemand von seinen eigenen Landsleuten einmal gesagt hat — meistens eine „Schnauze“, die drei Tage nach seinem Tode noch extra mit einem Dreschflügel totgeschlagen werden muß.

Steckt jemand seine Nase in eine Sache, wovon er nichts versteht, so sagt der echte Berliner wohl: „Det's irade, als ob der Affe in'n Porzellanladen kuckt.“ Den Referendarius modelliert der ulkige Berliner zum „Affendarius“ um. Ein Ged mit Lackstiefeln wird zum „lackierten Affen“. Große Schuhe kursieren unter dem Namen „Äppelkähne“. Große Füße bezeichnet der Berliner Volkswitz als „Quadratlatzchen“ oder „Kolosseumschieber“. Für körperliche Gebrechen und Sonderlichkeiten hat die typisch berlinische Ausdrucksweise allerlei ganz merkwürdig witzige Bezeichnungen. Der Verwachsene „schielt mit de eene Schulter“ oder „er hat en kleenen Berdruf mang de Schultern“. Vom Schielenden sagt der Volksmund: „Er pliert mit de Dogen uf 'n Sötfolben“ (Nase); Kuckt mit det rechte Doge in de linke Westentasche“. Derartige Äußerungen eines burlesken Humors sind überaus zahlreich vorhanden. Der Hinfende geht beispielsweise „mit det eene Been Schleichpatrouille“ und ein Deutschverderber „is schüchtern uff de Nasus“.

Der ironisierende Kritikerfönn des Berliner Volkswitzes erfand für Webers „Curvante“ den Spottnamen „Annijante“. Mit „annijant“ bezeichnet der Berliner, unter Anlehnung an das französische Wort „ennuyant“, etwas Langweiliges. Ebenso taufte der Berliner Volkshumor „Des Epimerides Erwachen“ von Goethe in komischer Verbeugung vor der Allegorie „S, wie meenen Sie des?“ Zu verwundern ist es schier, daß „Die beiden Piccolomini“ Schillers

noch nicht als drastisches Berliner Oberländerbild in die „Fliegenden“ gekommen sind, gerade wie die „Lärmstange“, womit der Berliner Volkshumor eine große, zänfische Frau bezeichnet.

Der bekannte „rötlich strahlende Gipfel“ einer umfangreichen Nase abanciert durch den Mund des Berliner Witzboldes zum „Kupferbergwerk“. Die Rubinsteinsche Oper „Die Maccabäer“ deklarierte der Berliner Volksmund als „Die Machebäcker“. Es ist dies eine vom Berliner häufig geübte volkstümlich-etymologische Wortassimilation lautklanger Natur, wobei in der Urstimmung das begriffliche Element bei der lautlichen Verschmelzung vollständig ausgeschaltet wird. Genau denselben verulkenden Assimilationsvorgang klanglicher Natur haben wir in dem Berliner Wortwitz, der aus „L'Amérique“ die „Lahme Kiefe“ und aus „Zorgnette“ die „Lahme Sette“ entstehen läßt. Das „Monocle“ bezeichnet der Berliner als die „in't Doje jeklemmte Fensterscheibe“. Die Köchin läßt er sonderbarerweise als „Küchendrajoner“ aufmarschieren. Er bringt dabei ganz feingeflügelt allerlei Ideenkombinationen ins Spiel und zeigt bei der Kennzeichnung von Menschen und Situationen seine trefflichere Komik und feine Nuancierungskunst. Übrigens gewinnt es neuerdings mehr und mehr den Anschein, als ob der alte Berliner Witz allmählich stark zum bloßen „Kalauern“ neigt; er kann sich im Zeitalter des Verkehrs nicht mehr so sehr in seiner spezifischen Eigenart entwickeln wie früher und neigt naturgemäß mehr zum Kosmopolitismus. Urberlinerium aber zeigt sich in erfreulicher Weise bei den neuesten „Denkmalwitzgen“, von denen „Willem in die Löwengrube“ mit den Vogel abschießt.

Einen geradezu angeborenen Sinn für Drastik des witzigen Ausdrucksvermögens betätigt der wasch-

echte Berliner in vielen Fällen. So wenn er einem ganz besonders dummdreist fragenden Menschen die vielfagende und pythisch dunkle Antwort gibt: „Det war Anno Gens, als de Elbe brannte un de Bauern se mit Stroh löschten.“ Mit dem trockensten Humor behauptet er von dem Tolpatz: „Der hat en anschleefchen Kopp. Wenn der de Treppe runterfällt, verfehlt er keene Stufe!“ Der leicht gerührte Mensch ist dem Berliner „de Tränenweide“. „Du bist ja jerührt wie Appelmus!“ ist eine sprichwörtliche Redensart aus der Reichshauptstadt. Dort prägte man auch vom leichtfertigen „Schürzenjäger“ das Wort: „Der is arg nach Zänsebraten.“

Von burlesker Komik und humorvoller Plastik im Ausdruck ist die bedrohliche Berliner Redensart: „Et jiebt jleich eklig wat aus de Armentasse“, was sich auf eine in Aussicht stehende Tracht Prügel beziehen soll. Auch der „umjewend'te Napolium“, jene bekannte Salbe gegen die „Marschierlangsam“, ist eine Berliner ulkige Verdrehung aus Unguentum Neapolitanum, die volksetymologisch interessante Zeitreminiszenzen an Napoleon aufkeimen läßt. Eine öfter gehörte Umschreibung des Urberliners für „bis zum Außersten“ ist die Redensart: „Det jeh't ja bis in de aschgraue Pechhütte“. Bei unbändiger Freude kommt dem Berliner das geflügelte Wort auf die Zunge: „Ja laß mir 'n Ast und setz mir druff!“ Laut Fama soll dieses Wort beim Einzug Friedrich Wilhelm IV. in Berlin von einem unten etwas zu kurz geratenen Manne, der infolgedessen nichts sehen konnte, geprägt sein.

Von einem ganz besonders Dummen meint der väterlich besorgte Berliner mit der entsprechenden Handbewegung in warnendem Tone: „Der derf nich in'n Dierjarten jehn, se behalt 'n sonst da!“ Der erzürnte Vater eines faulen oder stark begriffs-

stuzigen Spröcklings droht in erregtem Tone: „Det mir nich de Hand ausrutsch! Et is ja zum Auswachsen mit deine Dämelei!“ — Den unteren Schichten des Berliner „Mob“ entstammt die drastische Drohung: „Du hast woll lange keene Baden Zähne jespuckt!“ Oder es heißt auch: „Du hast woll lange keen Berliner Kot jesehn!“

Überhaupt entspringen eine große Anzahl von Berliner Redensarten den unteren und untersten Schichten des Volkstums. Naturgemäß lassen sich diese Saft- und Kraftausdrücke aus den Gassen der Großstadt wegen ihrer Böbelhaftigkeit und teilweise geradezu ekelhaften Zotologie hier nicht wiedergeben. Wehe, wenn sie losgelassen, die „Berliner Revolver Schnauze“. Da deckt man lieber den Schleier der Maja über diesen Großstadtpfuhl und freut sich über den jovialen, mundfertigen Berliner Schlächtermeister, der einer Kaufkündin, die sich über eine Knochenbeilage beschwert, die humorvollen Worte zuruft: „Ja, Madameken, wenn de Ochsen erst uf Bratwürschten rumloosen, denn wer'n Se keene Knochen mehr als Beilage kriegen.“

Aus der Synonymik des Lächerlichen — des Berliner's Stedenpferd — sei noch in bezug auf die Barbieri, alias „Verschönerungsräte“ angeführt, daß die Gitarre von dem alten Berliner Volkswitz als „Barbierflüjel“ bezeichnet wurde, weil die Barbieri früher häufig Gitarre spielten. Das Klavier wurde „Drahtkommode“ oder „Wimmerkasten“ benannt. Einen bei Familienfesten besonders zum Singen eingeladenen Gast bezeichnet der Berliner Volksmund als „Bratenbarden“. „Bratenrod“ und „Punschklinke“ wurden schon erwähnt. Will der Berliner zur Eile auffordern, so sagt er im Unsinn des Witz: „Nimm de Beene in de Hand un loof uf de Ellbogen.“

In seiner ausgesprochenen Vorliebe für drastische Vergleiche bezeichnet der Berliner Volkswitz einen blaß und kränklich aussehenden Menschen mit der anzüglichen Redensart: „Der sieht aus wie Braunschier und Spude.“ Von einem stumpfen Messer hört man die bezeichnende Redensart: „Det Messer schneid't ooch vor 'n Sechser Butter bis uf't Papier.“ Kommt jemand recht langsam „anzelatscht“, so heißt es von ihm: „Der kommt an wie de Flieje aus de Buttermilch.“

Gern „berulkt“ der Berliner die Droschken „zweeter Güte“ mit ihren fossilen Gäulen. In harmloser Weise wird an den edlen Kosselenter des „Kumpelkastens“ die Frage gestellt: „Kutscher, fahren Se?“ — Auf die bejahende Antwort erfolgt die Redensart: „Na, meinswejen! Ja loofe.“ — Oder es entspinnt sich das Gespräch: „Kutscher, sind Se ledig?“ „Ja!“ „Na, denn heiraten Se. Aber ohne Schwiegermutter!“ — Die dadurch abseiten der Kutscher entfesselten Bemerkungen wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen.

Da der Berliner für ulkiges, beziehungsreiches Umtaufen stark eingenommen ist, nennt er den Zylinderhut des verabschiedeten Offiziers, wie bereits vorher angedeutet — „Zivilhelm“ und große Schlafschuhe „Kolosseumschleicher“. Ein zerstreuter Mensch wird von ihm zum „Konfusionsrat“ ernannt. Der Schuhmacher avanciert zum „Knieriemineralrat“, der Bäcker zum „Bäckerat“, der Gastwirt zum „Gastronom“ oder „Gastrat“. Soll etwas in Ordnung gebracht werden, so meint der Berliner mit schlauem Augenblinzeln: „Det muß allens seine jehörige Konfusion haben.“ Minderwertiges, schlechtes Bier wird durch den Berliner Volksmund derbdrastisch als „Dividendenjauche“ bezeichnet.

Das „Gauen“ kennzeichnet der Berliner in wichtiger Weise durch die volkstümliche Redensart: „Mit de Fünfe in de Zehne dividieren.“ Einen „Ginauswurf“ umschreibt der Berliner Volksmund unter der maskierten Aufforderung: „Machen Se jesälligst de Dühre von draußen zu.“ Von der „pollezeitwidrigen“ Dummheit sagt der Spreerathener: „Dummheit is ooch ne Tabe Gottes, aber man derf se nich mißbrauchen.“ — Fördert jemand in hornierter Weise ganz dumme Dinge etwa als neue Weisheit zutage, so gebraucht der Berliner Volksmund das Flügelwort: „Der hat Infälle wie en altes Haus!“ Es ist das ein Wort, was jetzt überall in deutschen Gauen im Gebrauche ist. Wird der mit Spreewasser getaufte „Zeitjenosse“ aus Versehen „angerempelt“, so sagt er wohl in moßanter Weise: „Entschuldigen Se man, det id jeboren bin.“ Sind seine „Bedäler“ mit etwaigen „Gühneroojen“ in Bedrängnis gewesen, so hört man von ihm den humorvoll-elegischen Ausruf: „Entschuldigen Se, det Se mir jetreten haben.“ —

Große Situationskomik liegt zweifellos in der naiv-dumm lautenden gerichtlichen Aussage jenes Berliners, der da sagt: „Mein Name is Gase. Ich weiß von nişht un kann meine Aussage beschwören.“ Der erste Teil dieser unfreiwillig humoristischen Darlegung ist ja auch bereits seit geraumer Zeit zum geflügelten Worte geworden. Aus der Berliner komischen Wiedertäuferei sei noch die „Gistbude“ für Destillation erwähnt, ebenso der „Saljenposamentier“ für Seiler, die „Glanzpelle“ für eine dünne Sommerjacke, das „Kamelojgramm“ für einen Dummkopf und „Grüneberjer Schattenseite“ für schlechten Wein. Ebenfalls verdient ein altes Berliner Scherzrätsel der Vergessenheit entrisen zu werden. Es lautet: „Wie wer'n Kanonen jemacht?“ — Antwort: „Man

nimmt 'n Loch un jießt Messing drum rum." — „Aber wo kriegt man det Loch her?" — Antwort: „Man nimmt 'n Nappkuchen un iszt 'n rings rum uf." — Eßt berlinisch ist auch der Vergleich eines dicken Dinges mit einem „Kanonensteßel". Lächerliche Stiefel werden durch den Berliner Volkswitz als „Stiebel mit juter Ventilation" bezeichnet. Von bereits aufgebotenen Brautleuten sagt der Volksmund: „Heute sind se von de Kanzel jefallen." Drollig klingt die fürchtbare Drohung: „Soll ich dir mal in'n steifen Arm verhungern lassen?" Ein recht witziger Berliner „Bonmot" ist die Redensart: „Umsonst is zwar der Dod, aber er kost't doch dat Leben."

In der umfangreichen Berliner Synonymik des Lächerlichen darf auch die „Sodaliste" oder „Kohlensaure Wasserjungfrau" nicht vergessen werden. Auch die „Siftnudel, Marke Lafette", d. h. „unter aller Kanone", darf bei diesen satirisch lächerlichen Strahlen, die aus dem Born des Volksmundes emporsteigen, nicht fehlen. Ebenso sind die „Freimaurer-Ziehjarrn" eine derartige satirisch-witzige Prägung. Die Redensart: „Det is woll Marke Erfkönig" ist gleichfalls sehr bekannt. In dergleichen Laufen und Umtaufen läßt der witzige Berliner gar zu gern seine lachenerregenden Talente spielen. Die komische Punktierung derartiger „Knallbonbons" ergibt sich ihm sozusagen von selbst. Ganz ungesucht stellt sich bei ihm der „Bonbon" ein. Bekanntlich ist es ja auch eine alte Wahrheit, daß das Komische in Natur- und Menschenleben so reichlich vorhanden ist, daß es der schärfere Blick des geborenen Witzboldes nur zu entdecken, nicht erst zu erfinden braucht. Der Urberliner hat aber größtenteils eine angeborene komische Ader und seltene Schlagfertigkeit des Mutterwitzes. Wer wollte den „Witz" jenes Ber-

liners nicht bewundern, der bei einem zerbrochenen „irünen Aujust“ (Verbrecher-Transportwagen) steht und auf die Frage eines anderen: „Wie is denn det jekommen?“ prompt antwortet: „Je, Männeken, da haben lauter ganz schwere Verbrecher drin jeseffen.“

Und wirkt es nicht besonders erheiternd, wenn der Berliner mit „seiner mitunter besseren Gälste“ auf den Kreuzberg pilgert und auf eine bezügliche Frage humorvoll blinzelnd antwortet: „Se will mal 'n Drachen steigen lassen.“ Ebenso zeigt sich seine komische Ader, wenn er kleine Kinder aus der Kellerwohnung als „kleene Kellervürmer“ bezeichnet und bei vorstehenden Rippen sehr drastisch von einer „Karpenschnute“ spricht. Dem schlecht auf dem Pferde sitzenden Reiter gilt das volkstümliche Berliner Wort: „Der sitzt wie ne Feuerzange uf 'n dollen Hund.“ Hat jemand „einen wehmütigen Zug“ um die Beine, d. h. ist er obeinig, so redet der Berliner Volksmund von „Klamottenbeinen“. Der Name erklärt sich wohl daher, daß zerbrochene Ziegelsteine „Klamotten“ genannt werden, und man mit ihnen leicht durch starkgekrümmte Obeine oder „Triumphbogenbeine“, hindurchwerfen kann. Eine der vielen komischen Synonyme für Ohrfeige ist die sehr bezeichnende Berliner Benennung „Knallschote“. Den Dummkopf tituliert der Berliner Volksmund mit „olle Dromlade“. Sagt der Berliner Volkswitz vom Schielenden: „Der klemmt det Korn“, so rührt meines Erachtens diese zynisch treffende Bezeichnung von der Zielgrinasse eines zielenden Schützen her. Viel bekannter ist übrigens die Berliner Redensart: „Der kuckt mit det linke Doje in de rechte Westentasche.“

Sehr viele Berliner Redensarten kitzeln nur den Verstand. Sie lösen wohl ein Lächeln, aber kein behagliches Lachen von zwerghellerschütternder

Wirkung aus. „Stellt der Kopf seine Vergleiche an“, sagt Demokrit, so erfolgt nach Befinden der Umstände Spott und Satire, Sarkasmus, Ironie, Persiflage, Laune, Humor.“ — Letzterer aber ist eine besondere Gemütsstimmung, ein Gesundheitsgefühl, aus dem heraus etwas Belustigendes mit Ernst und Wichtigkeit gesagt wird, und so oftmals eine Verschmelzung des Komischen mit dem Rührenden eintritt. Auf diese Saitenklänge der deutschen Volkseele ist aber der Berliner wenig oder gar nicht gestimmt. Spott und Satire, Ironie und Persiflage, jene Fähigkeiten, durch die Bloßstellung der Fehler des lieben Nächsten bei anderen Menschen gute Laune zu erzeugen, liegt ihm weit besser. Um zu „uzen“ oder durch einen „Ul“ die Lacher auf seiner Seite zu bringen, verschmäht er selbst recht starke Ingredienzen nicht. Ist es doch ein starkes Stück, wenn er beispielsweise von einem Hungerleider zynisch sagt: „Der leidet am Knochenfraß!“ Die Ausdrücke „Stimmbieh“ und „Kanonenfutter“ sollen auch auf Berliner Quellen zurückgehen.

Die Hauptstärke des Berliner Witzes liegt zweifellos in den drastischen Bezeichnungen und Vergleichen. So sagt der Berliner Volksmund im Hinblick auf die manchmal übertrieben hohen Preise der Uhrmacher: „Der pust' en Kuchenkrümel aus de Uhr, un det kost' gleich en Dahler!“ Von einem Tagediebe lautet ein Berliner Wort: „Der quält sich wie de Made im Speck.“ Die komisch wirkende Kleinheit eines Menschen giebt der witzige Berliner in die Formel: „Bei den is de Natur unten zu kurz.“ Von einem Menschen mit einem „Sparfassenmund“ heißt es: „Der kann sich von alleene wat in't Ohr flüestern.“ Mit „Bickeln“ verunzierte Menschen kennzeichnet der Berliner Volksmund als „Bickelomini“. Großblasiges und sparsam schäumendes Bier macht

„Pollezeiojen“; der Aufschneider erzählt „Räuberpistolen“. Ein Schnaps wird zum „Minister des Innern“ ernannt oder als „Seelenwärmer“ deklariert; der Frack wird zum „umgekehrten Feigenblatt“ und die „Glaze“ mit vereinzelt Haarröhren zum „Sardellenbrötchen“ oder zur „Zwangsanleihe von hinten“. Den schlechten Schauspieler macht der Berliner Volkswitz zum „Sauspieler“, die Kinderschule zur „Schinderfuhle“ und die Nationalliberalen zu „Nationalmiserablen“. Der Besitzer eines Sargmagazins wird vom derb-zynischen Volkswitz als „Schlafrockfabrikant“ bezeichnet.

Drollig wirkt die Berliner Redensart: „Un wenn der ganze Schnee verbrennt, de Wsche bleibt uns doch.“ Dieser sinnige Unsinn wird m. E. vom Berliner als Redensart angewendet, wenn sich seiner Ansicht nach aus etwas Ausichtslosem doch noch etwas herausholen läßt. Ulfige Drolerie offenbart sich auch, wenn jemand fragt: „Schneit es?“ und er erhält darauf die launige Antwort: „Feschnitten is schon, et fällt bloß runter.“ — Geirartet jemand eine Waise, so sagt der Berliner Volksmund zynisch, aber wahr: „Der jenießt seine Schwiegereltern fast.“

Ein besonderes Kapitel ließe sich über die Hunderte von Berliner „Denkmalwitzeleien“ schreiben. Nur eine mag für viele zeugen. Von dem „Siegessparjel“ (der Siegessäule) hat der Volkswitz das stark ironische Scherzrätsel geprägt: „Welches is det anständigste Frauenzimmer in Berlin?“ — Antwort: „De Viktoria uf de Siegessäule; denn warum? — Se hat ja kein Verhältnis.“ In dem „Stummel von Portorico“ erkennt man wieder die ulfige Art des Berliner, volksethymologische Verdrehungen vorzunehmen, die dann zwar den lautlichen Klang wahren, aber das Begriffliche in den Elementen ganz und gar ausschalten. Ein großer Teil von Berliner Redens-

arten auf dem Gebiete des komischen Wortspiels ist ohne Frage nur den Eintagsfliegen beizuzählen, vieles andere aber steht sehr stark auf des Messers Schneide zwischen gesundem Volkshumor und „bedenklicher“ Botologie. Daher sind in dieser kleinen Blütenlese selbstverständlich alle Berliner anstößigen Wörter und Redensarten weggelassen, wenn sie auch noch so witzig waren. Ebenso fehlen die mehr allgemeinen Ausdrücke aus dem Militärleben, dem Studentenleben und dem Judentum der Reichshauptstadt.



Narrenaufträge.

„Dummheit ist auch eine Gabe Gottes, doch man muß sie nicht mißbrauchen“, sagt der Berliner Volkswitz mit entsprechendem Augenzwinkern. Der Volkshumor liebt es festzustellen, ob jemand Stroh oder Grütze im Kopfe hat. Deshalb hat das Volk allerlei Narrenaufträge für jene Sorte von Menschen ausgeheckt, die bekanntlich zum Glück für die Welt nie gänzlich verschwinden. In den meisten Fällen handelt es sich darum, irgend ein Werkzeug herbeizuschaffen, das in Wirklichkeit gar nicht auf Gottes Erdboden existiert, im übrigen aber von großem Nutzen sein würde. So fragt der Hauschlachter beispielsweise beim Auswaschen der Därme gelegentlich mit ganz harmlosem Gesichte: „Wo ist denn eigentlich die Darmhaspel?“ Der eingeweihte Hausherr wendet sich an die etwas „begriffstuhige“ Magd und sagt etwa: „Unsere ist entzwei. Trina, lauf schnell mal zum Nachbar Peters und frage, ob du nicht die Darmhaspel kriegen könntest.“ Das Mädchen läuft los. Aber Peters schicken sie ein Haus weiter, zum Nachbar Meier. Diesem fehlt das zum Schmieren nötige Rückenfett, und er schickt das Mädchen zum Nachbar Müller. Bei Müllers ist gerade ein Bein von der Haspel abgebrochen, und die Magd muß ein Haus weitergehen. Die Fopperei dauert so lange, bis irgend eine mitleidige Seele dem einfältigen Mädchen reinen Wein über die Nichtexistenz der gesuchten Darmhaspel einschenkt. Wie ein begoffener Budel kehrt dann die Ausgefandte heim und mag sich erst kaum sehen

lassen, denn die Hänselei dauert noch eine Weile fort. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

Den Pferdejungen oder Kleinknecht — in den hannoverschen Marschen „Spanndriewer“ genannt — schickt man gern von Herodes zu Pilatus, um das „Futtermaß“ zu holen, wenn er zum erstenmal an der Gäckellade die Arbeit des Gäckelingschneidens verrichtet hat. Daran soll dann abgemessen werden, wie lang er künftig seinen Gäckelschnitt zu machen hat. Der Verlauf der Narrensendung ist derselbe wie bei der bekannten Darmhaspel. — Auch das Herbeischaffen der „Flohzange“ aus der Dorfschmiede war in früheren Zeiten eine beliebte Eulenspiegelerei. Ging der mit einer gehörigen Portion „Dämlichkeit“ gesegnete Bursche wirklich hin zum Meister Schmied, um sich die „Flohzange“ auszubitten, so packte ihm der humorvolle Grobschmied eine mächtige eiserne Zange ein und entließ ihn wohl mit der Mahnung, beim Gebrauch ja recht vorsichtig zu sein. Großer Jubel erhob sich dann, wenn der Flohzangenträger mit seinem „mordsmäßigen“ Instrumente angerückt kam. Ebenso kommt es wohl vor, daß die Ackerknechte beim Düngerladen den erzdummen Pferdejungen loszuschicken, um eine „Meßschere“ oder „Meßsage“ zu holen, um den zu langen Dünger etwas zu kürzen. Auch eine sogenannte „Pütttschere“ soll mitunter durch einen Narrenauftrag herbeigeschafft werden. Ferner muß der mit polizeiwidriger Dummheit Begabte einen „Augenbohrer“ herbeiholen oder vom Apotheker für einen Groschen „Büchelblau“ fordern. Hasenschmalz und Mückenfett sind ebenfalls beliebte Objekte für Hänseleien eines „Dummerjans“. In Südhannover macht man wohl den Scherz, einen loszuschicken, um „Mus-

handschen“ zu holen. Gute Freunde und getreue Nachbarn des Spaßvogels sorgen dafür, daß der Ahnungslose von Haus zu Haus geschickt wird und endlich einen recht großen Handschuh mit nach Hause bekommt, damit die Sache zu einem heiteren Abschluß gelangt, wie bei der Flohzange. Ist aber gerade der erste April, so lautet die spottende Begrüßung eines Narrengängers: „April, April! Einen Narren kann man schicken, wie man will!“

Eine alte beliebte Fopperei aus vergangenen Tagen ist die Holsteiner-Geduldsprobe, einen gekochten Schweinefuß im Dunkeln vorschriftsmäßig auf den Boden zu tragen. Da wird beispielsweise beim Schweineschlachten erzählt, wie schwierig das sei. Ein harmloser Neuling unter den Diensthoten will das nicht glauben. Eine Wette wird abgeschlossen und die Probe soll gemacht werden. Der Unkundige erbietet sich, die leichte Arbeit zu verrichten, ohne die Geduld zu verlieren. Der Spaß geht los. Der gekochte Schweinsfuß wird in seine vielen kleinen Teilchen zerlegt. Jedes Knöchelchen wird extra in einen großen Saß gelegt und muß nun im Dunkeln auf den Boden getragen werden. Dort muß der vom Gelächter und Hallo der übrigen Gesellschaft begleitete Träger den kleinen Knochen aus dem großen Saß herausfuchen und dann an einer bestimmten Stelle niederlegen. Unter fortwährenden Foppereien und höhnnendem Gelächter geht es immer auf und nieder, bis in den meisten Fällen der Gefoppte die auf eine sehr harte Probe gestellte Geduld verliert und ärgerlich den Saß hintwirft, ohne den Schweinsfuß vollständig auf den Boden gebracht zu haben.

Auch nach der sogenannten Stein- oder Dachschere schießt man einfältige Menschen aus. Wenn eine Straße neu gepflastert oder ein Dach neu gedeckt

wird und bei der einen oder anderen Arbeit ist etwa ein etwas dummerhafterer Mensch beteiligt, so sagt wohl der Pflasterer oder Dachdecker: „Das Pflaster oder das Dach will gar nicht glatt werden. Wir müssen reinweg mal die Steinschere oder die Dachschere gebrauchen.“ Dann wird der harmlose Einfaltspinsel mit einem Sack zum nächsten Bauern geschickt, um den Narrenauftrag auszuführen. Wo er anfragt, ist die Schere gewöhnlich ausgeliehen oder entzwei, und er muß geduldig ein Haus weitertraben, bis ihm irgend ein Spatzvogel unversehens einen Stein oder sonstigen schweren Gegenstand in seinen mitgebrachten Sack hineinpraktiziert und damit heim-schickt. An Spott und Ausgelachtwerden fehlt es dem am Narrenseil herumgeführten dann selbstverständlich nicht. Dergleichen Narrenaufträge, z. B. das „Bewern fangen“ (Bewern=Biber) finden sich in Schleswig-Holstein noch an verschiedenen Orten und erleben auch heute noch neue verbesserte Auflagen.



Humor im deutschen Recht.

Selbst im deutschen „Recht“ findet man die Fußstapfen des Humors als Besonderheit deutschen Wesens, soweit dieses „Recht“ noch das volkstümliche Gepräge früherer Zeiten zeigt und als unmittelbares Erzeugnis des ganzen Stammesgenossenverbandes anzusehen ist. In dem von Prof. Hans Meyer herausgegebenen Werke „Das deutsche Volkstum“, in welchem Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Lobe den achten Abschnitt — das deutsche Recht — bearbeitet hat, weist dieser darauf hin, daß es vor allem Otto Gierke gewesen sei, der den mancherlei Spuren des Humors im deutschen Recht nachgegangen sei und vielfache Nachweise für das Vorhandensein desselben erbracht habe.

Der Volkshumor äußert sich im deutschen Recht nach zwei Seiten hin: einmal in der Formulierung von Rechtsätzen und Strafen, zum andern in der Bildung von eigentümlich launigen Vorschriften. So steckt doch ohne Zweifel schon ein gewisser Humor mit Schelmengesicht darin, wenn die Verwalterinnen und Vorsteherinnen der im Mittelalter überall anzutreffenden öffentlichen Frauenhäuser „Abtissinnen“ genannt werden. Den Rechtsbegriff der „Gewohnheit“ bezeichnet das deutsche Recht in humoristischer Weise als „eisernes Hemd“; die dem Rüstler zustehende Ruh als „eiserne Ruh“. Das Kindeskind wird im deutschen Recht ein halbes Kind genannt.

Zahlreich sind die humoristischen Gleichnisse in Rechtsverhältnissen. So heißt es beispielsweise ganz drollig: „Trittst du mein Sohn, wirfst du mein

Sahn.“ Das soll heißen: Wer eine Unfreie heiratet, wird selber unfrei. — Ein anderer humoristisch formulierter Rechtsgrundsatz besagt: „Das Kalb folgt der Kuh!“ Das bedeutet: Wenn beim Kauf der hörigen Frau Kinder vorhanden sind, gehören sie dem Käufer des Weibes zu. — Wenn beim Mangel männlicher Erben die weibliche Erbfolge eintritt, so lautet die humoristische Wendung: „Wo kein Sahn ist, kräht die Henne.“ Zur Bezeichnung des für den Fortbestand des Bauernhofes so überaus wichtigen Erstgeburtsrechtes dient der Spruch: „Der Bauer hat nur e i n Kind“ als Rechtsgrundsatz.

Weil der Erbe für alle Schulden des Erblassers haftbar ist, wenn er die Erbschaft antritt, heißt es diesbezüglich: „Wer einen Heller erbt, muß einen Taler bezahlen.“ Es muß also nicht selten vorgekommen sein, daß die Schuldenmasse die Erbschaftsmasse erheblich überstiegen hat. Da für die Angehörigen eines Pastors nach geltendem Recht ein Gnadenjahr existierte, in dem volles Gehalt bezahlt wurde, lautete der bezügliche Rechtsgrundsatz in seinem humoristischen Gewande: „Ein Priester lebt ein Jahr nach seinem Tode.“

Nicht ohne einen gewissen Humor ist es, wenn für die Strafe des Enthauptens gesagt wird „des Kopfes kürzer machen“, wie denn der Volksmund ja bekanntlich für die Strafe des Gehängtwerdens die lustige Redensart „mit des Seilers Tochter Hochzeit halten“ geprägt hat. Für „Köpfen“ heißt es im deutschen Recht auch: „Zwei Stücke aus einem machen, so daß der Leib das größte, der Kopf das kleinste Teil bleibt.“ Oder wer müßte nicht über die Strafe lächeln, die dem Hundediebe angedroht wird. Muß er doch entweder vor allem Volk auf öffentlichem Markte dem gestohlenen Hunde den Hintern küssen oder aber 5 Schillinge Buße zahlen.

Das Schalkhafte steckt bei vielen Strafen und Bußen darin, daß die verhältnismäßig sehr harte und ehrenrührige Strafe leicht in eine Geldbuße umgewandelt werden kann. Will ein Erbe „Einspruchsrecht“ bei Veräußerung des nachgelassenen Gutes tun, so muß er das so bald wie irgend möglich vornehmen. Deshalb heißt es im alten Recht in drolliger, volkstümlicher Weise: „So einer eine Hofe angetan und die ander nit, so soll er die, so noch nit angetan, an die Hand nehmen und die Losung (das Einspruchsrecht) tun ongeferlich.“

Stirbt jemand auf seinem Gute und der rechte Erbe ist außer Landes, so soll dieser auf die erste Nachricht hin sofort, „wenn er am Tische säße, sein Messer u n a b g e w i s c h t beisteden und sich auf den Weg nach Hause machen“. Bekannt ist ferner, daß viele mittelalterliche Strafen, entsprechend dem damaligen Zeitgeschmacke, allerlei lächerliche Elemente an sich haben. Da ist vor allem das „Eselreiten“ zu nennen, wobei Weib oder Mann auf dem geduldigen Grauschimmel unter dem höhnennden Gejohle des Volkes durch die Straßen geführt wurden, „verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand“. Bei liederlichen Dirnen, die ausgewiesen, aber unrechtmäßigerweise wieder in das Weichbild der Stadt zurückgeführt waren, geschah das wohl in puris naturalius. Solche Strafen mit lächerlichen Elementen sind auch das Hundetragen, das am Prangerstehen, die Wippe in ihren verschiedenen Formen und das Steinetragen für zänkische Weiber.



Die Nase im Volksmunde.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor.

Wohl kein Glied des menschlichen Leibes spielt in den Redensarten und volkstümlichen Ausdrücken des Niederdeutschen eine solche namhafte Rolle wie die Nase, der „Gesichtserker“ und das „Löschhorn“ Philipps von Besen. Wenn die plattdeutsche Sprache Neubildungen für diesen „Lug ins Land“ vornimmt, so hat meistens der trefflichere Volkshumor in seinem Streben nach Anschaulichkeit und besonderer Kennzeichnung der betreffenden Riechorgane seine Hand dabei im Spiele. So lautet ein volkstümliches Sprichwort von der zierenden Kraft dieses Gesichtsvorsprungs: „En gauden Gäwel (Giebel) ziert dat ganze Hus.“ Die Drohung eines erbosten, schlagfertigen Menschen aber besagt: „Dien Snut hett woll lang' nich blött!“ —

Eine Nase, die mit den pflanzlichen Ausdrücken „Gurf“ und „Körbs“ (Kürbis) bezeichnet wird und von der es beispielsweise im Sprichwort heißt: „Sien Näs is of mihr Körbs as Gurf“, pflegt sich gerade nicht durch besondere Zierlichkeit und schöne Form auszuzeichnen. Von architektonischem Schmuck durch den „Gesichtserker“ kann ebenfalls keine Rede sein, wenn das Volk jemandes Nase mit dem Ausdruck „Rüffel“ belegt und etwa sagt: „Sei steck fienen Rüffel in jeden ollen Dred.“

Von einem, der eine ganz besonders große Nase als unliebsames Eigentum mit sich herumträgt, sagt der Volksmund in launiger Weise: „Dei hett tweimal „hier“ ropen, as de Näsen verdeelt worden sünd.“ — „Dei kann 'n Fusthanschen über sien Näs treden.“ — Von den Nasen der Kinder behauptet

der Volksmund: „Dei Rinner fallen sich ehr Näs irst trecht.“

Naturgemäß ist die Nase als vorspringender Punkt unseres Antlitzes allerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Daher sagt das Volk: „Sei kann licht mit dei Näs in't Fett kamen“, wenn jemand unvorsichtig und waghalsig auf eine brenzliche Sache losgeht. Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Sei kann sich licht bei Näs verbrennen.“ Aus diesem Grunde erklingt aus dem Volksmunde auch die Warnung: „Dat jo de Näs dabon.“ Oder es heißt: „Dat di nich bei Näs klemmen.“ Von einem erstrebenswerten Genuß oder Vorteil heißt es mit Bezug auf unser „Duftorgan“ sehr treffend: „Dat lat di jo nich ut dei Näs gahn.“ Hat jemand großen Vorteil gehabt, so sagt der Volksmund: „Dei kann sich driest bei Näs vergollen laten.“

Eine sogenannte „Stülpnase“ oder „Gurrnase“ kennzeichnet der Volksmund „as en Näs, wo't rinner regent.“ Ist die Stülpnase besonders klein, so spricht der Volkshumor vom „lütten Gesichtsbredruß.“ Eine runde „Kartoffelnase“ ist dem Plattdeutschen „en lütten dicken Knop“ oder „en lütten dicken Knubben“. Wenn es im Sprichwort heißt: „Sei hett en Näs as en Stötelbort“ (Schlüsselbart), so bedeutet das augenscheinlich einen sehr neugierigen „Niescher“ und es wird ein Mensch damit gemeint sein, der seine Nase überall hineinsteckt, wie man den Bart des Schlüssels ins Schloß steckt.

Auf die Frage: „Wohin geht der Weg?“ antwortet der Plattdeutsche nicht selten: „Ummer bei Näs nah.“ Einen unbedeutenden, gering zu achtenden Menschen nennt der Volksmund: „en Näsdruppel“ oder „Näswater.“ Blaudert jemand dummerweise seine Familienheimlichkeiten aus, so heißt es im Sprichwort von einem solchen Loren:

„Wer sien Näs affnitt, verschändt sien eigen Ange-
sicht.“ Von dem Rostocker Professor Hans Wilmsen
Lauremburg stammt die wehmütige Klage über die
Schändung und Verderbtheit der deutschen Sprache.
Er sagt:

„Sölk Schipbrok hett de dütsche Sprak erleden,
De französche hett ehr de Näs affneden.“

Läßt jemand sich ganz ruhig allerlei Hänseleien ge-
gefallen, so heißt es im volkstümlichen Sprichwort:
„Dei lett sich up dei Näs spälen.“ Der Witzebold dreht
dem Einfaltspinsel „girn ne Näs“. Will jemand
mit einer unangenehmen Sache fernerhin nichts
mehr zu tun haben, so sagt er wohl: „Sä heff de Näs
vullfregen.“ Von einer Trinkernase sagt der Volks-
mund: „Dei Rükter schämt sich.“ Von der warzigen
Burgundernase geht die volkstümliche Redensart:
„Dei Näs jungt.“ — „Dei frigt Druwäppel int Ge-
sicht.“ Bekommt jemand einen Berweis, so wird
das rhinologisch ausgedrückt: „Sei hett ne Näs
fregen.“ Erlebt jemand etwas recht Unangenehmes, so
sagt der Niederdeutsche: „Dat is em eflig in de Näs
troffen.“ Unternimmt jemand etwas für ihn durch-
aus Unpassendes, so heißt ein darauf bezüglicher
plattdeutscher Reimspruch:

„Stst 'n Näs un denn 'n Brill,

Un denn süh tau, ob't passen will.“

Auch einige wenige Volksrätsel beziehen sich auf die
Nase, z. B. das Rätsel: „Wat rußt am irsten, wenn
man in de Apteif rin kümmt?“ — Antwort: „Dei
Näs.“ — „Wat is dat Blankste in de Kirck?“ —
Antwort: „Den'n Paster sien Näsdruppel.“ — Wer
ein besonders „glühendes“ Geruchsorgan bei sich
führt, „dei kann sich Nietstiden an de Näs anstecken“
oder „dei brukt sien Näs as Lücht in'n Düstern“.



**Der Volkshumor als Namensgeber und
Neckkobold.**

Auf den verschiedensten Gebieten treffen wir den deutschen Volkshumor als Namengeber. In bunter Fülle streut er die Synonymik des Lächerlichen über ganze Landschaften und Stämme, über Städte und Dörfer, über Stand und Gewerbe aus, sucht bei allen die närrische Seite heraus und fühlt durch allerlei Necknamen und Neckreime sein Mütchen. Besonders im 14. und 15. Jahrhundert hat diese deutsche Neck- und Spottsucht durch lächerliche Namengebung in der reichsten Blüte gestanden. Wunderliche Ränze gab und gibt es auch noch heute vielerorten, wenn auch nicht in dem Maße wie früher. Und zu dieser oder jener närrischen Seite eines Ortes wurden lächerliche Züge und Streiche à la Schilba mit großem Behagen hinzugedichtet, und das Närrische, das Romische, das Burleske oder das harmlos Drollige an Personen, Ständen und Berufen wurde durch den dichtenden Volkshumor mittelst Übertreibung oder Erfindung wesentlich vermehrt und bedeutend gesteigert. Meistens war diese sogenannte Fopperei nicht böse gemeint, aber die unverbäumten Scherze, namentlich diejenigen ältesten Datums, waren meistens recht grob und schmutzig, entsprachen aber dem Zeitgeschmack. Selbst Himmel und Hölle, Weltheiland und Gottvater dienten dem humoristischen Fabulieren und Karikieren des übermütigen Volkshumors, der in seiner naiven Harmlosigkeit sogar mit den erhabensten Dingen seine oft recht unziemlichen Scherze trieb und auch den im Mittelalter so sehr gefürchteten

Teufel mit seinen lustigen Schnurrpfeifereien nicht verschonte, ihn mit allerlei Spitznamen belegte und in Hunderten von lustigen Anekdoten als den „geprellten“ Teufel der spöttischen Nachrede preisgab.

Sehen wir nun, wie der Volkshumor sich als Namengeber den verschiedenen Berufen und Ständen gegenüber verhält. Da nennt er beispielsweise die Schnittwarenhändler „Ellenreiter“, die Großkaufleute „Pfeffersäcke“, die Materialienhändler „Seringsbändiger“, die im Geschäft tätigen Gehilfen „Ladenschwengel“. Für die Gelehrten, die dem Volkshumor bekanntlich die Verkehrten sind, hat er den Namen „Büchertwürmer“ geprägt. Die Ärzte laufen im Volksmunde als „Pflasterkasten“ umher. Die Apotheker sind die „Giftmischer“ oder „Billendreher“, die Schreiber nennt der Volkshumor die „Federfuchser“. Den ehrenrührigen Namen der „Rechtsverdrehler“ *) bekommen die Advokaten angehängt. Sie sind auch im Volksmunde „Beutlräumer“ und „Abulisten“. Auch Priester und Mönche verfallen der Spottlust in hohem Maße. „Monachus ein Teufel, Diabolus ein Mönch.“ Die Mönchskutte wird ein „Schelmenfutteral“ genannt. Prälaten und Pastoren haben nach dem Volksmunde ein „Prostmahlzeitgesicht“ im Sinne des Satzes: „Wünsche wohl gespeist zu haben!“ Auch auf dem Gebiete des Studentenwesens könnte man eine reiche Ernte von Spitznamen einheimfen; ebenso auch bei den verschiedenen Handwerken.

Da haben wir den Gärtner als „Quäkenpuhler“, den Seemann als „Jan Maat“, den Schuster als „Pechhengst“ und „Drahtklemmer“, die Maurer als „Dreckschwalben“, den Seiler als „Galgenposamentierer“, die Säger als „Windbeutel“, **) die Barbieri

*) Rechtsverkehrten. — **) Laubfrösche.

als „Bartpuzer“ oder „Buzbüdel“. Müller und Schelme waren dem Volksmund des 15. und 16. Jahrhunderts Synonyme. Die Bettler führten den Spitznamen der „Klinkenpuzer“ und der Bauer wurde „Lapp“ genannt. In den unflätigen Fastnachtsspielen werden die Bauern ständig als „Nüpel“ und „Rümmel“ verspottet.

Ganz besonders wird das Schneiderhandwerk und der Meister „Med-Med“ mit der Lauge des Spottes begossen und ihm aller erdenkliche Schabernack angetan. Abraham à Santa Clara verspottet den Schneider als den „Herrn zu Fadenhofen und Zwirndorf, Edler von der Nadel“. In Westpreußen sagt das Sprichwort: „Wobon de Schuster lebt, mot de Schnider starwe“, weil nämlich ein Schuster durch ein Gericht grauer Erbsen mit Speck vom Wechselieber erlöst wurde, ein Schneider aber, der dasselbe Mittel gebrauchen wollte, elendiglich um sein bißchen Leben kam. Feigheit und Verzagttheit bezeichnet der Volksmund mit dem Ausdruck „Schneidercourage“. Ein Spottreim aus Bayern sagt:

„Nächten bin i fischen gange,
 Und da hat mir's g'raten,
 Hab' einen buckligen Schneider g'fange,
 Hab' ihn lassen braten.
 Wie er braten ist gewesen,
 Hab' i geschrien: Zum Essen!
 Kommt ein verstoßlner Spak daher,
 Hat mir den Schneider g'fressen.“

Übrigens werden kleine Weißfische im Hannoverischen an verschiedenen Orten mit dem Spottnamen „Schneider“ bezeichnet, wie denn auch der Hering unter der Flagge „Schneiderkarpfen“ segelt.

Ein anderes Spottgedicht von den Schneidern lautet:

Die Schneider beim Quartale, die hielten einen
Schmaus.

Die aßen ihrer neunzig, neunmal neunzig
Von einer gebratenen Maus.

Zum Essen muß man trinken, da schmeckt's noch-
mal so gut.

So tranken ihrer neunzig, neunmal neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und als sie alle geessen hatten, da waren sie
alle satt.

Da tanzten ihrer neunzig, neunmal neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und als sie alle tanzten, da raschelt' eine Maus.
Da fuhren ihrer neunzig, neunmal neunzig
Zum Schlüffeloch hinaus.

In der Schweiz ist das Lied vom „Schneck und
Schneider“ weit verbreitet. Es heißt:

Sei, lustig Blut und unverzagt,
Es hätt' ä Schneck en Schneider g'jagt.
Und wär der Schneider nit waidli gesprunge,
So hätt' de Schneck den Schneider bezwunge.
Und wär nüt ä Floh dazwüsche cho,
So wär der Schneider ums Lebe cho.
Jetzt hät er en postpapierige Mage,
Me gönnt fußzehnhundert Schnecke dri jage.

Die beiden letzten Zeilen dieses Spottgedichtes
sind etwas dunkel. Sie reimen sich zwar am Ende,
aber der Inhalt reimt sich schwerlich zusammen. In
anderen Spottliedern auf die Schneider wird häufig
auf ihre Verwandtschaft mit dem Ziegenbock ange-
spielt, so schon 1469 zu Regensburg. Immer wieder
liebt es der Volkswitz, den Schneider als einen leichten

windigen Gefellen ohne Mut und Tatkraft hinzustellen und ihn der Lächerlichkeit preiszugeben.

Und was ein rechter Schneider ist,
Muß wiegen sieben Pfund.
Und wenn er das nicht wiegen tut,
So ist er nicht gesund.

Schon zu Luthers Zeiten hatte man das Sprichwort, daß neun Schneider an einem Ei genug haben. Ebenso ist: „Er friert wie ein Schneider“ eine weit verbreitete Redensart.

Eins aber wird dem Schneider niemals nachgesagt, nämlich daß er dumm sei. Im Gegenteil:

„Maurerlist und Schneidertrug
Dem Teufel selber sind zu klug.“

An Spottnamen hat es auch gar manchen Wirtschaftshäusern nicht gemangelt, zumal wenn ein Wirt darin hauste, der den Gästen durch teure Preise das Fell über die Ohren zu ziehen suchte. Da gab es in Schlesien die „Beerbeutel“, „Behrbeutel“, „Segebeutel“ und am Unterlauf der Weser das „Begefack“, wonach der ganze Ort seinen Namen bekommen hat. Die „Robiskrüge“ (Hölle) waren an verschiedenen Orten zu finden. Bei Silbesheim und Dresden, bei Hamburg-Horn und Elberfeld, sowie bei Breslau waren Schenken und Gasthäuser, die den Namen „Rechter Keller“ führten.

Eine ganze Anzahl von Gewerben macht ein volkstümlicher Spruch aus Friesland namhaft. Er besagt:

So'n Fisker de buren geit,
Wenn de Sünn boven't Water steit,
Un'n Müller, de schlafen deit,
Wenn de Wind üm de Møhlen weith,
Un'n Bur, de sin Saatkorn seit,
Wenn de Himmel noch Floeden streit,
Un'n Bur, de süd noch net freit,

Wenn sin Beeh in dat Kälwerland greit,
Un'n Jung, de an't Freejen geit,
Wenn hum de Koll dör de Anaken schleit, —
Selpt niz, de sünd un bliben verdreit.

Wie einzelnen Ständen und Gewerben vielfach durch den Neckbold des Volkshumors ein Spottname angehängt oder dem Handwerk durch spöttische Nachrede allerlei Unrühmlisches nachgesagt worden ist, so hat sich der Volkswitz als Namensgeber auch der deutschen Stämme und Landschaften bemächtigt und ihnen allerlei humoristischen Laß angehängt.

Weil die Schlesier in Unkenntnis einen langohrigen Esel für einen Hasen verzehrt haben sollen, nennt sie der Volksmund „Eselfresser“. Die „kemietlichen“ Sachsen werden weidlich mit ihrem „Bliesencaffee“ und ihren „Bäckpflaumen“ geuzt. Die Franken waren vormalß versöhrien, als seien sie alle aus „Nymwegen“. Ging doch früher das Sprichwort: „Ein fränkischer Reiter sieht durch neun Kittel, wie viel Geld man im Sacke hat.“ Drum: „Wähle den Franken zum Freund, doch nicht zum Nachbarn.“ Die „blinden“ Hessen können bekanntlich vor neun nicht sehen, werden vor 30 Jahren nicht gescheut und nach 30 nimmt der Unberstand schnell bei ihnen zu.

Wenn Schlehén und Holzäpfel mißraten,
Saben die Hessen nichts zu fieden und zu braten.“

Die Bayern gelten im Volksmund für geizig, grob und gefräßig. Vor allem aber sind die Schwaben eine Zielscheibe für die Spottlust ihrer Stammverwandten. Sie werden gar erst mit 40 Jahren gescheidt und machen zwischen 50 und 60 noch sogenannte „Schwabestreiche“. Das Märlein von den sieben Schwaben reicht bis ins graue Altertum zurück und ihre Hasenherzigkeit nebst den im blauenden Flachsfeld geübten Schwimmkünsten haben schon manchen Lachen gemacht.

In den nachfolgenden Versen haben wir eine volktümliche Anzäpfung zweier deutscher Gauen vor uns. Die Volksreime lauten:

„In Samaiten und Littauen
Findet man wenig fromme Frauen.
Viel Städte und wenig Mauern,
Wenig Freyen und viel Bauern,
Viel Waldes und wenig Feldes,
Viel Kaufleute und wenig Geldes,
Viel Räder und wenig Eisen,
Viel Graue und wenig Weisen,
Viel Bett und wenig Feder,
Viel Schuh und wenig Leder,
Viel Herrn und wenig Knecht,
Viel Galgen und wenig Recht.“

Der nordwestliche Teil des ehemaligen Königreichs Hannover, Ostfriesland, wird wohl als „Muffrika“ im Volksmunde bezeichnet. Vielleicht hängt diese an üble Dünfte und Dünste mahnende Bezeichnung mit den dort üblichen Moorbränden zusammen.

Pommernland ist im Volksmunde das Land grober Gesellen. „Schlafen und saufen wie ein Pommer“ ist eine volksmundliche Redeweise.

Dem Ostfriesen ist der „Feeling“ oder Westfale aus dem Lande der „Skinken“ ein Dummerjahn. Ein Handwerksburschenspruch sagt von Westfalenland:

„Grob Brot, dünn Bier und lange Meilen sind in
Westfalia,

Willst du's nicht glauben, so lauf da.“

Von den Züten erzählen die Schleswiger allerlei dumme Streiche und stellen sie als alberne Leute hin. Ebenso bezeichnet der Volksmund die Mecklenburger als gutmütig dumme „Hüffelsköpfe“. Brandenburg ist die märkische „Streusandbüchse“.

So reibt sich der Humor des Volkes an ganzen Landschaften und ganzen deutschen Stämmen in der verschiedensten Weise, und kaum ein Gau ist von diesen Anzapfungen der uralten deutschen Fopplust ausgenommen. Vor allem aber necken und foppen sich einzelne Städte und Dörfer. Die Zahl der deutschen Narrenorte ist ziemlich groß. Daher mag ihnen auch ein besonderes Kapitel gewidmet werden.



Varrenorte.

Sogenannte Narrenorte finden sich bei allen Völkern. Altertum und Neuzeit, Morgenland und Abendland haben ihre Narrenstädte aufzuweisen. Bei den Griechen des Altertums war es Abdera, bei den Türken das närrische Sivrikissar, bei den Engländern ist es Gotham, bei den Irländern Baddytown, bei den Franzosen die Gascogne. Bei uns Deutschen sind es vor allem Schilda, Schöppstedt und das Mecklenburger Teterow, die zu den bekanntesten Narrenorten gezählt werden dürften. Um jeden der genannten Orte hat das Koboldtum des Volkshumors einen blumenreichen Kranz von allerlei Schwänken, Hiftörchen und Anekdoten gewoben und eine Unmasse von dummen und törichten Streichen „ausgeheckt“, die allesamt diesen Narrenorten in die Schuhe geschoben werden. Städte und Dörfer, groß und klein, bilden die Zielscheibe guter und schlechter Witz und Hänseleien durch den lustigen, deutschen Volkshumor, der es sich mit Vorliebe angelegen sein läßt, eine möglichst lächerliche Parikatur des Spieß- oder Pfahlbürgertums in seiner bornierten Kurzsichtigkeit und Schrullenhaftigkeit zu liefern.

Die Anekdotensammlung über die berühmten „Schild- oder Dalenbürger“ wurde 1598 von einem humoristischen Sammler derartiger „*N a i v e t ä t e n* aus einer verkehrten Welt“ herausgegeben, um allerlei Schrullen und Grillen zu vertreiben. Das Buch ist nur eine Zusammenfassung von allerlei Albernheiten, Schwänken und Witzgen, die von

gewissen Orten in den einzelnen deutschen Landschaften von Mund zu Mund gingen und die man — wenn auch zerstreut — bereits in den älteren Anekdotenbücher vom „Pfaffen Amis“, dem „Peter Leu von Hall“, dem „Pfaff von Kalenberg“, dem dumm-pfiffigen „Eulenspiegel“, auch in Heinrich Hebels „Facetiae“, in „Schimpf und Ernst“ des Barfüßermönchs Pauli (1518), in Kirchhofs „Wendunmuth“, einer Bearbeitung der Hebelschen Sammlung, in Jörg Widrams „Kollwagenbüchlein“ und in Lindners schmutziger Botologie des „Ragiporus“ findet. Torheit soll an die Stelle der Weisheit treten, um das unter Weiberherrschaft zerrüttete „Schilda“ in dem imaginären Lande Narragonien aus Verwirrung und Zerrüttung zu retten.

Ohne Zweifel hat diese Sammlung der Schildbürgerstreiche wesentlich dazu beigetragen, daß die sogenannten „Schwabenstreiche“ des südwestlichen Deutschlands über angebliche Gimpelien und Pinseleien dortiger Narrenorte auch auf sächsische, schlesische, pommerische, hannoversche, schleswig-holsteinische, mecklenburgische und ost- und westpreussische Orte übertragen wurden. So kommt es auch, daß infolge des „Lalenbuches“ dieselben Störchen mit ihrer satirischen Foppnatur weit von einander entfernten Städten und Dörfern nachgesagt werden. Man hört die Narrenschellen Schildas überall in deutschen Gauen auf dieselbe Weise läuten. Zwar gibt es mancherlei Varianten, aber der Grundgedanke dieser Narreteien ist derselbe. Man will dem Nachbar gern etwas am Zeuge flicken und greift, wenn eigener Witz und Phantasie fehlen, zu den „Schildbürgerstreichen“ des Lalenbuches.

Wenn beispielsweise Heinrich Hebel von den schwäbischen Mundingern erzählt, daß sie Störche von ihren Wiesen vertreiben wollen, so kehrt das auch

bei den Ellikonern im Kanton Zürich wieder, nur daß da die Felder von wilden Schweinen verwüstet werden. In beiden Fällen aber wird der mit dem Fortjagen Beauftragte von vier Männern auf einer Bahre umhertragen, um in Feldern und Wiesen das Betreten von Getreide oder Gras zu vermeiden. Und wenn die Hebel'schen Mundinger Sturm läuten, als sie zum ersten Male einen großen Krebs sehen, dann einen weitgereisten Schneidergesellen über das Untier befragen, da er doch etwas von den „Scheren“ verstehen muß und dieser Held meint, wenn das Ungeheuer keine Turteltaube sei, könnte es wohl ein Hirschbock sein, so kehrt dasselbe Hirtörchen bei den holsteinischen Bauern zu Thaden wieder, nur hat sich bei ihnen der Krebs in einen großen Frosch verwandelt. Ebenso wird die wohlweife Prozedur des Schildbürger Holzstamm-Transportes nicht nur den Salbanern in Tirol, sondern auch noch mehreren anderen Orten in Norddeutschland in die Schuhe geschoben. Die Sense als grasfressendes Ungeheuer, das Säen von Salzamen und Ruhfamen, kommen bei einer ganzen Anzahl von Dörfern auf das humoristische Narrenkonto, ebenso, daß manche Dorfbewohner einen Hal, Krebs oder Frosch hätten „grausam“ ertränken wollen oder daß sie einen nach Luft schnappenden Hecht als Singvogel in einen Käfig gesperrt hätten.

Mitunter rieb sich der Volkswitz an dem Namen mancher Orte. So behauptet der Volksmund von den Wylern auf Föhr, sie hätten für ihren Flecken keinen Namen gewußt, und da habe das Gequike eines Ferkels sie auf den Namen „Wyl“ gebracht. Sehr häufig muß eine besondere Speise dazu dienen, einem Orte einen Spitznamen aufzuhängen. So werden die Walderheimer im Elsaß die „Schneedenschlezer“ genannt und die Dieden-

heimer haben den Spitznamen der „Mehldesch“ bekommen. Die Eßlinger Schwaben werden „Zwiebeln“ tituliert und die Karauer führen den Namen „Pappenhauer“.

Die Alzeier in Rheinheffen, welche eine Geige im Wappen führen, weil Volker, der Spielmann des Nibelungenliedes, dort seinen Geburtsort hatte, werden die „Fiedler“ genannt. Den Spottnamen „Kröpfle“ haben die Hirschauer in der bayerischen Oberpfalz. Der Volkswitz dichtet ihnen „Waden am Hals“ an. Außerordentlich gesegnet mit sogenannten Narrorten, denen man allerlei Schildbürgerstreiche andichtete, ist in Norddeutschland die Provinz Preußen und Schleswig-Holstein, in Süddeutschland vor allem Schwaben, ferner Tirol und die Schweiz. Gegenseitiges Necken der Bewohner trifft man fast auf allen friesischen Inseln; jeder weiß dem andern eine Torheit anzuhängen und sucht ihn lächerlich zu machen.

So behaupten die Amrumer von den Bewohnern der Insel Föhr, sie hätten — gleich dem Schildbürger Rathaus — eine Kirche ohne Tür gebaut, auch hätten die Föhringer einst den sich in der See spiegelnden Mond mit einem Netz herausfischen wollen, weil sie ihn für einen schwimmenden Käse gehalten hätten. Die Romöer werden gleich den Leterowern geneckt mit der Kirchenverschiebung. Auf Romöe ist's eine rote Zacke, in Leterow des Bürgermeisters Kopf, der auf der Südseite hingelegt werden soll, um bis dahin — zwei Ellen werden angegeben, die Kirche vorwärtszuschieben. Ein geriebener Gauner, der den Rat erteilte, hat dann inzwischen das Kleidungsstück weggenommen und spiegelt den leichtgläubigen Narren vor, die Kirche stände jetzt auf dem Kleidungsstück. Den Thodenern wird ein Frosch aus dem Anekdotenarsenal des

Volkswitzes als „grausam“ unbekanntes Tier „aufhängt, die Gabeler kaufen sich für 300 Taler eine „Rage im Sad“ zum Mäuseausrotten und zünden, um den „Menschenfresser“ wieder loszuwerden, ein Haus ihres Dorfes nach dem andern an. Auch den Büsumern und Salenburgern wird dieselbe Geschichte nachgesagt.

Den Bewohnern des Dorfes Jagel bei Schleswig mußte ein Sperling mit einem Strohhalme erst die Wege weisen, die Balken nicht quer, sondern der Länge nach ins Haus bringen. Die Hoftruper sind vor allem als Narren verrufen. Ihnen dichtet der Volkswitz eine Scheuer an, worin sie alle ihre Dummheiten aufbewahrten. Das Gebrumm einer Hummel in einer leeren Biertonne jagt sie in wildeste Flucht, denn das ist der „Krieg“, der macht „Bum, bum“! Auch die Bishorster in der Haselborster Marsch werden weidlich mit ihrem Seil nach der Kirche, respektive nach dem „Sad“ geneckt, und die Risdorfer bei Bramstedt umgeben das grasfressende Tier, „die Sense“, die ein Geestbauer vergessen hatte, mit einer hohen Dornhecke und bringen — gleich den Schildbürgern — Licht in Säcken in ein Haus, bei dem sie die Fenster vergessen hatten. Andere Narrenorte in Schleswig-Holstein sind Ruffau bei Blön, Neuenkirchen an der Mündung der Elbe, Fockbeck bei Rendsburg und Gramern bei Gadersleben.

Den Fockbeckern dichtet man die Ersäufung eines Males an, der ihnen die in einen Leich gesetzten gesalzenen Seringe verzehrt haben sollte, und die Büsumer sind bekannt als bescheidene Leute, die vergessen, sich selber mitzuzählen bei ihrer bekannten Schwimmpartie, von der Kopisch so drollig in seinen „Gistörchen“ zu erzählen weiß. Alle diese Narrenorte und Necknamen finden sich in Müllenhoffs

„Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg“. Von dem vielgefoppten Büsum wird noch erzählt, wie sie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie sie den Mond aus dem Brunnen ziehen wollten, wie sie das Feld mit Kuhfamen bestellten, und wie ihrer etliche in Hamburg in dem Pastor der Michaeliskirche, der eine große Salzkrause trug, denjenigen Mann entdeckten, der ihnen ihren Mühlstein gestohlen hat. Genaekt werden auch die Böeler als die „Fahlenbieters“ und die Söruper als die „Soniglickers“.

Auch in dem ehemaligen Königreich Hannover gibt es eine ganze Anzahl von Orten, die mit allerlei Neckereien verfolgt werden; so vor allem die Dörfer Dransfeld und Zühnde bei Göttingen. Den Dransfeldern sagt man wie den Schlesiern nach, sie hätten Jagd auf einen Esel gemacht, da sie ihn für einen großen Hasen angesehen hätten. Die Göttinger seien ihnen aber zuborgekommen, hätten den Esel gefangen und als Hasen verspeist. Daher bekamen die Dransfelder den Necknamen „Hasenköpfe“, die Göttinger aber wurden „Eselfresser“ genannt. Das Dransfelder Bier taufte der Volksmund „Hasenbier“ oder „Hasenmilch“. Ferner gehören Peine, Bardowiek und Burtehude zu den Orten, die mit allerlei Neckereien angezapft werden. Bei Burtehude bellen die Hunde bekanntlich mit dem „Steert“. Ein alter Tanzreim von Burtehude lautet:

„Broder, id' un du,
 Wy gah't na Burtehu,
 Wöllt den'n Bur'n in'n Keller krupen
 Un em all sin Beer utsupen.
 Broder, id' un du,
 Wy gah't na Burtehu.“

Die Bardowieker darf man nicht nach dem Wohlergehen ihres „Bullen“ fragen, sonst können sie sehr unangenehm werden.

Der Braunschweiger Ort Schöppenstedt verdankt seine bekannte „Berühmtheit“ als Narrenort wahrscheinlich dem benachbarten Dorfe Aneisligen, das als Geburtsort des Schalknarren, Till Eulenspiegel, bezeichnet wird. Vielleicht hat man bei „Schöppenstedter Streichen“ auch an schafsdämliche Streiche zu denken, da Schöps und Schaf in Braunschweig und Hannover Synonyme sind.

Ein vollgedrückt, gerüttelt und geschüttelt überflüssig Maß von Narrenstreichern und Torheiten ward dem „berühmten“ Teterow in Mecklenburg-Schwerin in den Schoß geschüttet. Da ist der bekannte Hecht, da ist der am Stadttor emporgezogene Stadtbulle, der oben Gras fressen soll und auf halbem Wege schon die Zunge zum Halse herausstreckt, was der Teterower wohlweise Rat mit der Bemerkung begrüßt: „Aha, hei lidmünnt all“. (Er leckt schon das Maul darnach.)

Da ist ferner das ausgebrütete „Pferdee“, das Ausmessen des Brunnens, die vorhin erwähnte Kirchenverschiebung und dergleichen mehr. Teterow ist eben das Schilda Mecklenburgs, über das der fopplustige Volkshumor einen ganzen Sack voll Torheiten ausgeschüttet hat.

In Bommern finden wir die Wolliner „Stintköpfe“, die Gamminer „Blunderköpfe“ und die Gollnower „Pomuffelsköpfe“ (Dorsch). Den Anklamern wird der Name „Swinetrekker“ angehängt, weil sie vor dem Herzog, der Schwäne von ihnen verlangt hatte, mit Schweinen angezogen kamen. Die Stralsunder werden mit dem Namen „Gans Ratt“ geneckt, da sie einst mit Wehr und Waffen

gegen eine Raße im Kirchturm gezogen seien, weil sie glaubten, es sei ein Fuchs.

Das durch den Räuberhauptmann Wilhelm Voigt in allen fünf Weltteilen bekannt gewordene Köpenick in der Provinz Brandenburg verdankt der Sage nach einem großen Krebs seinen Namen. Er soll den Leuten beim Verkauf zugerufen haben: „Köpe nich! Köpe nich!“ Die Osterburger und die Moriner in der Neumark haben den Namen „Bärenstecher“, weil sie einen friedlichen Bullen für einen Bären hielten und ihm mit Spießen und Stangen zu Leibe gingen, bis er tot war. Das Abdera oder Schilda Preußens ist Domnau, das auch, gleich den Teterowern, den hochgezogenen Stadtbullen unter seiner Narrenstreich-Chronik aufzuweisen hat. Daher findet man auch in Frischbiers Sammlung preußischer Sprichwörter die Redensart angeführt: „Se löckmolt wi de Domnausche Stadtboll.“ Die preußischen Schippenbeiler haben den Necknamen „Erbsenschmecker“ bekommen, weil sie, wie ein Hiförchen erzählt, einem Bauern zur Probe ein ganzes Fuder grauer Erbsen „aufgeschmeckt“ haben sollen. Von dem Dorfe Rominten, das sehr schmutzig war, und wo man anstatt der Kühe nur Ziegen halten konnte, geht im Volksmunde die spöttische Redensart: „Gah na Rominte, Zigge opschwänze“, damit sie nämlich mit dem Schwanze nicht in den Dreck kämen, wie die Schwänze der Kühe. „Möckeprotscher“, das heißt Mückenspritzer, nennt man die Bewohner des Dorfes Fischhausen im Samlande, da sie einst, als dicke Rauchwolken um ihren Kirchturm herumwirbelten, eifrig mit der Feuerspritze nach — dichten Mückenschwärmen Wasser gaben.

Den Necknamen der „Sperlingschluder“ und „Glomsnickels“ tragen die Königsberger angeblich, weil sie eine gewisse Vorliebe für Sahne und saure

Milch bezeigten, die im Volksmunde wohl als Glumse oder Glumse bezeichnet wird. „Sperlingschluder“ werden die „Königsberger“ genannt, weil ihnen vorzeiten in den altstädtischen „Zapper“ am alten Rathaus (einem mit einer Krone gezierten Kopf, der jeden Stundenschlag der Rathausuhr durch Auf- und Zusperrn des großen Mundes anzeigte), ein Sperling hineinflog und in dem Klappmaul den Mechanismus ins Stocken brachte. Die Einwohner des kleinen Städtchens Löbenicht bei Königsberg (heutzutage eingemeindet) haben einst wegen eines Neptuns mit dem Dreizaß, der an einem Hause angebracht war, einen Aufruhr gemacht, weil sie den Neptun mit dem Dreizaß für einen Bauer mit einer Mistgabel hielten, der ihnen zum Hohn an dem Hause angebracht war. Ihr Spitzname war nämlich „Bauern“. Die Bewohner des Dorfes Wissowatten werden mit „Gietzsch! Gietzsch! geadt, ein Lockruf für Pferde, weil sie aus Unkenntnis einst statt eines Glentiers ein Füllen verspeist haben sollen. Eine alte Urkunde verkündet, daß der, welcher durch Wissowatten reist und Gietzsch! Gietzsch! ruft, zur Strafe eine Tonne Bier und eine Leine Kringel zahlen soll. Von Rückgarben, einem Dorfe bei Schippenbeil berichtet Frischbier das Sprichwort: „Se heft et önnertlich, wie de Rückgartwische Kinder.“ Dies Sprichwort der Umgegend hat darin seine Ursache, daß bei einer Visitation der Superintendent, der unzufrieden mit den Leistungen der Kinder war, von dem Lehrer die Entschuldigung zu hören bekam, die Kinder hätten es innerlich.

Die Einwohner der preußischen Stadt Frauenburg werden nach einer alten Anekdote die „Bockstoßer“ genannt und wer nach Frauenburg kommt, „ist in den Bockstall geraten.“ Die Mülhhauser haben einen großen Krebs im Teich an der Kette

liegen, damit er ihnen die Stadtmauern nicht zerfriszt. Das Dorf Draupchen bei Insterburg hat den Spitznamen „Pieptrurig“ und von den Bewohnern Billkallens sagt man, sie stocherten gern in den Bähnen, um zu zeigen, daß sie Fleisch gegessen hätten, wemns auch nur Buttermilch gewesen wäre. Die Goldbacher bei Tapiau heißen „Brachertreiter“, weil ihre Hunde der Sage nach einst einen Bettler zerrissen hätten. Auch Radsche, Tolke mit und Ruhmenen sind Orte, die allerlei Fopereien ausgefzt sind. In Nikolaiten findet man einen Stinbhengst an der Kette liegen. Die Gegend von Binten wird die „Hundstürkei“ genannt. Die Rastenburger ärgert man mit dem Namen „Kapufendiebe.“ Die Goldapper führen den Spitznamen der Ferkelmacher. Der Sage nach soll ein arglistiger Maler ihnen am Rathause das Stadtwappen als eine Sau mit Ferkeln in Öl gemalt haben, darüber aber in Wasserfarben das richtige Wappen. Durch feuchte Niederschläge wurde das Wappen abgspült und die Sau mit Ferkeln trat zutage.

In Schlesien ist vor allem das kleine Städtchen Polkwiz als Narrenort zu nennen. Auch ihm werden, gleich dem Mecklenburger Teterow allerlei Schildbürgerstreiche aufgehängt. Im Königreich Sachsen fällt der Stadt Schilda der Löwenanteil des Narrenbürgertums zu. In der ganzen Gegend zwischen Torgau und Wurzen weiß man von den Schelmenstücklein der Schildaer sattfam zu erzählen. Auch Adorf und Mußschen sind sächsische Narrenorte. In Hessen sind die Griesheimer und Schwarzenborner als komplette Narren verschrien. Auch Cochem an der Mosel und Hefftrich im Nassauischen zählen zu den Narrenorten. In Cochem hat man beispielsweise bei Kriegszeiten die Glocken in die Mosel versenkt, an dem Rahn aber eine Kerbe ein-

geschnitten, um die Stelle wiederzufinden, bei der es geschehen war. Es ist dies eine Variante des Teterower Sechtes.

Wie man aus Kuhn „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen“ erfährt, ist auch das Land des Pumpernickels und des „Stinkens“ reich an Narrenorten. Die Blomberger „Langoehren“ schreiben sich von dem Esel her, der als Variante des Stadtbullen von Teterow in Blomberg das Gras auf dem Torturm abfressen sollte und jämmerlich dabei verreckte. Die Kleinenberger an der Egge werden, wie noch andere Orte, verantwortlich gemacht für das Ausbrüten von Kanonenkugeln, die man ihnen als „Pferdeeier“ aufgeschwagt hatte. Ebenso sollen sie auf Anraten eine Menge Kuhkäse in die Erde gesteckt haben, um Röhre aus den ausgesäten Käsen zu erzielen. Die Mossenberger machten es beim Verjagen der ihnen unbekanntem Störche ebenso, wie die schwäbischen Mundinger: Vier Mann tragen den Jäger auf einer Mistbahre über die Felder, damit er den Roggen nicht zertrete. Nachher ist großes Erstaunen darüber, daß dennoch soviel Korn heruntergetreten ist. Die Bewohner von Attendorf werden von ihren Nachbarn mit dem Spitznamen der „Kattenfillers“, d. i. Katzenhinder, geneckt. Die Wechter in Westfalen machen es wie die holsteinischen Bishorster. Sie sehen die Sterne in einem Teiche flimmern, meinen es seien die Kerzen in der Kirche und springen einer nach dem andern ins Wasser. Der Teich ist zuletzt so voller Beine, daß keiner seine eigenen herausfinden kann. Der Ort Südeswagen soll aus dem Ausruf eines Käsefuhrmanns, der Hü, Käsewagen! gerufen habe, entstanden sein.

Auch in Süddeutschland gibt es Balenbürger und Narrenorte mit Spitznamen genug. Die Manheimer in Franken werden „Serrgottsbader“

genannt, weil sie ein staubiges Kruzifix bei einer Prozession in einem Teiche sauber abgewaschen haben. Die Nürnberger, die bekanntlich keinen hängen, sie hätten ihn denn, heißen „Herrgottschwärzer“, weil sie ein silbernes Kruzifix der Sebalduskirche schwarz anstrichen, um es vor der Raubgier plündernder Soldaten zu verbergen. Von den Karlstädtern wird dasselbe erzählt, wie von den Bewohnern Cochems. Die Münchberger und Weißenstädter rangieren mit den sieben Schwaben in gleichem Range, die ersteren ziehen gegen einen Büdel zu Felde, die letzteren rücken mit Wehr und Waffen gegen einen Bactrog vor. Wenn Würzburger Handwerksburschen in Karlstadt einwanderten, wurde ihnen die Frage vorgelegt: „Was machen die Heiligen auf der Mainbrücke?“ — Die Antwort mußte lauten: „Ein Duzend!“ Wußte der Bruder Straubinger dies nicht, so wurde er nach Würzburg zurückgesandt, um sich dort näher zu erkundigen. Ähnlich machten es die Schweinfurter. Ihr Stadtwappen war ein Adler; im Volksmunde die „Eule“ genannt. Daraufhin fragte man die Handwerksburschen: „Was macht die Eule?“ — Die Antwort mußte lauten: „Nichts!“ In der Oberpfalz wird Hirschau als Narrenort erwähnt, ebenso werden von Schörobenhausen allerlei Valenbürgerstreiche berichtet. Die Weilheimer neckte man mit dem Namen „Gimpel“.

Mit Narrenorten ziemlich reich gesegnet ist Schwaben. Davon berichtet Meier „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“ mancherlei. So heißen die Seebronner bei Rotenburg die „Sensenschmeder“, weil einst bei einem Bauern unrechtmäßigerweise Hanf gemäht war und der Ortsvorsteher, um den Dieb zu entdecken, alle Sensen des Ortes auf das Rathaus bringen ließ, damit der

Übeltäter an dem Geruch seiner Sense erkannt werde. Schmecken und riechen sind in Schwaben synonym. Außer den bereits erwähnten Girschauern werden auch die Riebinger wegen ihrer Mondfischerei im Neckar weiblich geneckt. Man belegt sie im Volksmunde mit den Namen „Mondfänger“ und „Stangenstrecker“. Von einer sagenhaften Hexenbrotgeschichte erhielten die Bewohner von Tartheim den Spitznamen der „Eierleger“. Die Ulmer werden „Späpli“ genannt. Die Kottweiler sind die „Eselausbrüter“. Einen Kürbis, den sie noch nie gesehen hatten, hielten sie für ein Ei und zwangen den Bürgermeister, den Kürbis auszubrüten. Als dieser lange genug darauf gefressen hatte, ohne daß sich etwas Lebendiges zeigte, warf er den Kürbis ärgerlich über eine Mauer. Der Kürbis zersprang und erschreckte einen im Grase schlummernden Hasen; dieser lief spornstreichs davon. Die Kottweiler aber schrien: „Schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen.“ Von den Hornbergern ist die Redensart allgemein bekannt: „Das geht aus, wie das Hornberger Schießen“. Die guten Leute hatten an alles gedacht bei ihren Vorbereitungen zum Scheibenschießen, nur das Pulver hatten sie vergessen. Weil die Derendinger bei einer Eierlieferung auf die Säcke sprangen und die Eier zusammentraten, damit mehr in die Säcke hineingingen, werden sie die „Gelbfüßler“ genannt. Die Einwohner des Städtchens Aalen werden mit ihrem schlauen Spion geneckt, der dummdreist in des Kaisers Lager ging und sich dort als Spion von Aalen vorstellte.

Die wunderbarsten Dinge aber erzählte man in Württemberg von dem Dorfe Ganslosen. Ganz allgemein gelten Narrenstreiche in Württemberg als Gansloser Streiche. Das bekannte Ausmessen des Brunnens und die mit einem Dache versohene

Sonnenuhr sind zwei Nummern aus dem reichen Narrenkontobuche dieses Dorfes in der Ecke des Filstales. Übrigens haben die Gansloser ihren Ortsnamen über Bord geworfen und sich — um Hänseleien zu entgehen — in Audorf umtaufen lassen. Ob sie dadurch den spottlustigen Nachbarn den Mund gestopft haben, erscheint sehr fraglich.

Auch im Elsaß haben eine ganze Anzahl Orte im Volksmunde ihre Necknamen bekommen. So heißen die Straßburger mit ihrem Spitznamen die „Meisenlöcher“, die Kilstetter nennt der spottlustige Volkshumor die „Fröschevertränker“, die Bewohner von Kolmar heißen „Knöpfler“, die von Pfirt werden „Spoasen“, d. h. Spitzbuben genannt, die Muzacher gehören zu der zahlreichen Gilde der „Mondfänger“, die Pfaffenheimer sind die „Bannsteinrücker“, die Türkheimer die „Lochschlupfer“, die Oberbronner sind die „Büchsenjäger“. Allerlei Anekdoten von Narrenstreichen haben die Veranlassung zu diesen Necknamen gegeben.

Nicht weniger reich an Narrenorten ist auch die Schweiz, wie man aus Rotholz „Schweizerfagen aus dem Margau“ ersehen kann. Elliker und Salbaner wurden bereits als Sonnenschein-Sackträger erwähnt. Von den Hornussern im Fridtal wird dieselbe Geschichte erzählt, daß sie sich auf eines Spatzvogels Rat gutes Wetter auf der Apotheke holen wollten, wie dies von den Schöppenstedtern berichtet wird. Um die volkstümlichen Spitznamen der alten aargauischen Städte zu erklären, erfand man die Anekdote, daß dem vom Kostnizer Konzil nach Frankreich ziehenden Papste auf seinem Wege in Brugg Rirschuppe, in Lenzburg grüner Ziegenkäse, in Aarau Mehlbrei, in Olten Trochsuppe, in Narburg Schnecken, in Zofingen aber ein mit Fasanen und Kapauern behangener Dohse zum

Mittagsmahl angeboten worden sei. Daher heißen seit alten Zeiten die Brugger die „Chriesfüppler“, die Lenzburger werden „Schabziegerstöckli“ genannt, die Aarauer „Bappenhauer“, die Oltener „Frösche“, die Aarburger „Schnecken“, die Zofinger aber „Döfen“. Den Spitznamen die „Gaißen“ führen die Bewohner von Sempach und Bürau, von Seengen, Wolschwil und Umiken. Bürau hat sogar die Gaiß im Wappen. Mehrere Orte der Schweiz führen den Spottnamen „Esel“, so die Bremgartener, Mellinger und Klingnauer.

In dem Dorfe Schindsnacht hat man als Wappen einen Halbmond. „Scheine uns zur Nacht!“ — „Schin z' nacht“ soll in alten Zeiten der Dorfspruch gelautet haben. Böse Nachbarmäuler aber wollen erzählen, daß die Dorfbewohner dereinst in einer argen Bedrängnis ihre letzte Milchkuh hatten schlachten müssen. Das hätten sie aber aus Scham mitten in der Nacht getan. Zudem sei die Kuh nicht handwerksgerecht geschlachtet, sondern handwerkswidrig „geschunden“ worden. Daher der Name „Schindsnacht“. — Ähnliches wird noch einigen anderen Schweizer Ortschaften vorgeworfen. Der Geschundene ist in diesen Fällen ein Esel. So nennt man neckenderweise die Bewohner von Frauenamt die „B'schindesel“, während die Leute in Tögerig die „Eselsohren“ genannt werden. Spottend ruft man ihnen „Ja“ nach; auch wird von ihnen dasselbe berichtet, was schon im Don Quixote von den Eselsdörfern angeführt wird, daß sie sich nämlich wegen dieser Spöttereien arg befehden und wild miteinander raufen.

Eine ganze Anzahl von Ortsneckereien findet man auch außer in Hocholz „Schweizersagen aus dem Aargau“ in dessen Schrift über das „Nlemannische Kinderlied und Kinderpiel in der Schweiz“. Da

sind die wegen ihrer Unmäßigkeit im Essen verspotteten Bewohner von Lunzhofer und die mit ihrem Holzdiebstahl geneckten Leute von Nued. Da müssen sich die Einwohner von Seon den Spitznamen „Milchbeden“ gefallen lassen, weil ihre Glocken einen so blechernen Klang haben, wie klirrendes Milchgeschirr. Überhaupt ist dem Glockengeläut vieler Ortschaften irgend ein Spottvers untergelegt, der sich sehr häufig auf angebichtetem Glockenraub bezieht, so z. B. in G'stad an der Aarau in Herzogenbuchsee im Berner Land. In letzterem Orte soll sogar der Teufel den „Glockenschelmen“ beim Glockenraube einen Ziegenbock zur Hilfe gesandt haben, denn dem dumpfen Glockenton ist der Vers untergelegt:

„E Gaisfueß het mi g'fume
 Dört uße bi's Grubers Briinne,
 B' Buchsee a der Stange
 Mueß ich armi Blogge hange.“

Im Kulmertale ruft die Dorfglocke zu Gontenschwil: „Mehlbrüehel Mehlbrüehel“ da man in diesem Orte angeblich noch lange Mehlsuppe statt des Kaffees genossen haben soll. Der Glockenmund von Asp, dessen Bewohner in der Umgegend als „Chelle“ oder grobe Klöße verschrien sind, verkündet: „Asperchelle, het siebzehe wölle!“ was auf die Kauflust der Dörfler gemünzt ist.

In Tirol, namentlich im Dostal und Unterinntal, aber auch in den Tälern von Dux und Ulten, Brandenburg und Baznaun sind viele Orte, die sich durch gegenseitige Neckereien aufzuziehen suchen. Der Volkssitte und dem Volkscharakter entsprechend, geschieht dies hier meistens in der Form topographischer Schnaderhüpfel, die sich als Erbgut von Kind auf Kindeskind fortpflanzen. Vor allem das Besachtal in Kärnthen wimmelt von solchem

topographischen Volkshumor, wie wir ihn besonders auch im Norden in Schleswig-Holstein antreffen. Die Salzburger sind die „Stierwäscher“. Sie haben nämlich eintge Zentner Seife darauf verwendet, den schwarzen Stier ihrer Viehherde weiß zu waschen. Der Schaum floß in die Donau. Da meinten die Wiener, es sei Milch und kamen mit Flaschen angetragen, um die Milch hineinzufüllen. Daher werden die Wiener wohl als „Flaschelträger“ geuzt.

Auch manche böhmische Orte sind sogenannte Narrenorte. Die Bewohner von Aufzig werden mit ihrem Galgen geneckt, die Duzer in der Nähe von Töpliz mit ihrem Bier. Heißt es doch: Als Christus am Kreuze nicht sterben konnte, habe man einen Schwamm in Duzer Bier getaucht und ihm denselben hingehalten — da sei er auf der Stelle gestorben. Von den Bilinern werden auch mehrere Schildaer Streiche berichtet. Ebenso stehen die Brüger mit den „Dumsdorfern“ in einer Nichtlinie. Die Buchauer bei Carlsbad darf man ebensowenig nach dem Heiligen Geiste fragen, wie die Bardo-wieker nach ihrem Stadtbullen. In Seestadel bei Komotau soll der heilige Hans als „allseitiger“ Schutzpatron gar zwei Gesichter haben, wie seiner Zeit der Gott Janus bei den Römern. In Türmitz bei Aufzig muß der Gemeinbediener die Uhrzeiger am Zifferblatt der Rathausuhr alle Viertelstunde mit einer Stange vorschieben, weil kein Uhrwerk vorhanden ist. Die Einwohner von Klostergrab sind den Spöttereien der Umgegend ausgesetzt, weil sie einen Dudelsack für einen Lindwurm angesehen haben sollen. — So säufelt das neckende Lüftchen des deutschen Volkshumors durch alle deutschen Gaue, bald lind und leis, bald aber auch mit kräftigem Blasen. Der Sinn für koboldartige

Nederei und Fopperei steckt eben tief im Wesen der deutschen Stammesangehörigen; mögen sie im Norden oder Süden, Osten oder Westen wohnen, gefoppt wird, wo es geht, bald derb, bald fein, bald grobkörnig plump, bald zartfönnig in reizender Drolerie, selten aber in scharf zupackender Satire und beißender Ironie. In den meisten Fällen sind die scherzhaften Nedereien durchaus harmloser Natur. Itzende Schärfe im Duft und Stachel zum Reizen von Wunden sind kaum im vielblumigen Strauße zu finden, den uns der Volkshumor mit behaglich schmunzelndem Lächeln darreicht.



Komik in der Kirche.

Man sollte es fast nicht für möglich halten, daß der ausgelassene mittelalterliche Volkshumor selbst bis in die geweihten Hallen der Kirchen vordrang und in ihnen bei allerlei Motria seine sogenannten „Eiselsfeste“ feierte. Bossenreißerei und derbe Ukereien mit Mummenschanz waren zur Vorfastenzeit und Osterzeit nichts Seltenes, selbst vor den Altären nicht. Es will uns schier nicht in den Sinn, was wir in dieser Beziehung von Kirche und Kanzel lesen, wo sich zur Komik leider nur zu oft die derbsten Unflätereien im Munde der „patres“ gefellten.

Seitenstücke dazu sind die mancherlei fragenhaften Bildwerke, mit denen mittelalterliche Baumeister hier und dort die Kirchen zu „zieren“ liebten. Ja, auch die Malerei des Mittelalters feierte in ihrer köstlichen Naivetät wahre Triumphe der Realistik und ging tatsächlich mehr als einmal bis an die äußersten Grenzen des Zulässigen. Findet sich doch beispielsweise ein altes niederländisches Gemälde mit der Darstellung von Isaaks Opferung, auf welchem der alte Meister dem Vater Abraham statt des Messers schlankweg eine Pistole in die Hand gibt. Und wie vereitelt der in den Wolken schwebende Engel Gottes die beabsichtigte Tötung? Auf sehr einfache Weise, indem er nämlich das Pulver auf der Pfanne in der natürlichsten Art von oben herab unbrauchbar macht. Unter dem naiven anachronistischen Bilde finden sich die Worte:

„De Engel p . . . em up de Bann,
Nu scheet he, wenn he scheeten kann.“ —

Daß man ein solches Bild in der Kirche aufhängt, erscheint uns Kritikastern, denen der naiv-humorvolle Sinn mehr und mehr schwindet, kaum glaublich.

Ebenso sonderbar mutet uns der „Kanzelhumor“ und die realistische Komik der mancherlei Predigten aus jener spaßhaften Zeit mittelalterlicher Mönchs- oder Kapuzinerreden an; war doch in ihnen öfter mehr von Spaß und Neckereien samt allerlei Allfanzereien die Rede, als von Glauben und guten Sitten. In diesen „Kapuzinerpredigten“, von denen uns auch Schiller in „Wallensteins Lager“ ein ergötzliches Stück hinterlassen hat, spielten schon frühzeitig sehr viele komische Redensarten nebst Wortspielereien, possenhaften Wendungen und lachhaften Einfällen in Hanswurst-Manier eine nicht unbedeutende Rolle. Das Volk aber fand Geschmack an einer derartigen stark gewürzten Kost. Es gefiel ihm, wenn vor allem die Kapuziner sich oft nicht darin genug tun konnten, ihre Reden auf der Kanzel mit allerlei albernen und oft auch sehr drastischen Späßen und derbkomischen Anspielungen zu spicken. Selbst Scherze zweideutiger Art fehlen dabei nicht. Auch werden mitunter die intimsten Dinge in brutaler Weise ans Licht gezerrt.

Und doch hören wir nicht, daß irgendwie und irgendwo in jenen zotologischen Zeiten beispielsweise jemand an den mitunter saumäßig groben aber recht witzigen und wortspielerischen komischen Auslassungen des berühmten Kanzelredners Abraham a Sancta Clara, jenes ungemein grob-dreisten und derb-sinnlichen schwäbischen Augustinermönches Ulrich Megerle, Anstoß genommen hätte oder ernstlich gegen ihn zu Felde gezogen wäre. Die damalige

Zeit vertrug eben die derbste Kost der saftigen Reden mit schmunzelndem Behagen. Jener Augustinermönch Ulrich Megerle, mit seinem Klosternamen Abraham a Sancta Clara genannt, starb 1709 als Hofprediger in Wien. Rücksichtsloser Freimut derbster Sorte ließ seine ungemein starke satirisch-humoristische Ader mitunter in geradezu unerhörter Drahtik auf der Kanzel sprudeln. Er bringt da Dinge vor, die man heute nicht ohne Kopfschütteln lesen kann. Ohne Frage aber wohnte in seinem beweglichen Körper ein ungemein phantasiereicher Geist und eine in blendender Weise sprudelnde Kombinationsgabe, viel tüchtiger Verstand und große Welt- und Menschenkenntnis. Oftmals aber sind die barocken Ergüsse seines vielseitigen Kanzelhumors trotz ihrer treffsicheren Komik für unser Auge und Ohr zu stark gepfeffert und daher ungenießbar. Eine Unmenge von Wortspielen und öden Reimereien, ein Konglomerat von possenhaften Anekdoten, ledernen Legenden, derben Boten, guten und schlechten Witzen nebst stark gefalzenen, kräftiger Schimpfreden machen eine ganze Reihe von seinen komischen Predigten zu einer reinen Ganswurfstade. Daneben zeigen sich wieder in vielen seiner Kanzelreden Stellen von großartigem Schwung und feurigster Begeisterung. Aber fast alle enthalten — dem Zeitgeschmack entsprechend — ein Gewimmel von funterbunten komischen Wortspielereien, die jedoch oftmals geradezu in Harlekinmanier an den Haaren herbeigezogen werden. Man urteile: „Obulus und Diabolus ist fast ein Ding.“ „Corpus in einem Anagramm heißt Porcus; diesem Tier ist nichts lieber, als sich im Kot wälzen.“ „Oft sind die Accidentia lauter Occidentia.“ Von der Schönheit sagt er in einer Predigt: Sie ist eine Angel, ein Engel, ein Agstein, ein Eckstein, ein Brunnen, eine

Brunst, eine Wiese, ein Wasen, ein Bach, ein Bech, eine Tafel, ein Teufel. Ein Teufel, von dem sich ein jeder gern holen läßt; eine Tafel, bei der ein jeder gern tut schmarozen; ein Bech, an dem ein jeder will kleben; ein Bach, in dem ein jeder will baden; ein Wasen, auf dem ein jeder will grasen; eine Wiese, die ein jeder will mähen; eine Brunst, bei der sich ein jeder will wärmen; ein Brunnen, aus dem ein jeder will trinken und so fort.

Die Geizigen fährt dieser Gottesstreiter in seiner unverblichnten Weise an und sagt: „O, ihr elenden Gimpel! Ihr tut schaben und graben, ihr tut schnaufen und laufen, ihr tut treiben und reiten, ihr tut springen und ringen, ihr tut trennen und rennen nur wegen des Geldes. Ihr trinket nicht genug, ihr esset nicht genug, ihr schlafet nicht genug wegen des Geldes. Daher stehen euch die Augen im Kopfe wie zwei hohle Rußschalen. Die Wangen sind erbleicht wie ein alter pergamentner Lehrbrief. Die Haare sind euch zerstreut wie ein abgestochenes Schwalbennest. Eure Beine sind nur mit der Haut überzogen wie eine alte Garnisontrummel. Ihr elende Geldschaben und Gelddraben müßt samt eurer Müß und Arbeit noch dazu ewig braten. Ihr vernunftlosen Geldkäfer, wem sammelt ihr?

Den betrügerischen Maurern sagt er: „Dorius, als der erste Maurer, soll von den Schwalben das Handwerk gelernt haben. So hat er gewiß dasjenige von ihnen auch abgelernt, was sie einmal dem frommen Tobiae erwießen. (Tob. 2, Vers 11.) Ganz besonders liebt er den Soldaten die Leviten, indem er sagt: Das Weib im Evangelio hat den verlorenen Groschen wiedergefunden. Der Joseph hat seine saubern Brüder gesucht und gefunden, der aber Zucht und Ehrbarkeit bei Soldaten sucht, wird nit viel finden. Jenem Blinden, dem der Heiland das Ge-

sicht erstattet hat, kamen zuerst die Leute vor wie die Bäume. Wir kommen die Soldaten vor nit wie die Bäume, sondern wie die Stauden und Dornhecken; denn es darf kein Weib vorbeigehen, welche solche Seden nit am Rock zupfen und anhalten. Die Fischer in Holland fangen zuweilen die Meerfräulein im Wasser, aber unsere Soldaten fangen sie gar oft auf dem trockenen Lande, und ist ihnen keine Belagerung lieber als bei Magdeburg, zumalen keine Magd oder ehrlche Tochter vor ihnen sicher u. s. f.

Den Bürstenbindern schreibt er ins Gewissen-Stammbuch: „Willkommen, ihr säubern Bürstenbinder. Ihr tut andere säubern und bleibt selber unsauber. Das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: Er sauft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandelbürsten. Eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber das Maul staubt bei euch nimmermehr; denn es allzeit von Wein und Bier feucht ist. Darum kein Wunder, daß eure Arbeit so liederlich, und wird ein Borstwißch kaum viermal gebraucht, da fängt er schon an sich zu mausern wie eine alte Bruthenne.“

Was für legendäre Geschichten er zuweilen zwischen die Predigt zu streuen liebt, mag folgende noch ziemlich zahme, aber doch ganz charakteristische Probe dartun: Des Kaisers Deocletiani Landvogt Dulcidius wußte an einem Orte drei edle, schöne Jungfrauen, welche ganz fromm und Christo dem Herrn ihre Jungfrauschaft gewidmet hatten. Es wollte aber solche Lilien der liebetobende Landvogt selbst abbrocken. Stürmet derentwegen bei nächtlicher Weile das Haus dieser englischen Nymphen, wird aber durch eifriges Gebet derselben von Gott also wunderbar verblindet, daß er den geraden Weg der Rüche zueilet und sind ihm allda die ruhigen Kessel und Pfannen vorkommen wie die Jungfrauen. Da-

her er dieselben die ganze Nacht durch stets geküßt und gebüßt, umfassen und gehalten und nicht anders vermeint, als habe er, was er verlangt. Den andern Tag nahm er den Weg nach Hause mit großem Kontente, verwundert sich aber, daß ihm die übermütigen Gassenbuben nachlaufen und ihn für einen Narren ausrufen. Ja, etliche flohen vor ihm, der Meinung, er sei der lebendige Teufel. Viel haben ihn mit Steinen und Prügeln dergestalten bewillkommen, daß er mit schnellem Fuß nach Haus geeilt und geschwind sich vor den Spiegel gestellt. Da hat er mit Bestürzung gesehen, daß sein Angesicht vom Ruß und Schmutz so zugerichtet, daß er einer Kopie des Teufels ähnlich gesehen.“

Ein ferneres Beispiel als Probe dafür, was dieser Wiener Kanzelhumorist sich in den Mund zu nehmen getraute, bietet die auszugsweise Mitteilung einer Predigt, worin der streitbare Abraham à Santa Clara gegen den Gebrauch von Kaffee, Tee und Schokolade eiferte. Er sagt: „Vor die Weiber gedunket er mich etwas zu hitzig zu sein; denn es ist das Weibervolk jetziger Zeit ohnedem hitzig genug — zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und darf sich die Frau keines Schokolade-Ziegels bedienen, den Mann in das Register der unsterblichen Sahnreihen einzuschreiben, sondern vielmehr einer abkühlenden Frescade oder aber gefrorenen Saftes, deren sie sich in der Fastnacht nach allzu großer Strapazierung zu gebrauchen pflegen, indem dem Manne mehr daran gelegen ist, die Venus zu dämpfen, als selbe zu wecken.“ — Weiter heißt es an anderer Stelle: „Ihro Gestrengen, die alte Frau von Krachbein und Dörrnüm, welche nunmehr mit der Hilfe Gottes das sechzigste Jahr und in der 52. Wochen die 12 Stunden erlebt, hat unlängst dem Herrn Doktor bekennet, daß sie eine solche Sit' im

Leibe und dabei einen solchen Antrieb der Natur empfinde trug einem Mägdelein von 16 Jahren, weilen sie sich eine Zeit hero gänzlich zu dem Schokolade gewöhnet und allezeit eine Schale voll austrinke, ehe und bevor sie in die Predigt gehet. So hat denn auch nicht weniger dem Herrn Feuerfay, welcher in dem academischen Leben allbereits sein Pulver und Blei verschossen, seine junge Frau alle Tag ein halb Pfund Bistaken und einen ganzen Schokolade-Ziegel verordnet, damit er die geschwächte Natur wieder zu rechtmäßiger Stärke bringe.“

Derartige Bikanterien in der Kirche auf der Kanzel vorzutragen, grenzt doch geradezu ans Unglaubliche. Und doch geht die Drahtik und Plastik des Augustinermönches Ulrich Megerle auch in bezug auf geschlechtliche Verhältnisse zuweilen noch bedeutend weiter, als die beiden mitgetheilten Predigtproben andeuten.

Unter den komischen Käuzen protestantischer Kanzeln sind vor allem zwei zu nennen, die sich auch in weiteren Kreisen als originelle Kanzelhumoristen einen Namen gemacht haben. Das ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts der eigenartige Hamburger Pastor *Balthasar Schupp* und der ebenfalls mit gesalzenem Humor begabte *Johst Sackmann*, der von 1680—1718 in dem Dorfe Zimmer bei Hannover Pastor war. Beides sind ein Paar durchaus komische Kanzel-Käuze voll Witz, Schalkhaftigkeit und Naivetät, deren Ursprünglichkeit in ihrer Wirkung bei *Johst Sackmann* ganz wesentlich durch den Umstand verstärkt wurde, daß er sich bei seinen Predigten durchweg der Volkssprache, also des *Plattdeutschen* zu bedienen pflegte. Leider sind nur noch wenige von seinen originellen Predigten im Volkston vollständig erhalten. Am bekanntesten ist wohl seine Leichenrede auf den Küster und Schul-

meister Michel Wichmann zu Zimmer. Er sagt darin, nachdem er vorausgeschickt hat, daß es schon zu des Jesaias Zeiten Gebrauch gewesen sei, selig verstorbenen Personen eine christliche Leichenpredigt zu halten:

„As et am börigen Frydage, da et noch am Dische sat un myn betken Stoddfisch mit grönen Arsten to Lybe brocht hadde, un een Glücksten Aquavit darup setten wolde, kam myne jüngste Dochter Anntrynken togelopen un reip ut vollem Galse: „Papa, de Schaulmeester is dood!“ — „Assen myne Dochter my dat toreip, so düchte my dat eben so veel to syn, as wenn da steit: „Predige und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu! — Manch wyhnäjige Kumpen möchte hier seggen: Wat preddigt use Pastor? Ist alles Fleisch Heu, so moot ook wol alles Heu Fleisch wesen! My dücht aber, he wold' eene Kruse Nässe maken, wenn man em up der Rüste anstatt Fleisch Heu vorsätze. Ja, dat hedde et ook Dorfsake, Du grobe Gesell! Solst Du dynen Seelenhirten ook wol vor eenen Heuossen ansehen? Dabij sühst du eben, wo unentbehrlike Lüde Lehrer und Preddiger sünd, üm de Woorde recht uttulegen. Alles Fleisch ist Heu will so veel seggen: Alle Menschen sind wie Heu, sind so vergänglich wie Heu, oder, as de kristlike Kerke singt: „Alle Menschen müssen sterben, alles muß vergehn wie Heu.“ Alle Menschen, keenen utgenommen as Senoch un Elias. Aberst een oder twei Swalken maket keenen Sommer. Ja, wenn set de Dood mit Gelde wolde affloopen laten, so dāde manch Schraphals synem Garten noch wol eenen Stot un telle een dusend Dalerken af, un wenn et ook luter Wilbemansdrüddel wesen mösten; awerst de Dood let set de Hand nich smären. Ge maket et as use Schaulmeester, de plegde to seggen: Wat Bedder! Wat Fründ! Junge, tref de Bögen af.“

Sodann verbreitet sich der Prediger darüber, daß der Tod sich auch nicht durch Soldaten, Gellebarden und Flinten verjagen läßt, daß er selbst in das Schloß zu Hannover eingedrungen sei und dort die verschiedenen Landesväter bezwungen habe. Dabei kommt er auf allerlei politische Verhältnisse zu sprechen, verbreitet sich über Krieg und Frieden und erwähnt dann in ganz drollig naiver Weise einen Besuch, welchen er unter dem katholisch gewordenen Johann Friedrich in der Schloßkirche zu Hannover gemacht habe, um dort die „Castraten“ zu sehen und zu hören. Darauf setzt er seine Standrede folgendermaßen fort.

„Da nu de Dood de Forsten, Kaiser un Könige nich mal verschonet, wat is et denn to verwunnern, dat he set an usen Schaulmeester oof vergrepen hat.“ Dann folgt eine Lobrede auf Michel Wichmann, der nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen ist. Dabei setzt Jobst Sadmann in behaglicher Breite einleitend den Unterschied zwischen Kuh-, Schaf-, Schweinehirten und Seelenhirten, insbesondere nach ihren verschiedenen Arten, auseinander und sagt: „De gode selige Mann hadde de jungen, ef hebbe de olen Seelen under myn Upsicht. He weide de Lämmer, ef de Schaape. Ja, Schaape gänge wohl noch an, wenn man nich sau veele Böcke un Zägen darunner wören.“ Dann beschreibt der Pastor ganz eingehend die Strafart und Abmessung derselben durch den gerechten Richter Michel Wichmann: „Nadem eener sündigede, nadem wör he straft. Erst kreeg he Ohrfngen, herna Sandsmette oder Kniepfens, dann kreeg he eenen ledernen M . . bull — den toog he öhme ganz stramm in de Höögdde, dat dat Sinnerkasteel ganz prall ward — mit dem Stod bör de Bögen, un wenn he et gar to groff maket hadde, endlich eenen rechten mit de Raude bör

den blooten Steert nach der Ermahnung des weisen Königs Salomon: Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruten. — De Klauken hedde he vorher int Water leegt, dat se better dörtrocken un dese Strafe is oof am besten, da beholet de Jungen heele Knaken by. He hedde eenen besonderen Sandgriff dabj. Wenn de Böre herunner was, so kreeg he den Jungen twischen de Beene, slaug syn rechte Knee over öhme her, met de linke Sand heilt he öhme dat Genicke nedder, da hadde he öhn in syne Gewalt, dat he keenen Spalks maken kunne, wenn he met de rechten Sand hauete. Dat hebbe ek oof van öhme leert un by mynen Rinnern oof so maket; denn Artifici in sua arte credendum est. Mannigmal mosten se set oof wol mit dem bloten Knee up Kirschensteene sätten, un dat hulf by etliken mehr als Släge, na der Regul Pauli: Prüfet alles und das Beste behaltet.“

Dann wird dem bibelfesten, guten Lehrer nachgerühmt, daß er wohl einige Meilen weiter von der Stadt ab zur Not Pastor hätte sein können. Darauf folgt eine sehr komische Abschweifung über den gemeinsamen Schulbesuch Wichmanns und Sackmanns zu Hannover, wobei der Name des Rektors Eruthropilus die Veranlassung gibt, über die Gewohnheit der Gelehrten zu reden, die ihre Namen lateinisch oder griechisch ummodelten. Dann berichtet Sackmann, wie er zum Rektor geht, ausgerüstet mit einem fetten Buter, wie er sein Examen besteht und einen Freitisch bei einem Ehepaar bekommt, wo die Frau die Hosen anghabt habe. Wie seine eigene Frau das später auch so machen wollte und wie er sie auf einen besseren Weg gebracht habe. Darauf redet er über die Pflege des Leibes, „doch also, daß er nicht geil werde“, spricht über die Art und Weise, wie er Fußbäder zu nehmen pflege und schließt daran

einige Worte über seiner Töchter Geschicklichkeiten. Dann kommt ein Exkurs über seine Brille, eine Anekdote von einem Advokaten und einem Präsidenten. Sodann landet er wieder bei der Frau mit den häuslichen Hosen und kommt endlich zurück zu seinem entschlafenen Küster, dessen Sangeskunst er rühmt und von dem er lobend erwähnt, daß er auch etwas Latein verstanden habe, „wo jue Rinner den Rugen van spoiret heft; denn he hadde immer welke, de de herrliksten Sentenzen un Sprüche uptoseggen wußten, to'n Exempel:

Surge, puer, mane, früh!
 Quando bubulcus treibt die Rüh;
 Quando subulcus treibt die Schwein,
 Sollst du schon in schola sein.“

Da lernden de Jungens de Vocabula mit Speelen un eene schöne Ermahnung dabij. Dat hebbe ek jük by synem Läben noch seggt: Wyd un syh is sau'n Schaulmeester uppem Lande nich, as Michel Wichmann. Wenn he de Preddigt in de Kerke herlas, so wußte er to rechter Tyd syne Stimme to erheben as eene Bosaune, un to rechter Tyd leit he se wedder fallen. Met de Collecte het he syn Dage keenen Pudel maket, as annerstwo fakten (bisweilen) schüht. Met worde nülik noch vertellt, dat to Zsenhagen im Lüneborgschen, wo dat adelike Jungfernkloster is, am ersten Wynnachtsdage, da twei Preddigten holden weret, de Pastor up den Zeddel, wo he de Gefänge upschrift, des Namiddags settet: Die Collecte bleibt, wie sie diesen Morgen gewesen ist. Wat geschüht? As de Preddiger vör den Altar tritt und singt: Ein Kind ist uns geboren! Halleluja, so antwortet de dumme Dübel: „Die Collecte bleibt, wie sie diesen Morgen gewesen ist, Halleluja! Wat meint jü? Wenn hier de Schaulmeester so een dummen Strich makede, ek glöbe, jü leipen stante pe na Hannover

und verflagden den Pastor met samt dem Schaulmeester vör dem Consistoria.“

„Ja so geht's, Undank ist der Welt Lohn“, heist es dann weiter. „Dat säe oof de Supperdent, as ef hier by jük infoirt worde: Gselksarbeit und Bysekensfutter wöret jü my wol geben. Ef kann mek twarst eben groot nich besweren, dat jü my wat enttogen heft, averst dat wetet jü doch oof wol, dat de Parre so indränglich nich is, as se utropen ward, insonderheit, wenn man ein Häufchen lieber Kinder hat, wie ich habe! Beele Swyne maket den Drank dünne! — Garsten Dadsteen hatte et twarst god im Sinne, he hedde et my geern abdisputeert, dat ef nich so veel Swyne in de Mast schiden künne, as ef wolle. Averst wo ging et öhme? Was he nich in eener Stunne lebennig un dod? Wo he gefahren is, dat mag he weten; ef will öhme nich richten, averst dat was doch markwürdig, dat ef eben moste frank wesen, as he solde begraben werden, un öhme also keene Bykenrede kunne gehalten weren, as fünst Wyse un Gebruk is, tomal by so en Prinzipalburen, as he was. Da ging et öhme as dem König Sojakim: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Bruder! Ach, Schwester! Man wird ihm nicht klagen: Ach, Herr! Ach, Edler! — Er soll wie ein Esel begraben werden.

Met usem seligen Schaulmeester hadde he et noch flimmer vör. Et is van undenkliken Tyden Gebruk wesen, dat de Buren nich alleen dem Pastor, sündern oof dem Schaulmeester eene gewisse Tal Eier un eene brave grote Wost alle Jahr gebet. Da wulle düsse Karsten Dadsteen behaupten, dem Schaulmeester dat to geben wörre keene Schuldigkeit, sündern eene Gutheit, un he möste alle Jahre etlike Wefen vörher drüm anspreken. Se fraug my um Rat. Ef säe, he schölle dat nich daun, dat Consistorium wolde öhme schon bystahn. Wat geschah?

Carsten Dacksteen makede dat ganze Dörp rappelköpich, un as de Schaulmester syne Eier afholen wolde, da hadde'r eene Ule fätten. Se moſte glyk en Memorial an't Conſiſtorium obergerben, aberſt de Buren ſtaten ſek achter den Amtmann, düſſe was my domals oof eben upſettig, dat de Sake up de lange Bank kam.

Ek vergete et myn Dage nich, et was uppen Sönndag Nätare des Abends, as ek myne leſte Pype Tobak ſmökede un mynen Stummel eben weg legen un mit meiner lieben Hauſehre zu Bett gehen wollte, da woord en Geſchriht im Huſe: De Schaulmester un Carsten Dacksteen wullen einander im Kroege umbringen. Ek ſmeet glyk mynen Breeſtertock over, damet ſe mehr Reſpekt vör my hedden, un ging ſo, as ek was, im Poſtdoof met der Mütze un up Löffeln na dem Kroege, hedde aberſt eenen daban ball unnerwegs im Drede ſteken laten, wyl et ſtark geregnet hadde.

As ek dahin kam, hedden ſe einander noch in Gaaren un wören ſo bergrellt up einander, dat ſe mek gar nich gewahr woren, und hedden ſek oof de Ogen ſo dick ſlagen, dat ſe nich heruterſehen kunnen. Dat ging: ligge unnen, ligge boven. Ball behoolde de Schaulmester, ball Carsten Dacksteen die Deberhand. Ek ſach dat ſo en Wylken an! Endlik ſäe ek: Pax vobiscum. Aberſt ſe wuſten vör Dullheit nich, dat ek et was, bet dat ek endlik ſäe: Schalom lechal! As de Schaulmester dat Gebräiſche hörede, kunn he ſek wol endlik denken, dat et keener anners as de Paſtor ſyn künne, un leit glyks los. Ek wuſte wol, wer de meiſte Schuld hedde, darum ſä ek: Michel Wichmann, woröwer hat de grobe Ofſe met ju anfungen? Dat is ahne Zweifel öber de Eier herkommen. — Ja, — Herr Gebadder, ſäe he (ek bin Vadder to ſynem öldeſten Söhne) Carsten Dacksteen ſeggt und

flöket, se hebbt my de Eier affneden, un so wöre et föhrwahr en elennen Kerel. — Dat schölt se wol blyben laten, säe et, Michel Wichmann. Goat na Sus un loat jue Fru jük dat Blood afwaschen. Aberst def hahneboiknen Runks will et up den Sönnitag de Preddigt lesen. Se kreeg et oof, as jü alle wetet. Gadde et bether den Stab Sanfte bruket, so brukede et nu den Stab Wehe. Un wyl't nich anners syn kunne, so beet et in eene harde Nott, ging hen to' m Amtmann un verdroog mek met öhme. Da worden nich alleene dem Pastoren, sündern oof dem Schaulmester syne Eier so sajte maket, dat se keener wedder antastten weerd.

Unerdessen will et nich davör sweren, dat düsse Sake dem seligen Manne nich en Nagel to synem Sark wesen is. Denn wenn öhme so wat begegnete, so säe he nich veel, aberst he Pratt et in sek, un dat is veel schädliker, as wenn et eener herutbullern kann, wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm nicht genug danken kann; denn sonst läge ich längst auf dem Rücken bei der vielen Sorge, die ich meiner Gemeinde wegen habe.

Nun so schlafe sanft in deinem Grabe, du getreuer Hirte der Zimmerschen Lämmer! Ruhe aus von den vielen Beschwerlichkeiten, die du hier auf dieser bösen Welt von Alten und Jungen ausgestanden hast. Sollten auch gleich andere so undankbar sein und die Wohltaten, die du dieser Gemeinde erwiesen hast, nicht erkennen, so tröste dich damit, daß ich, dein Oberhirte, der es wohl am besten verstehen muß, das Zeugnis ablege: Michel Wichmann ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen.“

Ohne Zweifel waren diese drollig-naiven Ausführungen in damaliger Zeit für die kalenberger Bauern eine durchaus angemessene Kost und wurden

mit gebührender Achtung aufgenommen. Nach dem Urteil von Zeitgenossen soll Jobst Sadmann viel Gutes gewirkt und in Dimmer und weiterer Umgegend in hohem Ansehen gestanden haben.

Ein ähnliches Kanzel-Original war Johann Friedrich Spörer, ein Zeitgenosse Sadmanns, der seine urkomischen Predigten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Rechenberg in Franken hielt. Man kann sie in Scheibles „Kloster“ nachlesen. Der Anfang einer Kirchweihrede lautet auszugsweise:

„Heute ist Kirchweih, da essen die Bauern den Hirschebri. Wie kommt's, daß unsere Kirche heut so voller Deut ist? Ho, Kürbi ist im Dorf! sagen die Lautenbacher, Teufelsstätter, Wiedensteiner und Magenbacher, die Bursche vom galiläischen Gebirge werden wieder haufenweise kommen, daß man nit Ruhe hat, seine Suppen aus'm Höllhafen angerichtet zu essen. Das gottlose Volk meint, Kürbi sei um Fressens und Saufens willen usw. . . .

Gleichwie alle löblichen Gewohnheiten nach und nach verdorben, also ist's auch mit den Kirchweihen ergangen. Wenn die Kürbi kommt, der sogenannte Gottesdienst früh, Vormittag zuende und das gottlose Völklein den Löffel kaum von ihrem Maul hinweggelegt, dann kommen die Bauernbursch, und führet jeder ein Gretli, Bobeli und Bengeli an der Hand, die tanzen, springen, schreien wie die Hengste, saufen wie die Schweine, fressen wie die Säu, und dieses währet uf'm Toll- und Tanzhaus bei vierundzwanzig Stunden und wohl länger. Nachts schläft das saubere Völklein zusammen, mag nicht sagen, wie das zugehet, und also danken sie dem lieben Gott für die Erhaltung seines heiligen Wortes. O du toll und törichtes Volk! Dankst du also deinem Gott?! . . . Ihr seht euch nach der Kürbi, ich nit.

Babel, dort drunten, wie steht's mit Deiner Kürbi? Was kochst? So, eine Suppe aus dem Höllhafen, die Lumpen hangen zum Loben hinaus, das beste Vieh im Pfarrhaus ist die Raß, die Trappen fliegen und schreien über's Haus, Knapp! Knapp! Knapp! Gehst schmal her, der Schmalhans ist Küchenmeister. Gelt, Babel, dort hinten, bei Dir ist's noch ärger, Schua versoffa, barfuß geloffa. Deinen Flachs hast um Brantwein verhandelt, jezo hast Du kein Gemd anzutun. O du versoffene Gret! Wart! wart! Wie wirst Du eine schöne Himmelfahrt bekommen! Hinter der Hecken mußt sterben So geht das noch eine ganze Weile in oft sadgrober Weise weiter, und die eingestreuten Anekdoten sind auch nicht ohne. Die ehrsamten (?) Rechenberger Bauern mußten eben einen nicht zu kleinen Reiterstiefel voll Grobheit vertragen können, anders hätte ihnen Johann Friedrich Spörer unmöglich in dieser grobdrätigen Weise die Wahrheit gesagt. Höflichkeit und zart verblümete Andeutungen bei Ermahnungen und Warnungen waren nicht die Sache seiner Zeit. Die Bauern sollten angeschnarcht werden, daß ihnen höllenangst wurde. — Wie haben sich doch seither die Zeiten und Sitten geändert! —



Hamburger Witz und Volkshumor.

Unter den drei Hansestädten Hamburg, Lübeck, Bremen darf vor allem Hamburg einen gewissen Anspruch darauf machen, in mancher Beziehung auch einen ziemlich typisch ausgeprägten Volkshumor in besonderer Lokaltongart „bun de Woaterkant“ zu besitzen. Allerdings ist dies nicht in dem umfangreichen Maße und der so überaus scharf hervorstechenden Eigenart der Fall, wie es von dem eingeborenen Berliner gesagt werden darf. Das typische Gepräge eines lokalgefärbten Hamburger Volkshumors und das Signum des spezifischen Hamburger Witzes gilt vor allem von dem „alten, lustigen Hamburg“, wie es Dr. A. Borchhardt zu schildern versucht; es gilt vorwiegend von einer Zeitperiode, die heutzutage bereits gut 100 Jahre und mehr hinter uns liegt. Zwar hat sich auch heute noch alt-hamburgische Eigenart erhalten, aber die ungeheure Überflutung und Durchsetzung mit unzähligen fremden Elementen von auswärts, die das Wachstum jeder Großstadt bedingen und deren Inponderabilien in dem internationalen Hamburg, wo die Boten aller Völker verkehren, mehr als anderswo in Anschlag zu bringen sind, spielen heutzutage in bezug auf Volkscharakter und Volkshumor eine nicht zu unterschätzende Rolle an der Wasserfronte.

Überhaupt gab es in früheren Zeiten, wo der erbgeessene Bürger-, Handwerker- und Schifferstand dominierte, und der maschinelle Betrieb in jeglichem Gewerbe noch weit zurückstand hinter dem gemütlicheren und behaglicheren Handbetriebe, viel mehr

Ellbogenfreiheit und „lokales Grundwasser“ zur Speisung und Ausprägung eines bestimmten Volkshumors und gemütlich-behägigen Volkscharakters. Es gab mehr Bodenraum, mehr Lebensbedingungen und weniger Daseinsberneinungen für komische Originaltypen. Der Menschen „Eigenart“ ist in der heutigen, alles uniformierenden und nivellierenden Zeitströmung stark im Schwinden begriffen. Sogenannte „komische Käuze“, städtische Originaltypen, sterben allgemach gänzlich aus oder tauchen doch fast völlig in dem gewaltig breiten Strom der Menge unter. „Du fragest nach den Käuzen, du findest sie nicht mehr“, könnte man frei nach Chamisso sagen. Der Grund dafür liegt naturgemäß in der immer intensiver wirkenden allgemeinen Volksschulbildung. Die ständige Hebung der sozialen Unterschichten unseres Volkes sowohl in materieller als auch in geistiger Beziehung, sorgt mehr und mehr dafür, daß dem Ungewöhnlichen und stark Komischen in allerlei Lebensäußerungen und Betätigungen mehr und mehr der Boden abgegraben wird. Die Zeit eines Kirchhof-, „Gummel“, „Piepenreimers“ und anderer Hamburger Originale ist längs dahin. Derartige Typen und „Kirchhoffstreiche“ aus der guten, alten Zeit sind in unseren polizeilich wohlbehüteten Tagen und Nächten einfach unmöglich.

Ebenso undenkbar wie die Eulenspiegelereien des lustigen Weinwandmalers ist in unserer Zeit eine Persönlichkeit, wie etwa der originelle und sehr gelehrte witzige Hamburger Kanzelredner Balthasar Schuppius, eine der komischsten Kanzelerscheinerungen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Der „Sans Wurst“ führt in seinen stark gesalzenen satirischen Predigten sehr häufig das Wort. Schuppius wußte durch komische und drastisch wirkende Einschlagsfäden im Gewebe seiner Predigt die Hörer vollständig zu

packen und ihnen dabei doch derb ins Gewissen zu reden. Was heute mitunter nur ganz, ganz leise anklingt, das wurde in früheren Zeiten oft faustdiel vorgetragen. Aber hinter der satirischen Kanzelkomik, wie sie Schuppilus in witziger Weise pflegte, um seine „Böcke“ auf den rechten Weg zu bringen, steckt doch ein tiefer, sittlicher Ernst. Seine lustigen Fabeleien auf der Kanzel haben durchaus nicht nur den Zweck, angenehm zu unterhalten, sondern auch sie dienen „zur Lehre, zur Strafe, zur Warnung, zur Bichtung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschickt.“

Will man für den Hamburger Volkshumor und Volkscharakter ein typisches Stichwort prägen, so geschähe dies zweifellos mit dem echten Hamburger „Schnacl“: „Mi köhnt se all“ — Vom Berliner dürfte man dagegen als Kennmarke das Wort vernehmen: „Uns kann keener!“ Während der Urberliner gern in schnodderigster Weise stichelt oder prokt, offenbart sich in dem Humor des Mannes von der Wasserfante das gutmütig behäbige und breite, wenn auch etwas schwerfällige, aber dennoch fest auf sich selbst gestellte Wesen und eine selbstsichere Art und behagliche Ruhe, wie sie auch im alten Hamburger Kleinbürgerstande des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts anzutreffen war. Behagliches Schmunzeln, breites Lachen, schelmisch glänzende Augen und braun-bröfige Gesichter tauchen vor unseren geistigen Augen auf, wenn wir uns die kernigen Wasserratten und die behäbigen Spießbürgertypen aus der früheren Bürgerwehrzeit vorstellen.

Im Gegensatz zu den Berliner „Schnodderigkeiten“ der unteren Volksschichten fehlt dem Hamburger Schiffer- oder Quartiersmannswitz fast immer die dort oft zu beobachtende ägend satirische Schärfe einer rücksichtslosen Spottlust. Der Witz und

Humor des Hamburgers von der Wasserfante äußert sich weit mehr als gutmütiger Spott, der meistens heilenden Balsam in die geschlagene Wunde träufelt. Infolgedessen wird dadurch selbst bei dem Verulften durch dieses „Brüden“ durchweg auch ein schmunzelndes Lächeln hervorgerufen. Der Hamburger Witze sucht nicht „das Seine“, wie dies vom Berliner zweifellos behauptet werden darf. Der Spreathener will gern glänzen und tut sich oftmals auf seinen „Witze“ und seine Überlegenheit etwas zu gute. Das liegt dem Hamburger fern.

Um an dem Hamburger Volkshumor der unteren Schichten etwas durchaus Typisches hervorzuheben, mag eine verbürgte, absolut charakteristische Anekdote von der Wasserfante dienen. — Ein „Hamburger Jung“, mit dem nicht seltenen Namen „Hein“, fällt von einer Schute aus ins Wasser. Seine Kollegen, zwei Ewerführer, werfen ihm ein Tau zu und ziehen ihren Freund „Hein“ unter vieler Mühe aus dem Wasser heraus. Da fragt der eine den Geretteten: „Na Hein, wat dachst du di denn, as wi di so ruttredten?“ — „Dach“, sagt dieser ganz gleichmütig, „id dacht, wenn id nu loslat, denn fällt se beid up'n Sinnersten.“ — Meines Erachtens kann kaum ein helleres Schlaglicht zur Beleuchtung der behaglichen gleichmütigen und doch so kindlich drolligen Hamburger Eigenart des Volkshumors in den sozialen Unterschichten dienen, als es durch diese launig derbe Anekdote aus Ewerführerkreisen geschieht. Bei allen Leuten, die Sinn für derben Volkshumor besitzen, wird diese Schnurre gewiß — sofern sie nicht schon bekannt war — durch die Schlagkraft ihrer Situationskomik schallendes Gelächter auslösen und vermutlich selbst bei einem ausgesprochenen Griesgram noch ein schmunzelndes Lächeln hervorgerufen.

Zwei andere Ewerführer-Anekdoten typisch-hamburgischer Art mit der Pointe: „Leuf man'n Ogenblick, de Poppieren kohnt gliest noh“, oder dem unvollendeten Satz: „Sein, doh dat nich . . .“, lassen sich hier wegen zu großer Verbtheit nicht gut erzählen. Wer sie aber kennt, wird wissen, daß der Hamburger Volkshumor der Schifferkreise in der Hafengegend an urkomischer Drastik, Urwüchsigkeit und temperamentvoller Schlagfertigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Und der humorvoll goldige Gleichmut dieser Hanseaten der Wasserfante hat auch laut verbürgten Nachrichten selbst in den allerbedenklichsten Lebenslagen während des letzten deutsch-französischen Krieges glänzend die Feuerprobe bestanden und in manchen verzwickten Situationen ein erlösendes Wort gefunden, das durch seinen Witzfunken die nervenlähmende Spannung aufhob. Auch der bekannte Kriegsruf „Gummel“ mit dem obligaten Echo ist im fremden Lande mehrfach gehört und hat die erschlafften Lebensgeister von neuem belebt und angefeuert. „Gummel“ und auch der dichtende „Malweber“ sowie Kirchhof und Mattler nebst dem vielseitigen Direktor Dannenberg werden als komische Hamburger Käuze neben anderen Originaltypen noch lange im Volksmunde weiterleben und auch fernerhin zu einem ganzen Anekdotenfranze von Hamburgensien Veranlassung geben.

Eine eigene Gilde bilden die sogenannten „Fleetenfiker“ oder „Goppenmarktkeuben“ (Gelegenheitsarbeiter auf dem Goppenmarkt). Auch sie haben ihre besondere Note von Volkswitz und Volkshumor. Haben da eines guten Tages zwei dieser „Löwen“ zusammen durch Körbetragen eine Reichsmark verdient und einer fordert den andern auf „mal düchtig intoföpen“. „Gannis“ besorgt das nach besten Kräften und kommt wieder „mit en grotten Buddel un“

ne grote Lut". „Na Hannis“, lautet die Frage, „wat heft du insoft?“ — „Dat wif di segg'n, Hein“, antwortet der Gefragte, „for negen Groschen Röm un for eenen Groschen ohle Rundstüch!“ — „Minsch“, brummt Hein, „du büft je woll nich klof! For negen Groschen Röm is je ganz schein; aber Minsch, watt föölt wi mit all dat Brod?“ — Ganz vorzüglich ist auch jenes bekannte „Fleetenfikerwort“ über den ins Fleet gefallenen Nickel. Es lautet in seiner überwältigend trockenen Komik: „Versuupen wull ich die Dos, öber op disse Wies nich!“

Besonders kennzeichnend für den gemütlichen Hamburger Witz und Volkshumor ist das „Döntje“ von dem von der Arbeit heimkehrenden Arbeiter, der zu seinem Kollegen, welcher den ganzen Nachmittag betrunken in einem leeren Graben gelegen hat, um dort seinen Köminfulanerrausch auszuschlafen, sagt: „Kumm, Hannisbroder, kumm un moß nu Fierabend! Dat ward nu Tied!“ — Recht drollig ist auch jener mit unfreiwilliger Komik erstatteter Hinweis eines Hafenarbeiters auf eine hamburgische Eigenart, wovon die nachfolgende Geschichte berichtet. Eines Abends hört ein Fremder die Töne eines Trauerchorals von einem der Hamburger Kirchtürme erschallen. Er fragt einen vorübergehenden Hafenarbeiter nach der Bedeutung des Blasens. „Ach mien gode Mann“, entgegnet der Gefragte, „dit is noch nicks! Doa mutt de Herr erst mal heuren, wenn een von de Herrn Senators starft, denn bläst se von alle Doorns stünnenlang ümmerto: „Nu danket alle Gott!“

Schlagfertiger Mutterwitz offenbart sich in folgendem „Döntje“. Fragt da in einer „Röhminsel“ ein Arbeiter den andern, der infolge andauernden Genusses diverser „Lütt un Lütt“ gerade dabei ist einzunicken: „Na, Hein, du slöppst hier doch nich in?“

-- Der Eindrusselnde öffnet schlaftrunken die bleichen Augen und sagt ganz prompt: „Ne, id sloap hier ut.“ — Eine ganz drollige Situationskomik und eine gute Portion unfreiwilligen Humors steckt in dem Ausspruch und der begleitenden Pantomime eines Gelegenheitsarbeiters, der in einer dichtbesetzten Röhminsel auftaucht, sich den Kopf kratzt und sagt: „Dat sitt hier full!“

Nach Ansicht des Volkshumors blühte das Geschäft der Milchleute an stark regnerischen Tagen ganz besonders. Der Volksmund hat deshalb darüber das Hamburger Sprichwort geprägt: „Dat is vandag mal'n furchtbar Weder“, seggt de Melkman, „wenn man för'n Schilling Melk verköfft, denn regent dat wedder för'n Duwelschilling to.“ Von Sonntagsreitern, die in schlechter Haltung auf dem Pferde hocken, sagt der Hamburger Volksmund: „De sitt up't Beerd as de Nap up't Kameel!“ — „De sjont sien Been up't Oller, wo he to Foot loopen mutt.“

Als Herr Joh. Dietrich Luis zum Senator gewählt wurde, entstand der Volkswitz eines „Brachers“: „Nu hebbt de Herrn Senators oof Lüüs.“

„Kumm ruut“, sagt ein Ewerführer zu einem anderen, der zehend in der Wirtschafft sitzt, id will di een'n an de Snut geben!“ — „Du kannst mi tein an de Snut geben wullen,“ lautet die Antwort des Zehenden, „denn kohm id doch nich rut.“ — Ob der Witz freiwillig oder unfreiwillig gemacht wurde, das steht dahin, aber Humor steckt in beiden Fällen darin. Ebenso ist es eine recht drollige Äußerung, wenn der Volksmund von einem Arzt, der im Wagen die Zeitung liest, sagt: „Gnad Gott den'n sien armen Patſchenten! Sei studeert dat eerst ut de Zeitung, wat hei jüm verschrieben will.“

Kommt jemand zu den „Quartiersleuten“, um sich das Leben und Treiben in den großen Schuppen, Speichern und Lagerräumen anzusehen, so stößt man wohl den Besuch ein wenig darauf hin an, einen auszugeben, indem man ihm durch die Blume zu sagen pflegt: „Wi sünd hier an de Woaterkant, Herr, ober datt is hier hüt bannig dreuge Luft binnen.“ —

„Geihst du en bitten mit na Puttschermelle?“ fragt ein Eckensteher den andern. „Ne, min gode Jung“, war die Antwort, „doar sünd keen Liden no“. — Ebenso wird einem Hamburger Fachtbruder das betrübte Wort über den geringen Ertrag der Bettelerei in den Mund gelegt: „Ne, dat is goar keen Geschäft und Handwerk mehr. Man mutt doar rein bi tosetten.“

Ist zeitweilig in Hamburg nur eine geringe Sterblichkeit, so legt der Volksmund den Leichenträgern die Worte in den Mund: „Rinners, watt sall eenmaal ut uns warden? Doar is gor keen Leben mehr in de Stadt. De ganze Woch man een Rinnerlik.“

Als sich in dem tollen Jahr 1848 auch in Hamburg ein kleines Revolutionöchen anzuspinnen drohte, wollte ein Beamter die zusammengeströmte, unruhige Menge begütigen und fragte ganz gemüthlich: „Rinners, wat wölt ji denn eegentlich?“ — „Wi wölt de Republik!“ schrie die Menge. „Aber Rinners“, sagte der Beamte mit lachendem Munde, „de hebbt wi jo. Hamborg is jo ne Republik.“ Einen Augenblick war alles verdußt und still. Dann aber schrie einer: „Denn wölt wi een Roinig hebben.“ — Und alle Unzufriedenen stimmten gröhrend in den Ruf ein: „So, denn wölt wi een Roinig hebben.“

Ferner trat in demselben tollen Jahr ein Volksredner auf, der in sehr erregten Tönen von dem schlechten Budget in Hamburg sprach. Da rief ihm einer aus der aufgeregten Menge zu: „Bonehm wohnt düsse slechte Peer!? Wi wölt düssen Buttjett de Finster insmieten!“ Ein befreiendes Lachen vieler löste die erregte Spannung der Versammlung in Wohlgefallen auf. Unfreiwillige Komik ist naturgemäß am erfolg sichersten als ungewollter Lacherreger.

Auch der Stand der Hamburger „Köfchen“ darf bei der Kennzeichnung des Hamburger Volkswitzes nicht unberücksichtigt bleiben, haben doch diese Beherrscherinnen der Küche zumeist das Mundwerk auf dem rechten Fleck und wissen auf jede Frage eine prompte, treffsichere Antwort, die nicht selten einen gut gesalzenen und gepfefferten Witz in sich birgt. Von der Schlagfertigkeit einer mit gutem Mutterwitz begabten „Köfch“ zeugt folgendes Erlebnis. Eine Köchin geht mit dem früher üblichen kleinen Korbe zum Einholen über die Straße. Ein zum Scherzen aufgelegter Passant sagt mit ironischem Lächeln über die Kleinheit des Korbes zu ihr: „Köfch, sall ic nich en beten in ehren Korf sitten?“ — Die mundfertige Maid entgegnet sofort in witzig-schlagfertiger Weise: „Ne, Herr, de is ganz vull Sepels, geht keen Sleef mehr rin.“ — Dabei muß bemerkt werden, daß der Ausdruck „Sleef“ sowohl einen großen Auffülllöffel als auch einen nichtsnutzigen Menschen bedeuten kann.

Ein in volkstümlicher Weise besonders derb ausgeprägtes Mundwerk haben die gefürchteten Hamburger Fischfrauen, die den sich mißliebigen machenden Käufern und Käuferinnen mitunter Redensarten zu kosten geben, die nicht nach kölnischem Wasser duften. Zur Kennzeichnung dieser

derb-draftischen Fiſchfrauenwiſe möge ein noch verhältnismäßig mildes eigenes Erlebnis aus den 80er Jahren dienen. Fragt da eines Tags ein guter Freund und Fiſchliebhaber auf dem Sanſaplaß zu Hamburg, wo mehrere derartige „Damen“ ihren Stand haben, dies oder jenes über die verſchiedenen auf einem Brett ausgebreitet liegenden Fiſche und wundert ſich darüber, daß ein beſonders ſtattlicher Dorſch einen verhältnismäßig ſtark aufgetriebenen Leib hat. „Se, mien gode Mann“, ſagt die bereits ziemlich bejahrte, korpulente Fiſchfrau und lächelt eigenartig ſchmunzelnd dabei, „ic̄ gleub, de hett ſich woll nich good upfeuert.“ Wir ſahen uns an, lachten laut auf und gingen unter ſtiller Bewunderung eines derartigen „Mutterwiſes“ vergnügt von dannen. Jeder von uns war überzeugt, daß dieſer „Dame der Halle“ niemals im Leben das nötige Sprachwaſſer im Munde vertrocknen werde.

Allerlei Volkswiſe meiſt harmloſer Natur offenbarte ſich in früheren Zeiten auch auf dem ſogenannten Hamburger „Dom“, dieſem weitbekannten Hamburger Weihnachtsmarkt. Niemand ſah ſauer dazu, wenn er ehemals in launiger Weiſe auf dem Hamburger Dom angeführt wurde. Man lachte ſelber herzlich mit über den mancherlei ſcherzhaften Domhumbug, wenn beiſpielsweiſe in einem geheimnisvollen „Extrakabinett“ das verlockende „Hamburg bei Nacht“ gezeigt wurde und zwar dergeltalt, daß man für den gezahlten Extra-Obulus an der dunklen Rückſeite der Dombude hinausgelaffen wurde und nun „Hamburg bei Nacht“ vor ſich liegen ſah.

Auch nicht übel war folgender Domscherz eines Hamburger Spaßvogels. „Hören, ſehen, ſchweigen! Die Königin der Nacht!“ prangte vielſagend in großen Buchſtaben an einer Dombude, die ob dieſer orakelhaften Inſchrift vielen Zuſpruch hatte. Kam

man auf Grund der pythischen Worte mit gespannten Erwartungen in diesen Leinwandtempel hinein, so saß allda großäugig und stumm — eine Schleiereule, und der lustig Geprellte hatte für seinen Schilling Gelegenheit, lachenden Mundes das plattdeutsche Sprichwort: „Doar hett en Uhl säten!“ zu zitieren, hütete sich aber, Draußenstehenden beim Verlassen der Bude von diesem Reinfall zu erzählen. Im Gegenteil! Auf Befragen wurde sogar versichert, daß es schon der Mühe wert sei, diese wunderschöne „Königin der Nacht“ zu sehen.

„Die Geheimnisse des Paradieses“ und „Der Harem des Großsultans“ bestanden durchweg in ganz gewöhnlichen Damenbildnissen, die der um seinen Schilling erleichterte Domwanderer kaum der Mühe des Ansehens wert hielt. Sogar ein sprechender Kanarienvogel wurde auf dem ehemaligen Dom vorgeführt. Er beantwortete aber nur eine einzige Frage, nämlich die Frage des Schauspielers: „Segg mol, Männe, wat wullt du smöken, en Zigarr oder en Piep?“ — Der „sprechende Vogel“ sagte dann ganz deutlich: „Piep!“ — Die Gefoppten aber begnügten sich meistens damit, die Sache von der humoristischen Seite zu nehmen und verdufteten bald, um anderen Neugierigen nicht im Wege zu stehen, dieses Naturwunder gebührend zu würdigen.

Eine Blendlingsvorführung war auch „Das Kalb mit drei Köpfen! Lebend zu sehen!“ und „Der fliegende Holländer“, was nämlich ein an einem Bindfaden befestigter und in Schwingungen versetzter Käse war, den man „lebend“ zu sehen bekam. Meistens waschechte Hamburger aus der Gegend vom grünen Sood waren „Die echten Wilden“, „Ewahuh“ und sein Weib „Kambutta“. Auch „Flohtheater“ waren ehemals mehrfach im Dom vertreten. Der Besitzer des „berühmten“ Floh-

theaters, der Goldschmied Leidersdorf, soll einmal den guten Wit gemacht haben, daß er einem Manne, der statt eines Schillings nur einen Sechsling bezahlen wollte, „für so'n Hühnerfram“ den Eintritt berweigerte mit dem Bemerkten: „Ne min gode Mann! Ich will ihnen überhaupt seggen: „Knickers sünd in min Flohtheater ganz unpassende Gäst.“ — Dieser witzige „Flohprofessor“ erhängte sich 1853 infolge des Entweichens seiner dressierten Flöhe, da er diesen herben Schicksalsschlag nicht überwinden konnte.

Ein bekannter „Domreinfall“ war auch der „Olfarben-Zuschkasten“, zum Preise von einem Schilling. Er bestand aus vielen mit Olfarben bunt angestrichenen Kalkstücken. Derartige Reinfallartikel und Scheinschaustellungen sind als die bekannten „Vorspiegelungen falscher Tatsachen“ heute gänzlich von der Dombildfläche verschwunden, da jeder Budeninhaber die Reellität seiner Schaulstellung polizeilich approbieren lassen muß und bei betrügerischen Manipulationen strafrechtliche Verfolgung zu gewärtigen hat. So ist auch die früher ständig auf dem Dom anwesende „Seejungfrau, halb Fisch, halb Mensch“, lebend zu sehen (!) längst zum alten Eisen geworfen und das: Mundus vult decipi! vermählt sich mit dem: Sic transit gloria mundi! in bezug auf Volkshumor und Volkswitz auf dem Hamburger Dom.

Eine ganz gute Dosis Volkshumor lebt aber auch heute noch unter der Gilde der Hamburger Droschkenfutscher, die in dieser Beziehung ihren Berliner Kollegen an Wit und Laune wenig nachgeben. Streiten sich da einst zwei biedere Koffelkenner über die gefangliche Qualifikation ihres einstigen Zunftkollegen „Hein Bötel“. Dem einen will es gar nicht in den Kopf, daß Bötel für sein

Singen eine so hohe Bezahlung bekommt, die in die Tausende geht. „Se, Minsch!“ sagt der zweite zu dem ersten, „Sein Bötel singt of dat hoge „C“. „Ach watt,“ erwiderte der andere, „ich sing’ dat ganze ABC, un mi gift keen Minsch en Sößling dafür.“ Befagter Opersänger Bötel, der aus dem Stande der Droschkenkutscher hervorgegangen ist, fährt einst mit einer Droschke zu einer Theaterprobe nach Altona. Am Ende der Fahrt, so wird berichtet, fragt der Sänger: „Wieviel bekommen Sie?“ — Da soll ihm sein ehemaliger Kollege im Handwerk mit lustigem Augenzwinkern gesagt haben: „Na Sein, hest Du aber gau de Tax vergeten!“ — Selbst wenn dieses in Kutscherkreisen erzählte „Döntje“ nicht wahr wäre, so wäre es doch gut erfunden.

Aus Börsekreisen stammt die auf einen mit O-Beinen behafteten durchgebrannten Bankier bezügliche humorvolle Äußerung: „Gistern güng hei noch inwerts, hüt geiht he all utwerts!“ —

Wie Komik überhaupt, so trägt vor allem unfreiwillige Komik in vielen traurigen und ernstesten Lebenslagen ganz besonders dazu bei, das zerstörte seelische Gleichgewicht wieder zu dem normalen Standpunkt zurückzuführen. Gerade die unfreiwillige Komik im Volkshumor mahnt uns daran, daß unser ganzes Leben eine fortlaufende Kette stets wechselnder Trauer- und Lustspiel-Szenarien darstellt. Halb Posse, halb Trauerspiel, so gleitet das Leben an uns vorüber, und plötzliche, mit aus dem Lebensjammer unabsichtlich auftauchende komische Momente, unbewußte Erzeugnisse des freischaffenden Schalkteufels „Humor“, wirken als unbewußte Leistung der Natur doppelt mit der eingeborenen Kraft zur Hebung tiefer, seelischer Depressionen. Äußerungen unfreiwilliger Komik helfen

uns am besten, des Lebens Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten zu überwinden.

Als im Jahre 1842 durch den großen Hamburger Brand unsägliches Unglück und Elend über die schwergeprüfte Stadt hereingebrochen war, leuchteten dennoch mancherlei komische Vorkommnisse in unfreiwillig humorvoller Weise als helle Strahlen in der Nacht des allgemeinen Elends. So führt das damalige „Journal des débats“, indem es sagt: „Le Hamburg Nachrichter dit“ beispielsweise in seinem Brandbericht an, daß unter den Hamburger Hotels auch das „Spinnhaus-Hotel“ abgebrannt sei. Ebenso ist nach einer Pariser Zeitung nebst anderen Straßen auch der „Hamburger Senat“ mit abgebrannt.

Ein unfreiwilliger Humorist aus dieser schweren Zeit der Not ist auch der vormalige Hamburger Wankelfänger F. C. Werber, der damals ein „Brand-Lied“ — — „dichtete“. Es erschien bei S. Kahlbrock Wwe. am Grünenfood No. 52 und möge zur Erheiterung mitgeteilt werden.

G e d i c h t.

Hört, ihr Freunde, was geschehen
An der schönen Elbe Strand!
Ach, ein Unglück, das geschehen
Nie so groß das Vaterland,
Macht jetzt in Europa's Zonen (!)
Lebhaft das Interesse wach;
Ja, sogar auf Königsthronen
Denkt man diesem Unglück nach. (!)

Raum lag noch die Stadt im Schummer
In der Nacht zum 5. Mai,
Da erwachte Not und Kummer,
Denn ein Feuer, fesselfrei,

Brach um eins in einem Hause
Unverhofft als schnell sich Bahn,
Daß in flackerndem Gebrause
Bald die Flamm' stand himmelan.

Schon der Trümmer viele decken
Einen großen Teil der Stadt,
Von der Arbeit, von dem Schrecken
Sind fast alle Kräfte matt.
Da gewinnt das Umsichgreifen
Dieses Brandes größtes Spiel,
Den Turm St. Nicolai streifen
Flämmchen ohne Maß und Ziel. (1)

Auch St. Petri's Kirchgebäude
Mit dem schönen Glockenspiel,
Das man oft gehört zur Freude,
Stand an des Verderbens Ziel. (1)
Ein Mal und zum letzten Male
Grüßt es noch vom Turme her
In dem lieblichen Chorale:
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“

Endlich läßt es nach, das Feuer,
Und der Mensch faßt Zuversicht.
Die Verwüstung ungeheuer,
Läßet sich beschreiben nicht.
Hamburg an der Elbe Auen
Stellt jetzt dar ein gräßlich Bild,
Doch es ward im Gottvertrauen
Jedes Elend bald gestillt.

Auch die vielen „Sahrmartlieder“ und die
früher auf dem Hamburger Dom und dem „Lämmer-
markt“ als Sehenswürdigkeiten gezeigten gräßlichen
„Moritat-Abbildungen“ rohester Art geben trotz der

traurigen Dinge, die sie besingen und darstellen, sehr oft durch ihre unfreiwillige Komik genügenden Anlaß und Grund zu lebhafter Heiterkeit. So beispielsweise folgendes Terzett, das von der Ermordeten, dem Mörder und dem Vater des Mörders gesungen wird. Die graufige Moritat geschah in der Nacht vom 22. Januar 1797 auf dem Schaarmarkt, wo ein junger Mensch mit Namen Franz Sochen Backs seine „Braut“ ermordete. Diese Braut singt wörtlich:

B r a u t :

„Der Mörder grif mich an
Ich sang zu seinen Füßen,
Was hab ich denn gethan?
Der mir den Leib zerifsen?
Mein Blut floß strömentweis
Diß that er nur zum Fleiß!“

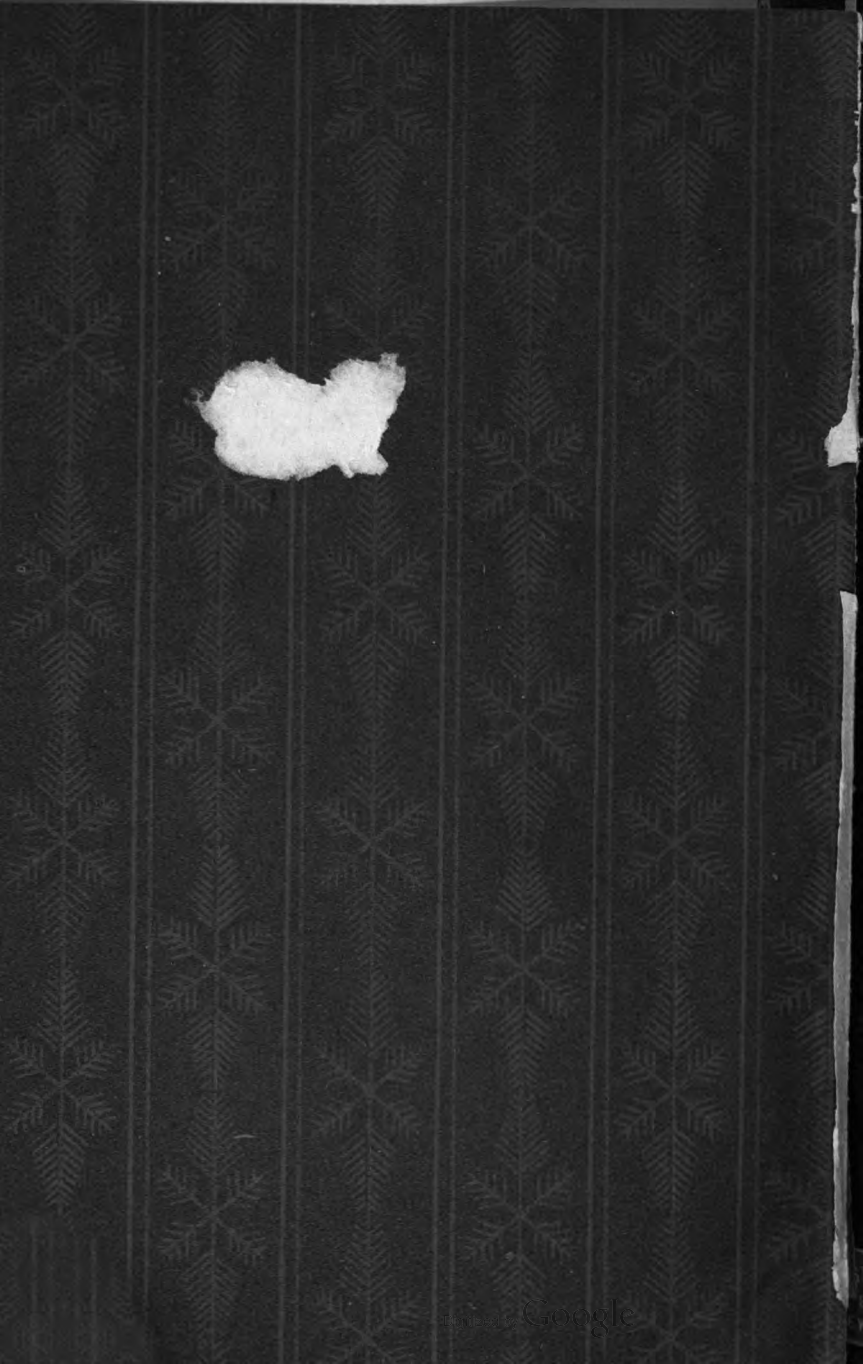
M ö r d e r :

„Was hab ich denn gethan?
So schreiet meine Seele.
Nun kam die Wack heran:
Den Frevler hier zur Stelle,
Dem Mörder, wo ist er?
Sprach hier der Officier!“

V a t e r :

„Was, ist mein Sohn ein Mörder worden?
O Frevler, was hast Du gethan!
Du trittst ja in des Cain's Orden,
Der seinen Bruder Abel fand
Und brachte ihn um vor Gottes Hand.“





HEAT

Digitized by Google

